DIE GROSSEN ERZIEHER.

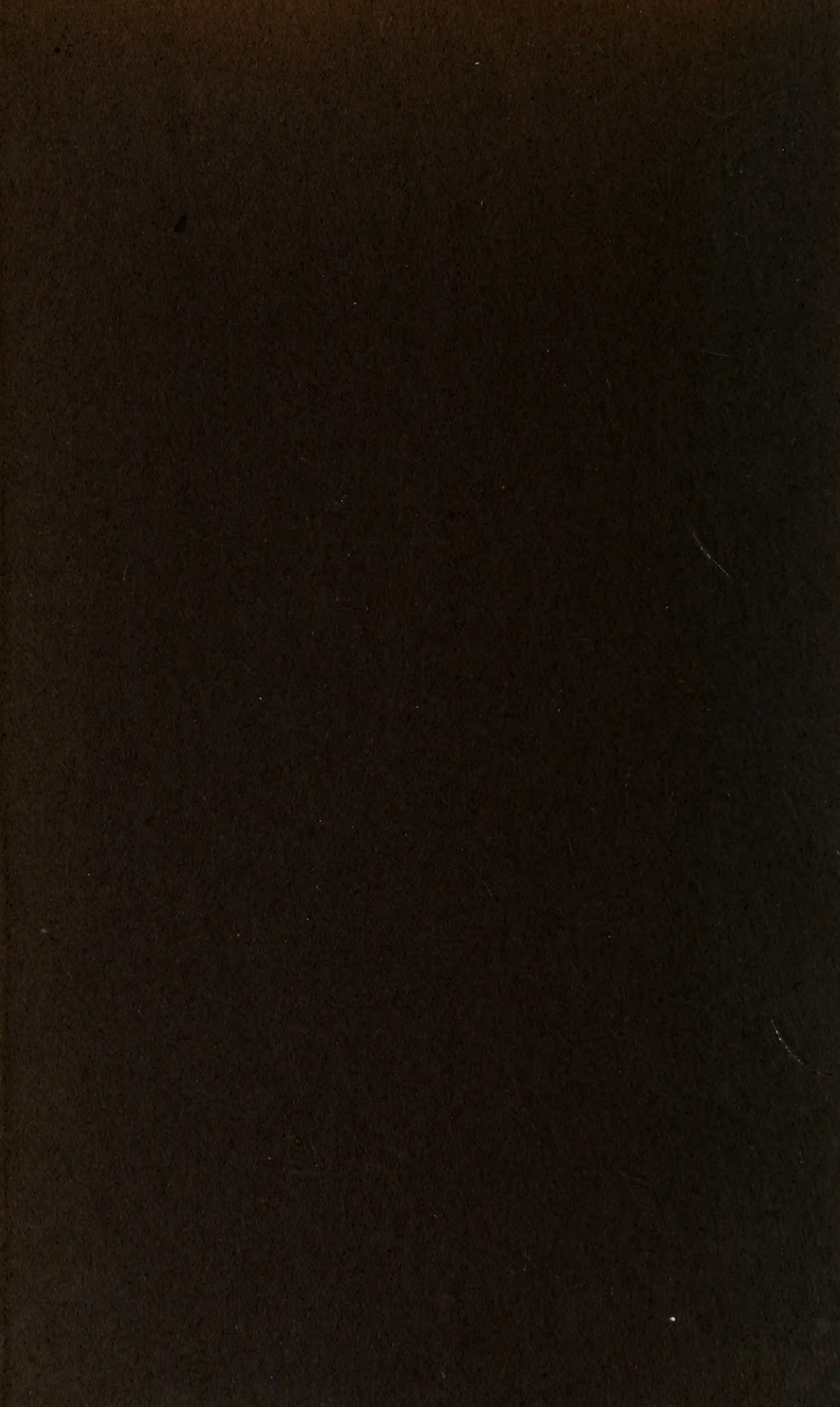
JEAN PAUL

VON

WILHELM MÜNCH.

REUTHER & REICHARD IN BERLIN.









DIE GROSSEN ERZIEHER.

IHRE PERSÖNLICHKEIT UND IHRE SYSTEME.

Herausgegeben von **Rudolf Lehmann.**

Die Geschichte der Pädagogik bildet einen der jüngsten Zweige der Geisteswissenschaften. Vor einigen Jahrzehnten noch war das, was man so nannte, nichts als eine Reihe von Inhaltsangaben pädagogischer Werke, verbunden mit sehr äußerlichen Schilderungen erzieherischer und unterrichtlicher Einrichtungen und Zustände. Das wissenschaftliche Verständnis der Erziehungsgeschichte aber kann nur hervorwachsen aus einer methodischen Verarbeitung des geschichtlich überlieferten Materials einerseits und anderseits aus dem vergleichenden Einblick in den Zusammenhang der Kulturentwicklung, für den die Erziehung einen der wesentlichsten Faktoren bildet. Die sorgfältige Durchforschung der Einzelerscheinungen wird daher als nächste Aufgabe der Erziehungsgeschichte anzusehen sein.

Eine der hauptsächlichsten Teilaufgaben dieser Einzelforschung ist es, die persönlichen Ursprünge und Beziehungen der großen Ideen und Systeme zur Klarheit zu bringen, die in der Gesamtentwicklung der Erziehung hervorgetreten sind und zu einem großen Teil noch heute mittelbar oder unmittelbar nachwirken. Es gilt zu zeigen, in welcher Weise sie aus den Lebenserfahrungen und aus dem Gedankenkreise ihrer Schöpfer entstanden oder aus dem Einfluß bedeutender Vorgänger erwachsen sind. Dies ist nur möglich, wenn das Wirken der einzelnen großen Erzieher in seinem inneren Zusammenhang erforscht und erfaßt wird, wenn ihre pädagogischen Schöpfungen als die Frucht eines erzieherisch gerichteten Lebens und Denkens verstanden werden können. Diese Aufgabe aber erfordert eine Reihe von Arbeiten biographischen Charakters, die zunächst in sich abgeschlossene Bilder ergeben und hierdurch zugleich die Gesamtauffassung fördern. In der Geschichte der Pädagogik wie in aller Geschichte überhaupt ist es doch erst die Bedeutung der Persönlichkeit, welche Farbe und Leben in die Betrachtung bringt.

Aus dieser Anschauung heraus ist der Plan erwachsen, die hervorragenden Pädagogen und ihre Werke in einer Reihe von biographischen Einzelarbeiten zu behandeln. Dieselben sollen

DIE GROSSEN ERZIEHER.

IHRE PERSÖNLICHKEIT UND IHRE SYSTEME.

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. RUDOLF LEHMANN,

PROFESSOR A. D. KÖNIGL. AKADEMIE ZU POSEN.

I. BAND.

JEAN PAUL

VON

W. MÜNCH.

BERLIN,

VERLAG VON REUTHER & REICHARD

1907.

JEAN PAUL,

DER VERFASSER DER LEVANA.

VON

DR. WILHELM MÜNCH,
GEH. REGIERUNGSRAT U. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT BERLIN.



BERLIN,
VERLAG VON REUTHER & REICHARD
1907.

Vorrede.

Nicht eine neue Ausgabe der Levana — für die ein Bedürfnis nicht vorläge — soll mit gegenwärtigem kleinen Buche geboten werden, aber auch nicht eine bloße Einleitung, und ebensowenig bloße Untersuchung und Kritik, sondern eine Einführung in das Werk, seinen Gehalt und seine Eigenart, die eben die Eigenart Jean Paul Friedrich Richters ist. Genau vor hundert Jahren ist die Levana erschienen, und als eine Art von Jubiläumsschrift wird sich denn dies Büchlein darstellen dürfen.

Vielleicht vermißt man eine genauere Aufdeckung der philosophischen Grundlagen, eine vollständigere Untersuchung aller der möglichen mittelbaren oder unmittelbaren Einflüsse anderer Geister auf unsern Autor. Der Raum war beschränkt, und das Wesen der Levana selbst schien mir doch vor allem eine lebendige Einführung in dieses reiche und nicht eben durchsichtige Gedankenwerk nahe zu legen. Auch die mögliche Anteilnahme eines nicht zu engen Kreises pädagogischer Interessenten durfte meines Erachtens mitsprechen.

Die Verbindung mehrerer Fachmänner zur Herausgabe einer Sammlung wie die hier eröffnete wird Verschiedenartigkeit der Auffassung und Behandlung weder ausschließen können noch sollen. Mögen die weiteren Bändchen den gegenwärtigen Versuch nach recht vielen Seiten übertreffen!

Die vier Kapitel, in welche der Stoff im folgenden gegliedert ist, stehen mit einer gewissen Selbständigkeit nebeneinander. Wenn darum einige Wiederholungen nicht zu vermeiden waren, so wird man das hoffentlich entschuldigen.

Berlin, Januar 1907. **W. M.**

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Das Hervorgehen der Levana aus dem äußeren und inneren Leben ihres Verfassers.

Zweites Kapitel.

Der Gedankengehalt der Levana.

Drittes Kapitel.

Die Stellung Jean Pauls inmitten der pädagogischen Denker seiner Zeit.

Viertes Kapitel.

Der Wert der Levana.

Zur Literatur.

Die Literatur über Jean Paul hier vollständig zusammenzustellen, ist kein Anlaß. Jedermann zugänglich sind die neueren Ausgaben der Levana: von Karl Lange (in der Bibliothek pädagogischer Klassiker von Beyer und Mann in Langensalza), von K. Fischer (in Greßlers Klassikern der Pädagogik herausgeg. von H. Zimmer, Langensalza), und in der Reclamschen Universalbibliothek.

Die Seelenlehre Jean Pauls behandelt Josef Müller, Dissert. München 1894; dieselbe R. v. Koeber in einem Aufsatz der Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung (1. Sammlung, Heft 5); die psychologische Grundlage von Jean Pauls Pädagogik: Friedrich Reuter, Diss. Leipzig 1901; das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit: Walter Hoppe, in den Teubnerschen Neuen Jahrbüchern für klassisches Altertum und Pädagogik 1901.

Als Biographien und allgemeinere Würdigungen liegen vor (außer der ergänzten Selbstbiographie und den älteren Werken von E. Förster und R. O. Spazier): Paul Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen, Berlin 1876, Weidmannsche Buchhandlung; von demselben: Jean Paul, sein Leben und seine Werke, ebenda 1889; Josef Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart, München 1894, Lüneburgs Verlag; von demselben: Jean Paul-Studien, ebenda; Ferd. Jos. Schneider, Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur, Berlin 1905, B. Behrs Verlag. Französisch: J. Firmery, *Étude sur la vie et les oeuvres de Jean-Paul-Frédéric Richter*, Paris 1886.

Hierzu kommen selbstverständlich, was die pädagogische Bedeutung betrifft, die betreffenden Artikel bezw. Abschnitte in den pädagogischen Encyklopädien und den Darstellungen der Geschichte der Pädagogik. Eine neue Arbeit liegt vor von N. Tonroff: Jean Paul als Pädagoge, Lausanne 1906, E. Frankfurter.

Erstes Kapitel.

Das Hervorgehen der Levana aus dem äußeren und inneren Leben ihres Verfassers.

1.

Mit Unmut gedenkt heute mancher der Tatsache, daß die Größten in unserer Literatur zu ihrer Zeit ihre Ehre nicht voll empfingen, daß der Teil der Nation, der doch als der gebildete zweifellos anzusehen war, nicht so gut wie einmütig den Ersten die erste Stelle gab, sondern weithin sehr viel fragwürdigeren Geistern volle Huldigung zollte. Wie konnte Kotzebue gegen Schiller stehen, wie auch Jean Paul gegen Goethe? Und es sind wirklich nicht bloß schwärmerische unklare Frauenseelen gewesen, die als den Größten unter den deutsch Schreibenden eben diesen Jean Paul empfanden und rühmten. Was man seine Gemeinde nennen kann (der Ausdruck ist in solcher Verwendung ja erst in neuerer Zeit in Gebrauch gekommen, indem die Empfänger kultischer Verehrung gewissermaßen vom Himmel auf die Erde herabstiegen), war nicht etwa nur eine Sekte am Rand einer großen Gesamtkirche: eine gewaltige Zahl edel gerichteter Männer und Frauen hat ihm lebenslang Treue gehalten, und die letzten von diesem ursprünglichen Strome Getragenen haben bis vor wenig Jahrzehnten gelebt.

Inzwischen ist der, den einst die Augen der Zeitgenossen vom vollsten Licht umstrahlt schauten, tief in den Schatten zu stehen gekommen, und es wäre nun leicht, ihm jene Überschätzung zu verzeihen. Nicht just in den Schatten der Vergessenheit. Der Klang seines Namens war doch zu voll, als daß er jemals ganz verklingen konnte. Daß das Hohlheit gewesen sei, was jener Menschheit als Fülle erschien, könnte

niemals behauptet werden. Niemand, der sich heute oder in Zukunft zu Jean Paul zurückwendet, kann verkennen, daß er mit einem Geist von wundervollem Reichtum in Berührung kommt. Auch ist das, was man heute an dem Schriftsteller vermißt oder mißbilligt, ungefähr ebenso schon von vielen seiner Zeitgenossen vermißt und mißbilligt worden. Der Eindruck seiner seltsamen schriftstellerischen Eigenart, das stete Hin- und Hergezogenwerden der Leser zwischen hohem Wohlgefallen und ärgerlichem Unbehagen, die Zwiespältigkeit einer scharf satirischen und schwärmerisch sentimentalen Natur, die stete Durcheinandermischung ganz ungleichartiger Gefühlselemente, auch der spielerische Mißbrauch eines äußerlichen Vielwissens, das alles wurde vor hundert Jahren ebensowohl gefühlt und aufgedeckt wie jetzt. Aber doch ist die innere Stellung unserer Zeitgenossen zu ihm mit Naturnotwendigkeit eine andere als die der Menschen von damals und aus der gesamten ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Man ist jetzt noch weit weniger fähig, eine solche Breite der Darstellung zu ertragen, wie sie allen den großen Dichtungen Jean Pauls eignet, ein solches Wuchern der eingeflochtenen Betrachtung gegenüber der Darstellung von Geschehnissen. Wir verlangen auch mehr wirklich geschaute Gestalten und Vorgänge statt der bloß gedachten und beschriebenen, ja oft ohne Geschick beschriebenen. Wir vertragen noch schwerer den willkürlichen Wechsel der Stimmungen, das vielfache Hin- und Herfahren zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen. Wir fordern mehr Wirklichkeit konkreten Lebens gegenüber der steten Analyse seelischer Zustände. Und von diesen Seelenzuständen ist sehr Wesentliches uns ziemlich fremd geworden, so die beständige Bereitschaft zum Gerührtwerden, die leicht aufquellenden Tränen auch in Mannesaugen. Der Idealismus Jean Pauls ist nicht mehr unser Idealismus, und der zwischen engster Wirklichkeit und der Welt des Unendlichen hin und her wandernde Blick des Autors begegnet nicht recht mehr unsern eigenen Augen; sein Unendliches wird uns leicht das Vage. Nur in der liebevollen Ausmalung des Kleinen und Engen finden wir bei ihm, wie in Bildern holländischer Meister, anziehende Wahrheit; aber das zwischendurch immer

wieder auftauchende Groteske, das nicht selten sinnlich Widerliche der Bilder, die Häufung der Vergleiche und die beständige Einmischung witziger Einfälle, das unharmonische Durcheinandertönen wie auch in gewissem Sinne wieder die ermüdende Eintönigkeit: das alles findet uns weit empfindlicher als das Geschlecht, innerhalb dessen der Dichter lebte.

Wenn nun trotzdem manche Anzeichen gegenwärtig ein gewisses Wiederaufleben des Interesses an Jean Paul auch als dem Verfasser großer Romane zu verraten scheinen (die humoristischen kleineren Schriften haben immer einen Leserkreis behalten), so wird man zunächst annehmen, daß dieses Interesse, wenn es auch nicht rein literarhistorisch sei, doch mehr auf eine gewisse Wißbegier dem seltsam Fremdartigen gegenüber hinauskomme. Aber vielleicht deutet auch etwas wie ein wirklicher Umschlag seelischen Bedürfnisses sich an? Vielleicht wird man es müde, fest Hingezeichnetes zu schauen und möchte lieber Ungreifbares fühlen oder ahnen, ins Vage sich eintauchen lassen, vom Unbegrenzten träumen? Vielleicht ist es auch nur, daß man zwischen all dem formlos Unbefriedigenden, dem breit Verschwimmenden die Schätze an bedeutenden Gedanken und gelungenen Worten würdigt, das tiefe Verständnis menschlichen Innenlebens, alle die Blitze der Erkenntnis, die über das Ganze des menschlichen Lebens hinzucken! Und in der Tat, dieser Reichtum, unvergleichlich groß wie er ist, darf nicht verschüttet werden; er verdient es, für die Nation, für die Menschheit immer wieder lebendig gemacht zu werden.

Doch selbst wenn man nicht mehr die Zeit, nicht mehr die innere Muße dazu fände, sich in Jean Paul zu vertiefen, um sich an ihm zu bereichern, unterschätzt darf doch niemals werden die Wirkung, die er auf seine Generation gehabt hat, und es handelt sich dabei nicht bloß um das Maß, sondern auch um Art und Wert dieser Einwirkung. Er ist doch, wie nur wenige Schriftsteller in allen Zeiten und Nationen, Erzieher seiner Mitwelt geworden, Erzieher durch Inhalt und Geist seiner Schriften, dem gegenüber alle Form oder vielmehr Formlosigkeit nicht ins Gewicht fiel. Dazu mußte in dieser Generation freilich latent vieles schlummern, was durch das

Wort des Schriftstellers ins Bewußtsein gehoben ward. Und es war im ganzen eben doch ein idealistisches Geschlecht, das der deutschen Menschen vor hundert Jahren. Oder, wenn auch über Enge und Dumpfheit, ja über Niedrigkeit und Wertlosigkeit der Vielen zu jener Zeit nicht weniger geklagt wurde als zu irgend einer andern: die Oberschicht der höher Emporstrebenden, der von einem schönen Idealismus Erfüllten und Getriebenen, war offenbar breit und dicht genug, um dieser Zeitperiode wahrscheinlich für alle Zukunft eine Ehren- und Höhenstellung zu sichern.

Was für ein Jahrhundert war durchlebt worden, durch welche Folge großer innerer Neuerungen war man gewandelt! Religiöse Innigkeit statt starrer Glaubensbehauptung hatte den Herzen die pietistische Bewegung gebracht. Seit Leibniz gab es eine deutsche Philosophie, es gab ein Suchen der Wahrheit mit eigenstem Ernste, es gab einen schönen Glauben an die Möglichkeit des Wahrheitfindens durch menschliche Geisteskraft. Es gab den beschwingenden Optimismus gegenüber menschlicher Natur und ihrer Bestimmung. Es gab das große Bekenntnis zur Toleranz zwischen den Überzeugungen, den Glaubensüberlieferungen, den religiösen Gemeinschaften. Es gab die warme Pflege edler persönlicher Freundschaft; es gab das hohe Ideal der Humanität als des Zieles aller Bildung und als letzten Wertmessers, das Evangelium von der schönen Seele. Es gab doch auch den neuen Glauben an den Wert deutschen Wesens. Es war die große, befreiende und zugleich gründende Lehre Kants erschollen. Es gab den neuen Sinn für echte Poesie wie für große Natur, und die Verwebung der Poesie mit den höchsten Willenszielen.

Und dies gerade war es doch wesentlich, was einem Jean Paul die treue Anhängerschaft gewann und bewahrte: seine Dichtung steht durchaus im Dienst eines ethischen Idealismus, im Dienst der Tugend, wie man damals sagte und wie zu sagen seitdem aus der Mode gekommen ist. Unter den heutigen Menschen sehen viele darin eine völlig zu überwindende Beschränktheit, und wer etwa noch anders fühlt, verficht das nicht öffentlich. Aber mag man die Frage nach

dem Recht jener Verbindung beantworten wie man will: tatsächlich ist Jean Paul durch seine Romandichtungen ein einflußreicher sittlicher Erzieher innerhalb seiner Zeit und auch über dieselbe hinaus geworden. Schon indem er den Wert des Menschlichen gerade auch bei den Kleinen, den Unscheinbaren, den in Enge und Dunkel Gefangenen fand und finden ließ, und dagegen alle bloß äußerliche Vornehmheit bei innerer Hohlheit immer wieder bloßstellte (zu seiner Zeit und für einen großen Teil der deutschen Leser gewiß verdienstlicher als heute); ferner indem er aus aller Enge der Verhältnisse frei hinaus- und hinaufschauen ließ zu den möglichen Höhen menschlichen Wertes; indem er hoch hinwegführte über die Wege gemeiner Sinnlichkeit; indem er die Herzen erregte zu unendlichen Gefühlen, der reinen Liebe, reinen Begeisterung, reinen Religiosität.

Freilich, er hat nicht, wie Schiller, mit heroischen Gesinnungen und großem Wollen männliche Seelen zu erfüllen getrachtet und nicht vermocht: die Enge des ihn umgebenden Lebens ließ ihn nur unmittelbar in den Äther heiligen Fühlens emporstreben; zum Kampf mit Sturm und Wellen ruft er nicht auf. Er hat nicht etwa d e r Erzieher seiner Nation, seiner Zeitgenossen werden können. Weit entfernt! Aber welcher einzelne wäre das schlechthin geworden? Lessing, Kant, Herder, Winckelmann, Schiller, Goethe, Humboldt, Stein, Arndt: jeder von diesen und vielleicht noch andere wurden es in einem gewissen Sinn und auf eigenen Linien. Aber auch Jean Paul auf der seinigen. Wie viele ihm eine Art von innerer Heiligung und damit ein tiefes seelisches Glück verdankten, das lassen sehr bestimmte Zeugnisse überschlagen. Er mußte eines Tages abgelöst werden, seiner Kraft mußten andere erzieherische Kräfte folgen: aber eine persönliche Wirkung ist darum nicht annulliert, weil sie zur Ruhe gekommen ist.

Indessen als großer Erzieher hat Jean Paul doch nicht bloß in diesem allgemeinen Sinne Bedeutung. Gewiß, es ist viel mehr, in solcher Weise Erzieher geworden zu sein, als die Erziehung in dem gewöhnlichen engeren Sinne, die Jugenderziehung, durch eine bestimmte Leistung gefördert zu haben.

Aber wenn diese besondere Leistung doch mit der allgemeinen persönlichen Kraftanlage nahe zusammenhängt, aus ihr (und nicht von mehr zufällig technischer Grundlage her) ihren eigentlichen Wert empfängt, und wenn sie ferner ihre Bedeutung auch da weiter behauptet, wo die Wirkung der allgemeineren Leistungen stumpf geworden ist: dann hat sie damit doch wohl ein Recht auf volle Schätzung erworben. Dieses Geringere war noch nicht mit jenem Größeren gegeben, und es ist nicht an sich gering. Übrigens ist die Zahl der Geister ersten Ranges nicht klein, die von einem vornehmen Hauptgebiet ihres Denkens aus zu dem der Jugenderziehung gelangt sind und es in ihre ernste Gedankenarbeit hineingezogen haben: von Staatsmännern, Philosophen, Dichtern ließe sich aus der Reihe der Jahrhunderte eine stolze Gruppe zusammenstellen. Und zeigt sich nicht auch das ganze Sinnen und Denken eines solchen, der gewiß echtester Dichter war und keineswegs bloßer Moralist oder schulmeisterlicher Weltverbesserer, Goethes nämlich, durchzogen von der großen ewigen Frage nach der rechten Kindheits- und Jugenderziehung? Ein Herabsteigen also von stolzer Höhe bedeutet dergleichen nicht, so lange der freie und reiche Geist sich nicht selbst dabei aufgibt, was aber eben bei einem Geiste nicht zu erwarten ist, der wirklich frei und reich heißen darf. Ja, mitunter ist gar ein Erzieher, dessen ganzes Herz an diesem praktischen Ziele hing und der in allem Suchen und Ringen seines Lebens nichts anderes sein wollte, über der Erfüllung seines Herzens von diesem Ziele zum Dichter geworden: wie Pestalozzi seine Feder führt, da entströmen ihr Abschnitte von höchstem dichterischem Schwung, von herrlichem sprachlichem Ausdruck für den herrlichen Enthusiasmus seiner Seele.

Aber wir wollen doch bestimmter fragen, und die Frage läßt sich sehr bestimmt beantworten: Wie kam Jean Paul dazu, seine Erziehungslehre, die Levana, zu schreiben?

2.

Wie ist dieses Buch aus seinem Geist und Leben hervorgegangen? Denn daß es nicht einem äußeren Antrieb oder einem mehr zufälligen Bedürfnis seine Entstehung verdankt,

daß hier nicht ein Lehrbuch geschrieben ward, weil nun einmal die erforderlichen Gedanken dazu dem Autor zur Verfügung standen, das wird man von vornherein annehmen und glauben. Es wirkt ein starker Drang, es wirkt ursprüngliches Interesse zusammen mit Erfahrungen, Erlebnissen, mit Ergebnissen reicher Beobachtung und Betrachtung; es wirkt auch der Wunsch, verbessernd und veredelnd in das Leben der Menschheit einzugreifen: war es doch eben dieser Wunsch, der im Grunde unsern Autor überhaupt bei seiner Schriftstellerei beseelte. Den satirischen Schriften seiner frühen Periode, die eben nur dem Mißfallen an der wirklichen Menschenwelt Ausdruck geben, folgten alsbald die sentimentalhumoristischen Werke, in denen sich inmitten von allerlei Kleinlichem und Häßlichem rein und ideal fühlende Menschen bewegen, während zugleich des Betrachtenden viel eingeflochten ist und die Tendenz, die Menschen emporzuziehen, allerwärts kund wird. Und dem, der dies letztere will, der die Menschheit über sich selbst emporheben möchte, wird es immer nahe liegen, an die wahren Bedürfnisse der Erziehung zu denken. Erneuerung von unten auf muß möglich scheinen auch wo sie weiter oben schwerlich Hoffnung gibt. Manches geradlinige System ist unter diesem Hinblick aufgerichtet worden, und weit mehr gelegentliche Leidenschaft hat sich Ausdruck gesucht. Bei Jean Paul ist es doch mehr und Besseres als radikale Theorie oder zeitweilige Erregung. Blicken wir etwas bestimmter auf seine innere Stellung zu Kindheit, Jugend, Erziehungswegen und Erziehungszielen, so wie sich diese aus seinem ganzen (der Levana vorhergehenden) Leben, seinem Tun und Leiden, Denken und Dichten ergibt. Unterscheiden läßt sich dabei das Was und das Wie der Einfluß übenden Momente. Doch wird es erlaubt und natürlicher sein, das eine und das andere ungetrennt zur Erwähnung zu bringen.

So wäre hier nun Anlaß, das Leben Jean Pauls zu erzählen. Aber für eine Darstellung, die selbst lebensvoll heißen könnte, ist doch in einem Bändchen wie das gegenwärtige der Raum schwerlich vorhanden; diesen vielmehr ganz wesentlich der Darlegung und Würdigung der pädagogischen Gedanken des Schriftstellers vorzubehalten wird geboten sein.

Und eine mehr tabellarische Übersicht über jenes reiche Schriftsteller- und Menschenleben läßt sich anderswo an so mancher Stelle entnehmen [1]). Beschränken wir uns auf das, was zu unserm Thema Beziehung hat. Daß der Pfarrerssohn Fritz Richter (dem seine Paten außerdem auch die Namen Johann und Paul übermacht hatten) zu Wunsiedel im Fichtelgebirge (am 21. März 1763) geboren ward, wäre weder für ihn noch für dieses Städtchen von Bedeutung, da die Familie mit dem Orte weiter nicht verwachsen war und die Versetzung in das Pfarrdorf Joditz bei Hof schon in den ersten Lebensjahren des Dichters erfolgte. Immerhin mögen die Biographen auf das Fichtelgebirge als die Heimat des Richterschen Geschlechts und auf den mystischen, wundergläubigen Zug seiner Bewohner zur Erklärung eines tiefgewurzelten ähnlichen Seelenbedürfnisses bei des Dichters Vater wie bei ihm selbst hinweisen. Sie mögen auch dem Aufwachsen des letzteren in der bergig anmutigen Gegend von Joditz eine gewisse Bedeutung geben, während übrigens die eigentümliche Abgeschlossenheit von der Welt selbst dieses kleinen Dorfes, in welcher das Pfarrhaus seine Kinder hielt, bedeutungsvoller gewesen sein wird für die Entwickelung der tiefen Innerlichkeit des begabten Ältesten dieser Knabenschar, für seine Neigung, sich eine reiche und schöne Welt der Phantasie aufzubauen in Ermangelung eines reichen Umblicks in der Wirklichkeit und erwünschter äußerer Bewegungsfreiheit. Jedenfalls aber gewinnen alle diese äußeren Lebensbedingungen erst eigentliche Bedeutung bei einem tiefer empfänglichen, einem bedeutend angelegten Innern; und jedenfalls ist das, was Johann Paul Friedrich als unmittelbares Erbe aus dem Wesen seines Vaters empfing, von ungleich größerem Gewicht als jenes verhältnismäßig Äußere. Ein recht lebendiges Bild von dieses Vaters Natur sich zu machen wird freilich schwer: hohe musikalische Begabung und ansehnliches produzierendes Können auf diesem Gebiete, nicht selten Anwandlungen von Melancholie, gesellige Gewandtheit mit Scherz und Witz, ängstlich gewissenhafte Verwaltung seines Predigt-

1) S. die Literaturangaben bei der Vorrede.

amts, unerschüttertes Verbleiben bei der überlieferten positiven Theologie, erstaunliche Gleichgültigkeit gegen die natürlichste pädagogische Normierung beim Unterricht seiner Kinder, wie auch unentwegt altmodische Gewöhnung in deren sonstiger Erziehung: sind diese uns überlieferten Züge keineswegs unvereinbar, so wirkt ihr Zusammentreffen auf uns doch seltsam. Sie lassen aber ähnliches Auseinanderfallen bei dem größeren Sohne weniger verwunderlich erscheinen.

Fühlt man immer etwas wie eine Doppelnatur in Jean Paul, nämlich jenes Gegenüber von warmem Gefühl und kalter Satire, von der Hingabe an die sentimentalen Stimmungen und dem lustig unerschöpflichen Witz und Scherz, von dem zerfließenden Fühlen und dem gehäuften und überall eindringenden stofflichen Wissen, von dem beständigen Aufschwung zu dem Höchsten und dem liebenden Haften am Engen und Alltäglichen, so hat er selbst, indem er dem Helden in seinem Hesperus drei Seelen zuschreibt, eine philosophische, eine empfindsame und eine humoristische, damit zugleich (das ist doch wohl mit Recht zum öfteren angemerkt worden) sein eigenes Wesen gekennzeichnet. Aber der Mensch pflegt noch komplizierter zu sein als der Schriftsteller. Und fast alle ganz bedeutenden Menschen weisen weit auseinander strebende Züge auf. Die väterliche Gabe des Witzes hat bei Jean Paul eine um so viel virtuosere und fruchtbarere Ausprägung gefunden. Die peinliche Gewissenhaftigkeit im Beruf kehrt bei jenem als eine Art von Pedanterie in seiner Selbstbildung oder auch in der schriftstellerischen Verarbeitung seines Gedanken- und Wissensbesitzes wieder. Die theologische Gebundenheit hat sich in einen, wenn auch freien, aber unerschütterlichen religiösen Untergrund alles Fühlens gewandelt. Zweifellos hat sich auch des Vaters musikalische Begabung auf den Sohn vererbt; die außerordentliche Rolle, welche das Phantasieren auf dem Klavier in Jean Pauls ganzem Leben gespielt hat, und zwar ein auch für die Umgebung eindrucksvolles Phantasieren, bedeutet hier wohl mehr als wenn eine Anzahl korrekt zustande gekommener Notensätze von ihm vorläge. Der künstlerische Gestaltungsdrang hat sich aber wesentlich auf das schriftstellerische Gebiet übertragen, während

doch freilich dieses Schriftstellerische bei ihm großenteils auch den Charakter des freien Schweifens, des schrankenlosen Phantasierens hat und feste Gestaltung, plastische Geschlossenheit selten sich ergibt. Das Erbe der väterlichen Melancholie scheint beim Sohne zunächst im Kindesalter hervorzutreten. Aber Melancholie in dieser frühen Periode, die leicht ein bedenkliches pathologisches Zeichen ist, findet sich andrerseits häufig gerade bei besonders hochbegabten oder tief angelegten Naturen, um bei ihnen auf späteren Entwicklungsstufen zu weichen, um andern Symptomen der ungewöhnlichen Wesenstiefe Platz zu machen. Ganz pflegt sie übrigens auch später nicht zu fehlen; als Rückschlag auf Momente höchster Kraftleistung und schönsten Lebenserfolges taucht sie gerade bei jenen immer wieder auf, wenn sie auch nicht stets zu äußerem Ausdruck kommt. Und so gern Jean Paul später die Heiterkeit der Seele empfiehlt und rühmt, so gewiß er sie auch in wichtigen Lebensbeziehungen (namentlich bei der Erziehung seiner Kinder) bewährt hat, so zeugen doch andrerseits zahlreiche Äußerungen auch von jenem geheimen Weh, mit dem die Edelsten in gewissen Stunden auf das Leben zu blicken pflegen. Daß auf unsern Autor kein Einfluß vom Wesen der Mutter her fühlbar wird, braucht nicht unnatürlich zu erscheinen: nicht jede Mutter eines großen Mannes ist für ihre Person bedeutend gewesen. Dafür kann ein gewisser weiblicher Zug im Wesen und Fühlen dieses Dichters nicht verkannt werden, oder ein gleichzeitiges Umfassen des Innenlebens beider Geschlechter, während übrigens von Mangel männlicher Festigkeit bei ihm in seinem Privatleben durchaus keine Rede sein könnte.

Neben dem Einfluß des Blutes (oder auch zugleich des elterlichen Vorbildes, da sich beides nicht immer unterscheiden läßt) muß derjenige der elterlichen Erziehung als solcher zur Sprache kommen. Daß unter der »widersinnigen damaligen Kindererziehung, welche mit Pelzmützen, Purgiermitteln und Luftsperren, mit Warmhalten und Festschrauben und Schonen einer feindlichen Zukunft nicht vorbaute, sondern vorarbeitete« die Richterschen Kinder zu leiden hatten wie alle damaligen, bezeugt er selbst in den Aufzeichnungen aus seinem Leben;

aber auch, daß er sich ein Gegengift gewann durch gelegentliches »Turnrennen im kältesten Wetter« und dergleichen. Und so mag zu lebenslanger Befürwortung und Verwirklichung körperlicher Abhärtung Jean Paul mit seiner frühen inneren Selbständigkeit schon dort die Anregung empfangen haben. Wichtiger ist der Rückschlag der erfahrenen Unterrichtsweise. Ist es für uns kaum vorstellbar, wie der akademisch gebildete, sicherlich kluge und humane Vater seinen jungen Sohn (und einen solchen Sohn, aus dessen ungewöhnlichen Gaben er schließlich die beste Freude seines Lebens gezogen zu haben scheint) in der ödesten, mechanischsten Weise unterrichtete oder vielmehr nur lernen ließ, mit regelmäßigem massenhaftem Einprägen von Unverstandenem oder kaum Verstandenem, mit täglich siebenstündigem Hinpflanzen in das Studierzimmer und bequemem Abhören von seiten des väterlichen Lehrers: so hat diese Art von erfahrenem Lernzwang doch wohl nicht bloß des Dichters Selbstentsagung und Ausdauer im weiteren Leben vorbereitet, sondern scheint zugleich andrerseits ihm Anregung zum Suchen echterer Bildungswege gegeben zu haben. Die Fälle sind nicht vereinzelt, daß empfangener schlechter Unterricht weiterer Anlaß zu eigenem pädagogischem Suchen geworden ist. Als Beispiel aus der Vergangenheit mag Comenius gelten, mit seinem wehmütigen, der öden Schulzeit geltenden Ausruf: »*O mihi praeteritos referat si Juppiter annos!*«

Und wie der väterliche Lateinunterricht (denn eigentlich nur um diesen Gegenstand handelte es sich doch), so ist auch fast aller sonstige Unterricht, den der junge Fritz Richter von Lehrern empfing, ungeschickt und unerfreulich für ihn gewesen — natürlich unerfreulicher für einen, der nach seinen reicheren Gaben um so lebensvollerer Berührung mit Lehrstoff wie Lehrpersonen bedurfte. Hierher gehört, was ihn der zweite Geistliche, der »Kaplan« Völkel von Schwarzenbach (der neuen Pfarrstelle seines Vaters seit 1776) in Geographie und »Philosophie« zu lehren dachte, hierher auch, was ihm das seit 1779 besuchte Gymnasium zu Hof mit seinem humanistischen Unterricht bot. Die späteren, etwas schwankend und vielleicht selbst widerspruchsvoll erscheinenden Urteile

des Schriftstellers über den Bildungswert der alten Sprachen erklären sich aus der Erinnerung an diesen tief unbefriedigenden Unterricht einerseits und dem bedeutenden Eindruck, den die Rückkehr zu ihren Autoren in einem reifen Alter gewährte; es ist schon manchem Unberühmteren mit der Würdigung der Alten ähnlich ergangen. Ob die Abneigung Jean Pauls gegen die Geographie und die lebenslang bewiesene Unfähigkeit diesem Fache gegenüber wesentlich der ungenügenden Lehrkraft jenes ersten Fachlehrers zuzuschreiben sei oder vielmehr doch einem eigentümlichen (und übrigens nicht unverständlichen) Defekt in der Begabung des damaligen Schülers, kann dahin gestellt bleiben. Die wichtigste Wirkung all der mangelhaften Lehrweisheit der zu seinem Unterricht in diesen Jahren Berufenen war zweifellos die, daß der Schüler um so bestimmter in sich selbst zurückgeworfen wurde, daß er einen Selbstunterricht suchte und eine Selbstausbildung begann und betrieb, wie sie freilich nur dem bedeutend Angelegten möglich war und wie sie gewissermaßen geradesweges zu seiner schriftstellerischen Reife führte.

Zwar, das Bedürfnis die mannigfachsten Bücher zu lesen, namentlich wenn sich plötzlich die Gelegenheit öffnet, in volle Bibliothekvorräte hineinzugreifen, ist an sich nichts sehr Ungewöhnliches, und der Eifer, ein buntes Detailwissen aus allen Gebieten zu sammeln und zur Verwendung oder doch ans Licht zu bringen, braucht noch nicht erfreulich zu heißen. Aber die Energie, regelmäßige und sorgsame Exzerpte zu machen, deutet namentlich in so jungen Jahren auf einen Ernst und eine Empfänglichkeit, wie das nur bei einer werdenden ungewöhnlichen Persönlichkeit gefunden werden wird. In der späteren Äußerung Jean Pauls »Alles Lernen war mir Leben« spiegelt sich noch dieser wundervolle Drang zur Selbstausbildung, diese Freude an der Erweiterung seines inneren Besitzes; und die gleichzeitige Klage, daß er eigentlich nie einen Lehrer gehabt habe, der ihm etwas Rechtes gewesen sei, werden wir unsrerseits ohne großes Mitleid vernehmen: daß der Knabe und Jüngling weitaus das Beste selbst leisten mußte, war wohl zu seinem wirklichen Besten. Immerhin wäre vielleicht durch frühe vollere Regulierung sein Geist

vor dem Desultorischen und maßlos Schweifenden seiner späteren Schriftstellerei behütet worden. Aber für den künftigen Verfasser einer originellen Erziehungs- und Bildungslehre war dieses selbsterlebte Stadium der zusammenfallenden Lern- und Lebensfreude gewiß von hohem Werte. Und der so eifrigen Ausnutzung der Bücherei des freundlich gesinnten Pfarrers Vogel zu Rehau folgte dann weiterhin während der anderthalbjährigen Primanerzeit am Gymnasium zu Hof (1779—80) ein nicht geringer Eifer in der Abfassung mannigfacher Aufsätze über freigewählte Themata, in der Tat schon hinausstrebend über den Bereich der schülermäßigen Stilübungen, schon der Selbstklärung über das vor ihm liegende Leben oder für dieses Leben dienend [1]).

Daß außer den wünschenswerten Lehrern der junge Richter während des größten Teils dieser ganzen Jugendzeit auch der rechten Kameraden entbehrte, lag nicht bloß an der vom Vater durchgeführten Absperrung, nicht bloß an der zufälligen Minderwertigkeit der im Alter hinter ihm stehenden Brüder oder an sonst Zufälligem. Treu verbundene und ähnlich gesinnte Freunde aber haben ihm in der rechten Zeit — für ihn die Primanerjahre in Hof und auch die Studienjahre in Leipzig — nicht gefehlt. Er ist ja auch alsbald Herold der echtesten Freundschaft geworden, einer Freundschaft, wie sie uns in unserer nationalen Geschichte fast nur jene Zeitperiode, und diese allerdings in einer schönen Reihe edler Beispiele, vor Augen führt. Aber im Grunde muß, wem eine solche Tiefe des Fühlens, eine solche Geheimkraft des Ich verliehen ist, einsam bleiben, schon in der Kindheit, oder vielleicht zu allermeist in der Kindheit, obwohl bei ihr niemand nach der inneren Isolierung zu fragen, für sie ein Auge zu haben pflegt. Ohne Einsamkeit gibt es schwerlich ein großes inneres Werden, und auch die höchste Art von Glück pflegt sich doch dem reinen Innenleben zu gesellen. Jedenfalls hat Jean Paul später seiner Kindheit als einer völlig glücklichen gedacht, als der eigentlich einzig glücklichen Periode seines Lebens, oder auch der Kindheit überhaupt als der ein-

1) Genaues darüber s. b. F. J. Schneider, S. 153ff.

zigen Zeit, die wirklich glücklich sein könne. Alles, was er uns an äußeren Freuden aus dieser Zeit berichtet, ist an sich völlig unbedeutend: die Fähigkeit zum Glücklichsein war doch in ihm selbst, und freilich ist sie ihm selbst später vielleicht größer erschienen als sie damals war, eine Täuschung, der berühmte Menschen so gut wie unberühmte unterliegen können. Daß die Enge der äußeren Lebensverhältnisse jedes einzelne Gute um so voller empfinden ließ, versteht sich; aber mit Recht schätzt Jean Paul diese Enge der Verhältnisse auch um ihres erzieherischen Wertes willen, wenigstens ihres Wertes für die Gemütsbildung. Die Vorzüge des Aufwachsens im Dorfe gegenüber dem frühen Leben in der menschenreichen Stadt oder gar Großstadt hat er mit trefflichen Worten gerühmt. Die wenigen Menschen kann man eben kennen und lieben, unter allzu vielen nur kalt werden gegen Menschen überhaupt. Daß nun jene Enge (und noch die weitgehende häusliche Abgeschlossenheit) die Phantasie des Knaben in einem so besonderen Maße zur Entfaltung gebracht habe, mag man sagen; aber wiederum muß doch Kraft und Drang der Phantasie in ungewöhnlicher Stärke vorhanden sein, wenn jene Gegenwirkung erfolgen soll. Mit welcher Lust er also von seiner unverrückbaren Stelle aus Reisebeschreibungen von fernen Ländern gelesen habe, kann man begreifen: daß sie ihn nur anregten, sich ungeschaute Welten vorzumalen, und daß es bei einem sehr unbestimmten Ausmalen fremder Gegenden auch später bei ihm geblieben ist, die er nie eigentlich sehen gelernt und darum auch nicht plastisch zu phantasieren vermocht hat, daran mag man sich hier sogleich erinnern. Wie er aber neben diesem Schweifen ins Weite und Vage zugleich lebenslang eine eigentümliche Liebe für das Enge, Beschränkte, abgesondert Friedliche behalten hat und wie dieser seiner Vorliebe verschiedene seiner besten Erzählungen und in den großen Romanen vielleicht die gelungensten Partien verdankt werden, das hat sich jedem aufgedrängt, der unseres Autors Werke las. »Von jeher eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stilleben, zum geistigen Nestmachen« gehabt zu haben, ist sein eigenes, wörtliches Bekenntnis.

Und offenbar hängt damit nun nahe zusammen das dem

Dichter zeitlebens eigentümliche Interesse für das Innenleben der Kinderwelt, mit seinen kleinen Dimensionen, seiner dunklen Fülle, seiner Fähigkeit des Beglücktwerdens durch Geringes. Gewissermaßen sind einige der Helden seiner gemütvollsten Erzählungen Kinder geblieben auch durch das Mannesalter. Zugleich blieb das innere Leben seiner eigenen Kindheit dem Dichter in ganz ungewöhnlicher Weise immer gegenwärtig und kehrt in mannigfachen Schilderungen seiner Romane irgendwie wieder. So ward der, der selbst ein Kind von besonderer Tiefe und Anlage, von besonderem innerem Reichtum gewesen war, zum berufenen Vertreter der Ansprüche der Kinderwelt überhaupt; daß die »Levana« zu einem erheblichen Teile Vertretung dieser Kindheitsrechte ist — wie das schon Rousseaus Emil, oder vielmehr anders als dies Rousseaus Emil gewesen war — wird von jedem Leser des Buches empfunden. Man kann aber wohl auch sagen, daß jede große Liebe zu den Menschen Liebe zur Kindheit einschließen wird, wie denn oftmals, wo die erstere, allgemeinere durch unerfreuliche Erfahrungen verkümmert ist, die letztere bleibt und von dem nicht verlorenen Bedürfnis des Herzens Zeugnis gibt. Ja, man muß bei Jean Paul auch wohl der schönen Liebe zu allem Lebenden gedenken, die ihn erfüllte und sich z. B. in seinem Hegen und Pflegen von allerlei harmlosem Getier wie in seiner innigen Freude an Blumen äußerte.

Das Kindliche ist ihm aber zugleich das Echte, im Gegensatz zu allem konventionell halb oder ganz Verfälschten, oder das wirklich Große im Gegensatz zu der tatsächlichen Kleinheit so vieler Mitglieder der Menschengesellschaft. Seine eigene Kindheit fiel freilich noch in eine Periode, wo man die Kinder zu mancherlei Zeremonien abrichtete und namentlich in bürgerlichen Familien die Zeichen der Ehrerbietung vor den vornehmen Leuten wie strenge Sittengesetze auferlegte. »Wie glücklich«, ruft er in seiner Selbstbiographie aus, »seid ihr jetzige nKinder, die ihr so aufgerichtet erzogen werdet, zu keinem Niederfallen vor dem Range belehrt und von innen gegen den äußeren Glanz gestärkt werdet!« In der Tast ist offenbar in den dazwischen liegenden Jahrzehnten eine Wand-

lung der Anschauungen und Gepflogenheiten in diesem Punkte erfolgt, wie das auch andere Zeugnisse (z. B. das von Kant) beweisen. Aber die Warnung vor dem Einprägen »seelenkrümmender Gewohnheiten« ertönt doch auch noch in der Levana.

Die schon auf dem Gymnasium und noch früher begonnene Selbstbildung durch Lektüre und Nachdenken fand dann während der Universitätszeit zu Leipzig (seit 1781) ihre Fortsetzung und Steigerung, unter äußeren Verhältnissen, die tausend andere zur Verzweiflung gebracht oder jedenfalls geistig hätten untergehen lassen. Hatte der 1779 erfolgte Tod des Vaters schon in der Zeit des Gymnasialbesuchs große Lebensschwierigkeiten für den jungen Richter im Gefolge, so wurde ihm nun die Universitätsperiode wesentlich zu einer Zeit der kläglichsten äußeren Not, und es ist eine — namentlich bei unsern heutigen Überzeugungen von dem Zusammenhang zwischen physischer Ernährung und geistiger Leistungsfähigkeit — kaum zu fassende Erscheinung, wie viel Energie geistiger Arbeit der buchstäblich andauernd dem Hunger preisgegebene junge Mann bewiesen hat. Höchstens Fichte hat eine ähnliche Jammerzeit als junger Mann durchzumachen gehabt, auch er ohne in seiner geistigen Kraft einzubüßen, was sich bei ihm aber erst später zeigte. Jean Pauls in dieser Zeit verfaßte große Aufsätze, wenn auch von den Beurteilern verschieden gewertet, sind jedenfalls Zeugnisse einer seinen Jahren weit vorausgeschrittenen Geistesentwicklung [1]), wie andrerseits sein Studienumfang und seine gesamte Selbstbeherrschung im Elend eine Willenserziehung von ganz erstaunlicher Höhe beweisen — eine Seite übrigens, die in seinem Wesen auch für sein ganzes folgendes Leben kennzeichnend bleibt. Nur daß die in der Leipziger und auch der nächstfolgenden Zeit entstandenen Schriften, namentlich auch die zuerst veröffentlichten (die Grönländischen Prozesse 1783, die Auswahl aus des Teufels Papieren 1789) scharf satirischen Charakter haben, hat mit den Bitterkeiten seines äußeren Lebens Zusammenhang; er selbst spricht von dieser

1) Eingehendes darüber s. wiederum bei F. J. Schneider.

seiner Produktion als einer Essigfabrik; als wesentlicher noch wird freilich der Einfluß innerer Erlebnisse oder Entwicklungsstadien anzusehen sein.

Weder das Studium der Theologie noch das dann bei ihm in den Vordergrund getretene der Philosophie hat ihn mehr als eine kurze Zeit befriedigen können. Dem anfangs bewunderten philosophischen Lehrer Platner fühlte er sich doch früh entwachsen; von den theologischen Lehren fand er sich zu Zeiten so weit hinweggelangt, daß ihm Atheismus weniger wesensfremd ward als »Schwärmerei«; hat die Leibnizsche Philosophie ihre Bedeutung für ihn nie ganz verloren, so suchte er eigentliche und endgültige Befriedigung doch schon während dieser Studienzeit vergeblich. Und obwohl er in seiner Selbstbiographie sagt: »es wird zweifelhaft sein, ob unser Held (d. h. er selbst) nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war«, und obwohl man diesem Urteil nach Kenntnis seines gesamten Lebens und Lebenswerkes vielleicht durchaus zustimmen darf, obwohl wir dieser ungeklärten Doppelanlage gewisse charakteristische Mängel seiner dichterischen Produktion und andrerseits doch die Rückkehr zu betrachtender Geistestätigkeit in den beiden Werken von 1805 und 1806 verdanken: damals hat der junge Mann sich doch von der Philosophie als solcher wie noch mehr von der Theologie losgerissen, um sich einer freien Lektüre mannigfacher origineller Autoren aus verschiedenen Sprachen zu widmen. Daß er sich zwischendurch des Französischen und Englischen in einem jedenfalls sehr befriedigenden Grade bemächtigt hatte, und zwar ohne dies als eine besondere Leistung zu empfinden, machte jene Beschäftigung erst möglich und die Wirkung (im Vergleich zu derjenigen von etwaigen Übersetzungen) erst lebendig. Aus der vielumfassenden Reihe von Schriftstellern, die der Studiosus Richter kennen gelernt hatte, muß wiederum eine ansehnliche Zahl solcher hervorgehoben werden, die auf ihn, und zwar auf seine damalige und die spätere schriftstellerische Tätigkeit Einfluß geübt haben, die ihm in diesem oder jenem Sinne Vorbilder geworden sind. Deutsche Klassiker wie Lessing und Herder kämen also, wie viel sie auch von Jean Paul gewürdigt

worden sind, hier nicht sowohl in Betracht als die Schriftsteller Lichtenberg und Hippel, auch Hamann, ferner von Engländern Swift, Pope, Young und Sterne, und von Franzosen selbstverständlich Rousseau.

Von ihnen ist es fast nur der letztgenannte, der uns für unser besonderes Gebiet angeht und der weiterhin behandelt werden wird. Nur soviel sei hier gesagt: was für Jean Paul Rousseau, den er schon früh kennen gelernt hatte, bedeutete, und was ihn für diesen begeisterte, ist unschwer zu fühlen. Waren doch namentlich in Deutschland weite Kreise der Besten in ähnlicher Weise von ihm angetan. Mit der Reaktion gegen die Herrschaft des überall seine nüchternen Konsequenzen ziehenden Verstandes kündete sich eine neue Periode der Menschheit an. Die Einsetzung des Gefühls in seine Rechte bedeutete eine Art von Verjüngung des altgewordenen Geschlechts. Der Kampf gegen die Konvention und ihre Fesseln ward kaum minder wohltätig empfunden als der seitherige Sieg gegen die Überlieferung auf dem Gebiet der Überzeugungen, gegen Aberglauben, Priestermacht, Formelherrschaft. Gegen die Kraft alles nur kulturgeschichtlich Gewordenen ward diejenige alles unmittelbar Berechtigten ins Feld geführt. Der Begriff Mensch im Unterschied von allen Scheidungen und Spaltungen imponierte den Zeitgenossen um so voller, ein je volleres und edleres Gefühl sie selbst mit diesem Begriff verbanden, ein je idealeres Bild ihnen dabei vorschwebte. Dazu kam der Eindruck von der Geisteskühnheit dieses Vorkämpfers, der Zauber seiner Beredsamkeit, die Vorstellung von seiner persönlichen Lebensnot, seiner Heimatlosigkeit, dem erfahrenen Unrecht, der berechtigten Bitterkeit, während eine recht bestimmte und zutreffende Kenntnis seines Charakters sich kaum damit verband. — Es ist das Heraufziehen der romantischen Weltanschauung, das sich ankündigte und vorbereitete. Auch Jean Paul pflegt, sofern man jenen Begriff des Romantischen nicht eng literarhistorisch nimmt, dieser Sphäre zugerechnet zu werden. Und selbst für seine Erziehungstheorie mag man, nicht bloß für die bekannten großen Romane, an diesen inneren Charakter denken. Schon die durchaus mangelnde Geradlinigkeit würde dazu passen; mehr natürlich die innere

Stellung zum Leben, zu Wissen und Glauben, die Bedeutung von Gefühl, Liebe, Religion, die Würdigung des Unmittelbaren, des Dunklen, Keimhaften, die weite menschliche Aufgeschlossenheit.

3.

Doch dieser gesamten inneren Vorbereitung auf die Aufgabe der Levana gegenüber ist nun noch einer ganz andersartigen, äußeren zu gedenken, einer Periode im Leben des Dichters, welche die Leser seiner großen und freien Dichtungen sich schwerlich vor Augen führten. Es ist die praktische Lehrtätigkeit, die dem mittellosen Kandidaten Richter eine Reihe von Jahren hindurch (mit Unterbrechungen zwischen 1786 und 1796) auszuüben oblag. Natürlich diente ihm, der Ende 1784 von der Universität unter dem Druck von Not und Schulden heimlich hinweggegangen war und seitdem der auch ihrerseits mit größter Not ringenden Mutter zur Last fiel, die vorübergehende Hauslehrerstelle in Töpen wie die Verwaltung der kleinen Privatschule zu Schwarzenbach und eine noch begrenztere Unterrichtstätigkeit später in Hof nur als zeitweilige, höchst bescheidene Gelegenheit zur Fristung des Lebens; denn eigentlich wollte er längst nur von dem Leben eines freien Schriftstellers für sich wissen. Aber da er in der Organisation seiner kleinen Schwarzenbacher Schule ganz freie Hand hatte, und da ein so reicher Geist und ein so eigenartiger Sinn sich auch auf diesem unscheinbaren Felde nicht verleugnen konnte, so muß es von vornherein als der Mühe wert gelten, in diese Tätigkeit des jungen Jean Paul einen Einblick zu tun. Was in dieser Hinsicht bezeugt ist, deutet freilich nicht etwa schon allerwärts auf die künftige Gestaltung der pädagogischen Theorie unseres Autors.

Unmöglich konnte er schon die Reife und Tiefe der Anschauungen besitzen, wie er sie später kundgegeben hat — später, nachdem er nicht nur so viel mehr erlebt, beobachtet, nachgedacht, sondern auch durch die Schöpfung seiner großen Dichtungen sein eigenes Verständnis alles Menschlichen außerordentlich vertieft hatte, denn an eine derartige Rückwirkung darf man hier getrost glauben. Unmöglich konnte dem so

ganz freien, höchsten Zielen zustrebenden jungen Manne auch seine damalige Berufsarbeit in ihrer vollen Bedeutung vor Augen stehen. Erst später pflegt in solchen Fällen dasjenige im Licht eines großen Zusammenhangs gesehen zu werden, was zu seiner Zeit vielleicht nur in seiner unmittelbaren Kleinheit empfunden ward. Und so wäre auch nicht zu erwarten, daß der Privatlehrer Friedrich Richter sich jetzt schon selbständig gegenüber den Strömungen seiner Zeit bewegt hätte. Wie die Periode, in die seine Lebenszeit überhaupt fällt, durch eine rasche Abfolge oder auch das Zusammentreffen mächtiger geistiger Strömungen überhaupt ausgezeichnet dasteht, daran sei im Vorbeigehen erinnert. Man denke auf dem pädagogischen Gebiet neben der Wirkung Rousseaus an die philanthropische Bewegung, an den lebenskräftigen Neuhumanismus, an die Anregung Kantischer wie weiterhin Schellingscher Philosophie, an das Hervortreten Pestalozzis und den tiefen Eindruck seiner Persönlichkeit. Daß Jean Paul in seiner Schwarzenbacher »Winkelschule« Grundsätze und Einrichtungen erkennen läßt, in denen man manches von dem Geiste der Philanthropen wiederfindet, ist nicht verwunderlich — zumal das Philanthropische wie auch das Antikonventionelle oder Antitraditionelle nicht eigentlich an jene Hauptvertreter und ihre Theorie gebunden war, sondern in der Luft lag, mit dem ganzen Geist der Zeit, der Periode der Aufklärung, des Optimismus, des Freiheitsdranges, der Toleranz und der jugendlichen Zukunftsfreude zusammenhing.

Und aus diesem Geiste heraus ist es denn offenbar auch dem jungen Dichter innerlich gar nicht so schwer geworden, in die Enge seiner Schulstube einzugehen, wie wir uns das sonst denken möchten. Es ist schon sehr glaublich, daß von der schulmäßigen Berufstätigkeit des Großvaters und Vaters (von denen der erstere Kantor in Neustadt am Kulm gewesen war, der letztere vor seiner Joditzer Zeit »Tertius« an der höheren Schule zu Wunsiedel) auf den Sohn und Enkel eine gewisse Bereitwilligkeit und Neigung übergegangen war. Ein bloßes Sichabfinden mit der Pflicht, um des so schwer gefundenen kümmerlichen Lebensunterhalts, um des wechselnden Mittagstisches bei den Eltern seiner Schüler willen, ist es bei

ihm durchaus nicht. Als Pegasus im Joche wäre er nicht zu charakterisieren, obwohl er seinen größeren Beruf selbstverständlich nicht nur immer fühlte, sondern ihm auch gleichzeitig in andauernder Schriftstellerei lebte. Aber seinem Dichtergeist war die Enge ja überhaupt nicht unsympathisch, und in dem Alter war er angelangt, wo man sich zur Kindheit in einer hinlänglichen Distanz fühlt, um sie in ihrer Eigenart lieben zu können. So hat er denn sich seiner Aufgabe mit Ernst und Liebe unterzogen, was nicht hindert, daß man zugleich den Eindruck empfängt, die Beherrschung dieser Kinderschar sei seinem Geiste eine Art von freundlichem Spiel gewesen.

Vielleicht das Allererfreulichste ist doch, daß Jean Paul nun das innere wie äußere Leben eines in ähnliche Enge gebannten Schulmanns mit soviel humor- und liebevollem Interesse umfaßte, um die Gestalten des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz (1791) und des Quintus Fixlein (1794) daraus hervorgehen zu lassen, denen sich weiterhin der Jubelsenior anreihte und zwischen die sich freilich auch der scharf satirisch beleuchtete Florian Fälbel (1795) einschob. So viel weniger diese letzterwähnte Geschichte von »Des Rektors Florian Fälbel und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg« den Liebhabern der Jean Paulschen Muse vertraut zu sein pflegt als Wuz oder Fixlein, so enthält sie doch, im Unterschied von diesen, in ihrem übermütig karikierenden Gewande sehr schätzbare pädagogische Bekenntnisse oder Proteste. Die Dumpfheit der Buchgelehrten alten Schlages gegenüber dem wirklich umgebenden Leben, die verkehrt aufgefaßte Anregung zu bildenden Fußreisen, die innere Kleinlichkeit, die abgeschmackte Pedanterie, der gelehrte Hochmut und die streitsüchtige Unliebenswürdigkeit solcher »Pädagogen« wird in trefflich witziger Weise bloßgestellt, so daß man die kleine Schrift mit so ungetrübtem Vergnügen liest wie nicht manche andere aus des Autors Feder.

Doch um zunächst noch zu der praktischen Pädagogik unseres genialen Winkelschulmeisters zurückzukehren, so ist es, so gewiß er sich in mehr als einem Punkte vom Geist seiner Zeit abhängig erweist, in andern nur allzusehr sein

eigener Geist, der zur Geltung kommt, und auch manches dem allzu unabhängigen Dilettanten nahe Liegende findet sich. So wurde der Wunsch, die Schüler gegenüber der Enge der (dem Leben abgewandten) alten Lateinschule mit recht vielerlei schätzbarem Wissen auszustatten, Anlaß zur Aufnahme einer großen Zahl von (zum Teil uns wertlos oder ungeeignet erscheinenden) Fächern in den Lehrplan. Nicht bloß die antihumanistische Richtung auf das irgendwie Interessante und namentlich zur praktischen Orientierung im Leben Dienende, sondern auch des Lehrmeisters eigene, von jeher wirksame Freude am Einsammeln eines mannigfachen positiven Wissens spricht hier mit. Sein Bedürfnis, schreibend seine Gedanken über allerlei Themata auszuspinnen, seine öfter ausgedrückte Wertschätzung des Schreibens überhaupt als des trefflichsten Bildungsmittels bewirkt die Entstehung erstaunlich zahlreicher und ausgedehnter deutscher Aufsätze namentlich bei den besten seiner Zöglinge. Sein springender Geist, seine frei schweifende Einbildungskraft, seine Freude am barock Wirkenden läßt ihm auch die Wahl seltsamer Aufsatzthemata nicht unnatürlich erscheinen. Seine eigene Freude am Witz, seine Leichtigkeit und Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete, veranlaßt ihn auch seine Schüler zum Versuch darin anzuregen, und die daraus hervorgegangene »Bonmots-Anthologie meiner Eleven« zeigte diesen selbst, wie sehr ihre Versuche geschätzt wurden. Den als solchen anerkannten Grundfehler, daß der Erzieher die zufällige Eigenart seines Wesens den Zöglingen einzuimpfen trachtet, hat Jean Paul offenbar in aller Unbefangenheit gemacht. Er war eben doch nicht genug Durchschnittsmensch, um sich leicht davor zu bewahren. Und übrigens hat er offenbar ein reges geistiges Leben und Streben in der kleinen gemischten Schar seiner Schüler (Knaben und Mädchen bis zu 15 Jahren) geweckt. Eine gewisse dilettantische Naivetät verrät es, daß er seine fähigeren Schüler viel fertig Stilisiertes einprägen ließ, als wenn sie eben alle zu Schriftstellern erzogen werden und einer zeitigen Eingewöhnung wie Reizung hierzu nicht entbehren sollten. Die planmäßige Besprechung von Zeitungsinhalt in gewissen Unterrichtsstunden ist während des 18. Jahrhunderts überhaupt nichts Ungewöhnliches: sie mochte als

ein gewisser Ersatz für unzulänglichen Geschichts- und Geographieunterricht gelten, wie auch als Gelegenheit zur Erweiterung des Gesichtskreises der Kinder des eingeengten Bürgertums, und etwa als Anlaß zu gewandter und bildender Konversation. Für schlechthin töricht diesen Unterrichtsstoff zu halten sind wir nicht berechtigt. Als verdienstlich muß ihm die Sorge für tüchtige Ausbildung in der Muttersprache angerechnet werden, zu der denn auch fremde Sprachen nur allmählich hinzukommen durften, und zwar die französische vor der lateinischen.

Ganz mit den Philanthropen stimmt unser junger Magister überein, indem er in seiner kleinen Schulwelt mit allerlei Mitteln persönlicher Auszeichnung arbeitet, Lobstriche und Ehrentitel einführt, denen er symbolische »Eselsohren« gegenüberstellt, auch Listen über die Tugenden und Fehler seiner Zöglinge führt. Das ist eben die in der Zeit liegende Reaktion gegen die theologisch-orthodoxe Anschauung, die nur Unfähigkeit zum Guten, nur Sündhaftigkeit sieht und wesentlich nur Druck als Erziehungsmittel kennen will. Dazu kommen in Richters Schule die sehr bestimmt aufgestellten »Schulgesetze«, die dieser kleinen Gemeinschaft einigermaßen den Charakter eines kleinen Staates oder doch einer geschlossenen bürgerlichen Körperschaft leihen mochten und in denen wir freilich auch etliches Seltsame antreffen. Daß sich übrigens diese junge Welt unter dem Regiment ihrer Gesetze und ihres Gesetzgebers wohl fühlte, darf man nach allem annehmen. Vertrauen und Liebe können nicht gefehlt haben, und ferner als in den meisten Schulen wird Langeweile geblieben sein. Sehr irren würde sich aber auch, wer ernstliche Zucht als mit der weichen Natur Jean Pauls unvereinbar dächte. Solche Zucht fehlte vielmehr keineswegs, wie denn überhaupt persönliche Weichlichkeit ganz und gar nicht das Wesen unseres Dichters kennzeichnen würde. Und er tritt ausdrücklich den Philanthropen darin entgegen, daß er es tadelt, wie sie den Leib hart hielten, aber die Seele nicht. Die Levana bestätigt diese innere Stellungnahme — die Levana, in der er übrigens das Bewußtsein der Verfehlungen in seiner damaligen »exzen-

trischen Barockschule« nicht vermissen läßt, obwohl er sie auch dann nicht alle abtut.

4.

Neben jenen humoristischen Erzählungen aus dem Lehrerleben ist nun in dieser Periode die erste größere Dichtung Jean Pauls entstanden, die »Unsichtbare Loge«. Einen pädagogischen Roman zu schreiben war ihm von Freundesseite empfohlen worden, und als solchen hätten wir die Unsichtbare Loge zu nehmen. Auch die Tatsache, daß der Autor sich hier als Jean Paul (zu sprechen Pol) einführte, deutet auf ein gewolltes Verhältnis zu dem gefeierten» Jean-Jacques« hin: von einem Widerstreben des jungen Deutschen gegen die Annahme eines französischen Namens war nichts zu spüren. Einen ernstlichen Wert als pädagogischer Roman kann übrigens die Unsichtbare Loge nicht beanspruchen, denn ganz ernst ist es dem Autor mit seiner Fiktion nicht, ist es ihm noch weit weniger als es dem bewunderten Jean-Jacques mit derjenigen im »Emile« war. Hatte sich Rousseau von seinem theoretischen Grundgedanken bestimmen lassen, etwas praktisch Unausführbares als Forderung hinzustellen, so überließ sich Jean Paul seiner keck schweifenden Phantasie, seiner Freude am Absonderlichen, Verblüffenden, und so wird sein Zögling nicht, wie Emil, bloß fern von der städtischen Kultur und von der verwirrenden Gesellschaft auf dem Lande, sondern bis zum vollendeten achten Jahre in einem unterirdischen Raume erzogen, um erst dann auf die Erde hinaufzusteigen, gewissermaßen nun erst auf die Welt zu kommen und nach der langen Abgeschiedenheit mit ihrer vertiefenden Wirkung zugleich eine wundervolle Empfänglichkeit und gewissermaßen eine gefestigte Ichheit den Dingen und Verhältnissen droben entgegenzubringen. Man müßte diesen barocken Einfall in eine sehr viel harmlosere Theorie umsetzen, wenn es der Mühe wert sein sollte ihm urteilend näher zu treten; daß die psychologischen Voraussetzungen ziemlich willkürlich sind, wird sich leicht erweisen.

Dagegen gibt diese phantasierte Geschichte Gelegenheit, allerlei pädagogische Einzelgedanken zu vertreten, die eine

solche Vertretung wohl verdienten. Und nicht das wenigst Erfreuliche an dem Buche ist, daß der Erzieher jener ersten acht Jahre nicht wie derjenige des Rousseauschen Emil ein von einer pädagogischen Theorie erfüllter, alles verstandesmäßig berechnender und ausklügelnder, selbstherrlicher Gouverneur ist, sondern das jugendliche Mitglied einer still ernsten und liebenden religiösen Gemeinschaft, voll Reinheit, Güte und Hingebung, so daß das ihm anbefohlene Menschenkind sich mit Innigkeit an ihn anschmiegen kann, daß diesem der erziehende Menschenjüngling zu einer Art von himmlischem Schutzgeist (Genius) wird. Wie der bevorstehende Übergang aus der unterirdischen Sphäre in die Oberwelt von diesem Genius als ein Sterben und Auferstehen hingestellt wird, um für ein späteres Sterben ähnliche freudige Erwartung und Gewißheit zu geben, gehört zwar nicht zu den ausdrücklich pädagogischen Zügen unserer Geschichte, aber zu den schönsten poetischen Einfällen unseres hieran so reichen Schriftstellers überhaupt.

Sollen bestimmte Stellen aus der Unsichtbaren Loge zitiert werden, so mögen es die folgenden sein. »Wie der Genius ihn erzog? Recht gut; er befahl nicht, sondern gewöhnte und erzählte bloß. Er widersprach weder sich noch dem Kinde, ja er hatte das größte Arcanum ihn gut zu machen: er war es selbst. (Ohne dieses Arcanum könnte man ebenso gut den Teufel zum Informator dingen als sich selbst.)« »Der Genius glaubte übrigens, beim ersten Sakrament (der Taufe) gehe die Bildung des Herzens an, beim zweiten (dem Abendmahl) die des Kopfes« — Anklang also an Rousseaus Zurückschieben der planmäßigen Bildung des Intellekts. »Von guten Menschen hören ist so viel als unter ihnen leben, und Plutarchs Biographien wirken tiefer als die besten Lehrbücher der Moralphilosophie. Für Kinder vollends gibt es keine andere Sittenlehre als Beispiel, erzähltes oder sichtbares; und es ist erzieherische Narrheit, daß man durch Gründe Kindern nicht diese Gründe, sondern den Willen und die Kraft zu geben meint, diesen Gründen zu folgen.« »Da er (der Genius) gut zeichnete, so gab er ihm die Zeichnung jeder Geschichte und umbaute den Kleinen mit diesem orbis pictus guter

Menschen, wie der allmächtige Genius uns mit der großen Natur. Aber er gab ihm die Zeichnung nicht vor, sondern nach der Beschreibung, weil Kinder das Hören zum Sehen stärker zieht als das Sehen zum Hören«. »Das Gefühl für Malerei entwickelt sich wie der Geschmack sehr spät und bedarf also der Nachhilfe der Erziehung. Es ist der frühesten Entwicklung wert, weil es das Gitter wegnimmt, das uns von der schönen Natur absondert, weil es das deutsche Auge zur schweren Kunst abrichtet, schöne Form zu fassen. Die Musik hingegen trifft schon im jüngsten Herzen nachtönende Saiten an«. »Der Kleine war glücklich; denn seine Wünsche langten nicht über seine Kenntnisse hinaus, und weder Zank noch Furcht rissen seine stille Seele auseinander«. »Auf Kinder wirkt nichts so schwach als eine Drohung und Hoffnung, die nicht noch vor Abend in Erfüllung geht«. »Der Entschluß drängt alle Schwierigkeiten und Entbehrungen auf einmal vor die Seele; die Ausführung aber stellt sie weit auseinander und gibt uns erst das Interesse daran durch die Freude (ohne die man bei tausend Dingen nicht ausdauern würde), etwas unter seinen Händen täglich wachsen zu sehen.« [1])

Der Unsichtbaren Loge, die ihrerseits dem Namen ihres Autors noch keinen weithin tönenden Klang verlieh, folgte dann der Hesperus (der 1794 vollendet ward) und mit ihm der Ruhm, die Liebe einer begeisterten Leserschaft, weiter der Siebenkäs (vollendet 1796), das Kampanerthal (1797), der Titan (vollendet 1802), die Flegeljahre (beendigt 1804), und dazwischen (außer einigen schon oben erwähnten) allerlei minder bedeutende oder berühmte Schriften; allen reihte sich die (1805 veröffentlichte) »Vorschule der Ästhetik« an. Schon oben wurde darauf hingedeutet, daß auch allen jenen Romanen ein pädagogischer Charakter nicht fehlt; die Bildungsgeschichte der Helden ist gewissermaßen immer der Inhalt,

[1]) Ein besonders eingelegter Abschnitt der Uns. Loge ist einer gewissen Polemik gegen den üblichen Betrieb der antiken Lektüre gewidmet. Unter den Händen der Schüler und der Scholarchen werde das Schönste zerrieben. — Zugleich wird an dieser Stelle schon hier die planmäßige Anleitung des jungen Zöglings zum Witz ausdrücklich verteidigt.

wie sie dies beim Wilhelm Meister ist und bei zahlreichen bedeutenden Romanen auch aus andern Zeiten. Und auch Äußerungen bestimmten pädagogischen Inhalts fehlen dort nicht. Am meisten gilt das eine wie das andere doch vom Titan. Mancher Spott gegen die herrschenden verkehrten Gepflogenheiten wird da geäußert. So gegen den Vater, der »die pädagogischen Kunstgärtner mit Gießkannen, Inokuliermessern und Gartenscheren um seinen Sohn laufen läßt«, bis sie dann doch schließlich »an den hohen, schlanken Palmbaum nicht mehr langen« können. Oder gegen den andern, der »zuweilen unmögliche Dinge befiehlt, um so viel Ungehorsam zu finden, als sein Zorn zu bestrafen braucht«. Oder gegen Pflegeeltern, die »ihrem Zögling überall mit einer Kanzel und einem Kirchenstuhl nachlaufen«. Spottend nennt auch der Erzieher (Schoppe) sich selbst die Rändelmaschine und den Prägstock, der seinen Zögling münze, den Glättzahn und die Plattmühle, die ihn bohne. Und anderswo wird ausgesprochen, daß »in der heiligen Menschennatur keine Saiten zu zerschneiden, sondern nur zu stimmen« seien. Gegen alle verfrühte Einwirkung oder Aufnötigung wenden sich die Worte: »Ihr Fluglehrer, die ihr Kindern den Trank früher gebt als den Durst, die ihr in den gespaltenen Stengel der Blume fertige Lackfarben und in ihren Kelch fremden Bisam legt, anstatt ihm bloß Morgensonne und Blumenerde zu geben, die ihr jungen Seelen nicht stille Stunden gönnt, sondern um sie unter dem Stäuben des blühenden Weines gegen alle Winzerregeln mit Behacken, Bedüngen, Beschneiden hantiert!« »Eure Eleven gleichen sehr den Fußpfaden, die im Frühling vor allem grünen, später aber sich gelb und eingetreten durch die blühenden Wiesen ziehen.«

Mancher treffende Ausspruch gilt dem Wesen der Kindheit, auch der Übergangszeit und namentlich des Jünglingsalters, dem im Titan gewissermaßen ein Hohes Lied gesungen wird. »In der kindlichen Periode schreitet die Seele auf der Regenbogenbrücke der Phantasie trockenen Fußes über die Lachen und Moore der unteren Erde hinweg«. »Wenn der Morgenwind der Jugend weht, so steht die innere Merkuriussäule hoch, gesetzt auch, das äußere Wetter wäre nicht das

beste«. Der Knabe, der »in die wilden Donnermonate seines Lebens« kommt, wird »plötzlich stiller und wilder, sanfter und aufbrausender; sein Aufschritt wird langsamer, sein helles Auge träumerisch, seine Athletengymnastik seltener«. »Über die innere Welt (des idealen werdenden Jünglings) geht eine Sonne auf und über die äußere ein Mond«. Er »muß jetzt alle Menschen wärmer lieben«. Als das Günstigste wird dabei »stummes, langsames, unscheinbares Reifen der Kraft« bezeichnet. »Bei großen Bäumen ist der Same kleiner und im Frühling die Blüte später als bei dem kleinen Gesträuche«. Und weiter zur Charakteristik des Jünglingsalters: »In diesem Alter sind die Flügelfedern zu lang, wie die Steuerfedern zu kurz«. »Der Anblick eines verschämten Jünglings ist fast holder (seltener zumal), als der einer verschämten Jungfrau«. »In dieses goldene Zeitalter seines Herzens fiel auch seine Bekanntschaft mit Rousseau und Shakespeare: wovon ihn jener über das Jahrhundert erhob und dieser über das Leben«. »Vom Jüngling fordere ich erst Intoleranz, dann nach einigen Jahren Toleranz, jene als die steinige saure herbe Frucht eines kräftigen jungen Herzens, diese als das weiche Lagerobst eines älteren Kopfes«.

Ein ferneres Wort, gegen Schablone und Einengung: »Menschen und Winterrettiche muß man weit säen, damit sie groß werden; engstehende Menschen und Bäume haben zwar einen schlankeren Stangenschuß, aber keine Wetterfestigkeit, keine so reiche Krönung und Ästung wie freistehende«. Dazu denn auch einiges Didaktische: »Aus der Sprache lernt man die Grammatik leichter als jene aus dieser, aus den Kunstwerken leichter die Kritik, aus dem Leib das Gerippe, als umgekehrt, wiewohl man es immer umkehrt«. »In der erziehenden Welt geht nichts über das Schreiben, nicht einmal Lesen und Sprechen; ein Mensch liest dreißig Jahre mit weniger Ertrag für seine Bildung, als er ein halbes Jahr schreibt«. »Die Alten wirken mehr durch ihre Taten als durch ihre Schriften auf uns, mehr auf das Herz wie auf den Geschmack«. »Die Menschen des Homer und Sophokles hatten für alles Menschliche, für Lachen, Weinen, Essen, Fürchten und Hoffen, eine Zeit und flohen bloß die rohe Grenzenlosigkeit«. Mit

funkelnden Augen »hängt der begeisterte Knabe an den moralischen Antiken, die der Lehrer wie in einem Abgußsaal um ihn versammelt«.

So hatte Jean Paul, als er an die Abfassung seines Werkes über die Erziehung ging (nach seinen Aufzeichnungen begonnen im Juli 1805, der erste Teil beendigt im Mai 1906, der zweite am 3. Oktober desselben Jahres), den weitaus bedeutenderen Teil seiner poetischen Produktion bereits hinter sich, ja er selbst hatte um diese Zeit bereits das Gefühl, seine Sache nun wesentlich gemacht zu haben — obwohl er viel später, nicht lange vor seinem Tode, meinte, der Welt das Meiste aus seinem inneren Vorrat noch erst geben zu müssen. Jedenfalls aber war ein großer, reicher, beschwerender und beglückender Abschnitt seines Lebens zu einem Abschluß gekommen und für ihn selbst eine Zeit innerer wie äußerer Ruhe eingetreten. Er hatte sein Inneres frei ausgeströmt, seine Ideale in mancherlei Phantasiegestaltung der Welt kund gegeben, er hatte nicht bloß Ruhm, sondern die liebende und begeisterte Verehrung eines weiten und edlen Menschenkreises erworben, hatte Anerkennung und Auszeichnung von Fürsten und freundschaftliche Huld oder schwärmerische Verehrung von hochgestellten und hochgesinnten Frauen erfahren, war der als ebenbürtig anerkannte Freund vornehmster Geister (wie Herders) geworden, hatte nach manchem Wechsel des Wohnorts (nach Weimar, Leipzig, Berlin, Meiningen, Koburg) eine endgültige Heimat sich in Bayreuth bereitet, hatte 1801 in Karoline Mayer aus Berlin eine edle Gattin gewonnen, war der Vater hoffnungsvoller Kinder geworden, und hatte sich in allen konkreten Beziehungen seines Lebens als willenskräftiger, charaktervoller, bürgerlich tüchtiger Mann bewährt. Der ethische Idealismus seiner Dichtungen war seinem Innersten nicht fremd, Streben nach sittlicher Vervollkommnung ihm gewissermaßen zu jeder Stunde ein ernstes Anliegen (wie durch reichliche, für keinerlei öffentlichen Einblick bestimmte Aufzeichnungen bewiesen wird). Er hatte insbesondere auch eins geleistet oder doch zu leisten begonnen, was bei so vielen, die über Bildungsziele und Erziehungswege wertvolle Gedanken produzierten oder vielleicht auch verbriefte Autoritäten sind, sehr zu vermissen gewesen

ist: nämlich eine nach allen Seiten treffliche Erziehung seiner eigenen Kinder, zum willigsten und fröhlichsten Gehorsam namentlich und zur unbedingtesten Lauterkeit und Wahrhaftigkeit.

Es war wohl der Mühe wert, diesem Manne das Ohr zu leihen, wenn er über die Ziele und Wege der Erziehung überhaupt seine Gedanken nun sammeln und darlegen wollte. Daß es nicht ein Lehrbuch werden konnte nach dem Bilde so vieler Lehrbücher, trocken, geradlinig und unlebendig, das mußte selbstverständlich heißen. Aber daß es doch auch nicht ein bloßes Repertorium geistreicher Einfälle, subjektiver Anwandlungen, zufälliger origineller Gedanken, unbewährter Grundsätze, unmöglicher Forderungen sein würde, auch das war um so sicherer anzunehmen, als jener dem Autor von je her innewohnende philosophische Trieb niemals erstorben war und im Gegenteil sich nach der langen Periode fruchtbarer dichterischer Gestaltungen von neuem regte, wie das in der Vorschule der Ästhetik bereits zutage getreten war. Eine feste Weltanschauung jedenfalls hatte Jean Paul angestrebt und errungen. Und für das konkrete Einzelne hatte er eine Menge von Vorstudien, Beobachtungen (besonders auch an seinen eigenen Kindern), Gedanken gesammelt. Schwung, Ernst und Reichtum fehlten nicht. Und am wenigsten fehlte, was noch mehr bedeutet, Liebe zu dem Objekt der Erziehung, zu der Kinderwelt. Indem Jean Paul seiner Erziehungslehre den seltsamen Namen Levana gab, den Namen jener Gottheit, die die römischen Frauen anriefen, wenn sie das neugeborene Kind dem Vater zu Füßen legten, damit er es aufhebend als das seinige anerkenne, wollte er die Kinderwelt überhaupt den Vätern und Müttern von neuem vor die Füße legen, damit sie sich ihrer Pflicht der echten Anerkennung in Liebe und der verantwortlichen Auferziehung recht voll bewußt würden.

5.

Es gibt bedeutende Männer, welche gleichzeitig auf verschiedenartigen Gebieten sich betätigend für jedes dieser Gebiete eine andere Seite ihrer Persönlichkeit reservieren, für jedes einen andern Ton, eine andere Form der Selbstdarstellung

besitzen und verwenden. Ein Dichter, der ein Lehrbuch schreiben und der Idee eines solchen Buches gemäß einen völlig nüchternen Ton anschlagen wollte, wäre weder unmöglich noch eigentlich überraschend. Noch weniger kann es gleichwohl überraschen, wenn er die Nüchternheit oder doch die ruhige Klarheit nur erstrebt und nicht recht verwirklicht. Bei Jean Paul ist ja das Auseinanderfallen der dichtenden und der betrachtend-lehrenden Schriftstellertätigkeit überhaupt kein völliges. Mit Betrachtungen sind alle seine Dichtungen reichlich und zum Teil überreichlich durchzogen, ihrer immer irgendwie erzieherischen Tendenz ward schon oben gedacht, und die Gewohnheit der steten Seitenblicke, der erläuternden, oft verblüffenden Vergleiche, der eingeflochtenen Witze, der mit aufgetischten Wissensbrocken aus hundert Gebieten konnte sich in einem Buche von unmittelbar lehrhafter Bestimmung so gut entfalten wie in den Werken der dichterischen Phantasie.

Von alledem wird wirklich auch in der Levana nichts vermißt, manches auch hier nur allzu reichlich vorgefunden. Nicht die unzweifelhafte Tiefe der Gedanken, die teilweise Dunkelheit der Begriffe, wohl aber vielfach die Gedrängtheit des Ausdrucks, das Hineinarbeiten von allerlei Nebenwerk, das bald Springende und bald breit sich Ergießende der Gedankenführung, das Meiden jedes durchsichtigen Schemas, das absichtliche Durcheinanderwerfen der Stoffteile, der Wechsel des amüsant Anekdotenhaften und des Tiefsinnigen, das und allerlei kleiner Eigensinn in der Handhabung der Sprache macht die Lektüre des Buches, wenigstens eine wirklich eindringende oder durchdringende und ausschöpfende Lektüre, schwierig, und es dürfte nicht vielen gelingen, bei nur ein- oder zweimaligem Durchlesen desselben wirklich in den Besitz seines Gedankeninhalts zu kommen. Verglichen mit andern seiner Schriften muß die Levana ein ruhiges Buch heißen, und von dem, was dem Autor so manche seiner Zeitgenossen (und auch der besten darunter) als schriftstellerische Unart vorwarfen, haben diese selbigen Zeitgenossen bei der Levana sehr viel weniger angetroffen und ihren Tadel kaum auf diese erstreckt. Auch hat Jean Paul selbst es sich bei der Abfassung dieses Werkes zur Aufgabe gemacht, jene seine üppig wuchernde

Eigenart zu zügeln und sich mehr in ehrbarer Geradlinigkeit voran zu bewegen. Aber das durchzuführen hat er seiner Natur doch nicht abgewonnen, und bald fühlt man, wie er des ungewohnten »trocknen Tons nun satt« ist, um sich in scherzhaften Einkleidungen, drolligen Schilderungen, schweifenden Seitenblicken, in allerlei neckischem Spiel mit seinem Leser zu gefallen. Es spricht zugunsten der Leserschaft jener Zeit, daß man das immerhin überreiche und leicht verwirrende Buch weithin mit rückhaltloser Dankbarkeit, mit freudigem Wohlgefallen aufnahm. Heute würde nur eine engbegrenzte Auslese der Zeitgenossen einem derartigen Buche solche Bereitwilligkeit und solche tiefe Würdigung entgegenbringen. Freilich war ja der Name des Verfassers längst für viele der eines Heiligen, aber auch die bis dahin sehr abweichend Fühlenden und Urteilenden bekannten sich gern als Verehrer dieses Gedankenwerks. In welcher Weise hat er selbst es eingeführt?

Wenn Jean Paul mit Vorreden sowie mit Nachworten oder dergleichen in seinen Werken oft ein gewisses Spiel getrieben hat, wenn er da, wo man einige kurze Bemerkungen erwartet, doch wieder eine wuchernde Fülle von Gedanken, Bildern, Witzen usw. bietet und aus dem Hundertsten ins Tausendste zu kommen scheint, so ist die Vorrede zur ersten Auflage der Levana (unterzeichnet vom 2. Mai 1806) zwar nicht ganz frei von jenem spielenden Sich-ergehen, zeigt aber doch einen festen und leicht durchsichtigen Zusammenhang und jedenfalls auch ihrerseits einen ansehnlichen Reichtum von angedeuteten und selbst ausgeführten Gedanken. Sie darf wirklich ein Programm heißen, sie läßt in den Geist und Sinn des Verfassers und seines Buches bereits volle Blicke tun, sie stellt schon die Grundprinzipien in hinlängliches Licht, sie nimmt auch etliches in der bestimmten Ausprägung voraus, in der es nachher im Buche sich findet. Es empfiehlt sich, dieser Vorrede nicht bloß flüchtig zu gedenken, sondern ihren wertvollen Inhalt sogleich möglichst auszuschöpfen.

Vor allem ist ihr Verfasser sich dessen bewußt, wieviel dazu gehöre, um zu einer Erziehungslehre das Wort nehmen zu dürfen, wie vielerlei anscheinend außerhalb liegende Gebiete

tatsächlich sich mit dem zu behandelnden berühren oder durchdringen. »Alle Kräfte, womit die Völker arbeiten und glänzen, waren früher als Keime unter der Hand des Erziehers da«. Und bei dem Umfang dessen, was demgemäß hierher gehört, »heißt über die Erziehung schreiben beinahe über alles auf einmal schreiben«. Aber nicht bloß extensiv ist das Gebiet kaum zu ermessen, sondern es kommt dazu, daß die Verschiedenheit der Zeitalter, der Nationen, ja aller Individuen eigentlich immer wieder andere Unterlagen und Bedingungen ergibt. Genau genommen »begehrte jedes Jahrhundert, jedes Volk, zuletzt jeder Knabe und jedes Mädchen seine eigene Erziehlehre«. Die Unerschöpflichkeit in diesem Sinne gibt aber zugleich das Recht für immer neue Versuche oder Beiträge. »Da, wo nur Bruchstücke möglich sind, machen nur alle möglichen das Ganze aus«. Wenn hiermit Jean Paul seine Kühnheit entschuldigt, so glaubt er zugleich seine »Armut« entschuldigen zu müssen. Diese Armut fühlt er zunächst gegenüber der Fülle der vorhandenen pädagogischen Literatur. Es mischt sich wohl etwas Ironie in die Worte: »Er hat nicht alles gelesen, was über die Erziehung geschrieben worden«. Unter dem wenigen Gelesenen wird Rousseaus Emil »zuerst und zuletzt« genannt. Kein vorhergehendes Werk sei diesem zu vergleichen, und ihm folgen dann die »Ab- und Zuschreiber«. Sogleich wird denn auch zu Rousseau Stellung genommen. Von seinen einzelnen Regeln können viele unrichtig sein; sehr anders steht es mit dem Geist, der seine Erziehung durchweht. Ihm wird tiefgreifendste wohltätige Wirkung auf Haus- und Schulerziehung in ganz Europa zugesprochen. Er »erschütterte und reinigte die Schulgebäude bis zur Kinderstube herab«. Sicherlich wird nicht mit Unrecht dabei die Verbindung eines doppelten gewürdigt, der Beobachtung nämlich mit — wie Jean Paul sagt — dem Ideal, mit dem jedenfalls was Rousseau als Ideal vorschwebte, mit der konsequenten Durchführung seines Grundgedankens, mit der kühnen Forderung eines ganz neuen Zieles. Rousseau habe von seinem Standpunkt des unverfälschten Menschentums aus leicht auch das Wesen des wirklichen Kindes gefunden; er habe die kindliche Natur gedeutet und gerettet. In Basedow

erblickt unser Verfasser einfach den »geistigen Verleger und Übersetzer Rousseaus in Deutschland«, in Pestalozzi den »stärkenden Rousseau des Volks«; beides Urteile, die eben nur den tatsächlichen Zusammenhang würdigen wollen, mit denen aber das Maß von Selbständigkeit und Eigenart schon bei Basedow und außerordentlich viel mehr bei Pestalozzi nicht berührt ist. Übrigens wird an einer andern Stelle dieser Vorrede das von den Philanthropen geschaffene »Revisionswerk« ausdrücklich hoch gerühmt; kein Volk habe ihm etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Und der besonderen Empfänglichkeit Deutschlands für die Probleme der Erziehung, seines Eifers um die Bildung echter Erzieher wird mit dem scherzhaften Ausdruck gedacht, daß es »das Land der Pädagogopädien« sei.

Der »Geist der Erziehung« ist es allein, der einem Buche über dieses Gebiet seinen Charakter und Wert verleihen kann: einzelne Regeln können das nicht, die vielmehr nur »ein Wörterbuch ohne Sprachlehre« bedeuten und die niemals »die Unendlichkeit der Einzelwesen und der Verhältnisse erschöpfen könnten«. Außerdem aber würde eine solche Regelsammlung doch nur etwa den Charakter einer »Heillehre« gegen Krankheiten, oder nur gegen die Symptome der Krankheiten, bedeuten. Wenn so das Verfahren der gewöhnlichen Erzieher sein mag, so begießen dieselben gleichsam nur die einzelnen Zweige, statt die Wurzel zu befeuchten, die dann ihrerseits die Zweige »schon wässern und entfalten würde«. Und den Gedanken, daß es gelte, unmittelbar auf den zur Entfaltung bestimmten Kern des Wesens einzuwirken, variiert der Verfasser noch weiterhin. Das was das Ziel der Erziehung bilden müsse, Weisheit, Sittlichkeit, kommt nicht zustande durch eine Menge einzeln einwirkender Betätigungen; sie sind »nicht Ameisenhaufen abgetrennter zusammengetragener Tätigkeiten«: sie sind im Keime mit der jungen Menschheit gegeben und »bedürfen bloß der weckenden Nahrung«. Witzig wird dann jene Verkehrtheit mit der Torheit der Wilden zusammengestellt, welche »Schießpulver säen wollten statt es zu machen«: umgekehrt wolle man hier »zusammensetzen, was sich nur entfalten läßt«.

Hier wird denn sofort, gewissermaßen im Vorübergehen, das Ziel der Erziehung in der berühmten, eigentümlichen Fassung bestimmt, wie sie später in dem Werke selbst in ausführlicherer Umschreibung wiederkehrt. Verschmäht werden müssen »einzelne Brauchbarkeiten«, d. h. der Gedanke an die praktische Tauglichkeit für das Leben auf dieser oder jener bestimmten Bahn desselben; verschmäht werden müssen »zeitige, individuelle oder nächste Zwecke« (individuelle offenbar nur in dem Sinn der willkürlichen persönlichen Einschränkung). Es gilt, »überall das Ganze« im Auge zu haben, und es gilt, den »in jedem Kinde umhüllt liegenden Idealmenschen frei zu machen«, zu welchem Zwecke übrigens der Erziehende selbst »ein Freigewordener« sein muß.

Aber dieser Geist der Erziehung muß sich nun doch verkörpern, um überhaupt in die Erscheinung zu treten. Es gilt, ihn zu zeigen in bestimmten »Anwendungen«. Und dazu genügt nicht ein geradliniges Schema (wie man es mit viel Selbstbewußtsein zu produzieren pflegt). Bloß »hoch- und wohlklingende Werke«, vielleicht mit einem von hie und dort übernommenen, zusammengetragenen Einzelinhalt, können dem lebendigen Bedürfnis der Erziehenden nicht genügen. Die Erhebung ins Philosophische ist unter diesem Gesichtspunkt kein Vorzug, und der Verfasser ist sich ohne Bedauern bewußt, daß er sich »zu seinem philosophischen Nachteil« von andern unterscheide.

Einiges schon anderwärts Gedruckte hier »im Wiederdruck« zu finden, möge sich der Leser gefallen lassen. Wesentlich mag hierbei an das aus Jean Pauls eigenen früheren Schriften, speziell der Unsichtbaren Loge, Herübergenommene gedacht sein. Aber auch wenn man an weitergehende Entlehnungen denkt: »bekannte Erziehungsregeln gewinnen neu, wenn neue Erfahrung sie bewährt«. Und auf seine eigenen, an fremden und neuerdings eigenen Kindern reichlich gemachten Beobachtungen darf der Autor hinweisen. Übrigens müssen manche Wahrheiten immer von neuem ausgesprochen werden, da man sich um ältere Aufzeichnung nicht mehr zu kümmern pflegt. Ja, eine Auslese des Besten und Wahrsten aus den zahllosen pädagogischen Werken wäre schätzenswerter

als viele andere Anthologien. Über der herrschenden Neigung, mit Altem aufzuräumen, sollte man nicht verlernen, Altes neu zu würdigen. Wir sollten in unserm Luftschiff nun mit dem Auswerfen von Ballast nachlassen! Eine Blumenlese jener Art könnte wenigstens den Wert haben, bei den natürlichen Erziehern den Sinn für Erziehung überhaupt zu wecken und zu schärfen. Ein System möchte wertvoller sein, und an Systemen wird es in Zukunft wie bisher nicht fehlen. Aber auch eine bunte »Gedankenkollekte«, ein bloßes »Stufenkabinet edler Gedanken« bleibt in jenem Sinne schätzbar [1]). Ja, ein bloßes Tagebuch über ein gewöhnliches Kind oder die treu nach der Wirklichkeit aufgezeichnete Erziehungsgeschichte jedes beliebigen Menschen hätte Wert — größeren Wert sogar als ein das Allgemeine behandelndes Buch — von einem »gewöhnlichen« Verfasser!

Nach dem Plan der Levana war das erste Bändchen den drei ersten Lebensjahren (der »Knospenzeit«) des Kindes bestimmt, der Periode, in welcher »sich das Seelentor, die Sprache, auftut«. Und für diese Zeit denn ist überhaupt »die rechte Erziehung möglich«. Diese rechte Erziehung aber ist die entfaltende. Ihr tritt weiterhin gegenüber die »heilende«, durch eine lange Periode sich hinziehend — die aber durch die recht ausgeführte erstere eigentlich überflüssig gemacht sein müßte. Das Allerwichtigste wird eben in jenem ersten Triennium entschieden. Dem Kinde ist Unschuld angeboren: die Eltern sind es, die ihm zu »verführenden Baumschlangen« werden! Den aufkeimenden Kern, nicht aber den aufblühenden Baum kann die elterliche Hand bedecken und beschatten. Alle ersten Fehler sind die größten. Jeder später herzutretende Erzieher wirkt weniger als der frühere. In jenem Stadium befindet sich das Kind gleichsam »auf dem engen, dünnen Gipfel der Sinnlichkeit«, wo es leicht bewegt wird. Worte und Gründe sind es noch nicht, wovon das Kind »gezogen« wird, vielmehr Gewohnheiten oder Gewöhnung.

1) Daß die Levana doch mehr als eine solche Sammlung von schätzbaren Einzelgedanken ist, wurde schon oben ausdrücklich ausgesprochen.

Daß er sein Buch »wenigstens mit innigster Liebe für die kleinen Wesen geschrieben« habe, durfte der Verfasser sicherlich aussprechen. Und die Klage über das ganz unzureichende Maß von Zeit und Interesse, das die meisten Väter der Erziehung ihrer Kinder widmen, durfte er ebenso gewiß hinzufügen. An ihre Herzen appelliert eben darum — gleichsam als eine Anrufung — der Name Levana. In den Hinweis auf die unvergleichliche Befriedigung, die aus dem Leben mit den Kindern und für sie zu ziehen sei, in den Hinweis auch auf die unvergleichliche Bedeutung unscheinbarer Einwirkungen auf dieses Lebensalter klingt die Vorrede aus. Sind doch die Kinder »dem Rosenholze ähnlich, das Blumenduft ausstreut, wenn man es formt und zimmert«. Und »das heimliche häusliche Wort, das der Vater seinen Kindern sagt, wird nicht vernommen von der Zeit, aber wie in Schallgewölben wird es an dem fernen Ende laut und von der Nachwelt gehört«.

6.

Die Levana war erschienen, während (nach Jean Pauls Ausdruck) »die kriegerischen Vesuve und Ätna ihre Feuer und Donner ineinander spielten«. Die Annahme liegt nahe, daß in solchen Zeiten vom großen nationalen Schicksal das Interesse für die stilleren und innerlicheren Probleme des Lebens verschlungen werde. Dem gegenüber kann man daran denken, wie schon im Winter 1807 auf 1808 Fichte gerade von neuen Wegen der Erziehung aus die Hoffnung auf eine Wiedergeburt Deutschlands faßte und verkündete. Jean Pauls Gedanken über Erziehung waren viel anspruchsloser, sofern sie ja nicht von Grund aus neu aufbauen, sondern nur läutern und veredeln, nicht die Nation im ganzen umstimmen, sondern vor allem in die Stille der Familien reichen wollten. Und man könnte vielleicht — ganz entgegen der obigen Annahme — finden, daß das schwere öffentliche Leid (wenn es überhaupt so allgemein empfunden wurde, wie wir jetzt gerne glauben) erst recht den Sinn für die intimen Aufgaben und die daraus zu ziehende Genugtuung vertieft habe. Wenn nun freilich auf einen ganz weiten Leserkreis ein so eigenartig geschriebenes Buch wie die Levana nicht alsbald wirken konnte,

auf einen ausgewählten hat sie sofort großen Eindruck gemacht. In öffentlichen Urteilen der Kritiker kam mehr als bloß Anerkennung und Lob zum Ausdruck; man fand darin das beglückende Geschenk eines edlen Geistes. Daß es auch einen Kritiker gab, der keine eigentlich neuen Gedanken darin gefunden zu haben erklärte, zeugt nur für die hochmütige Unempfänglichkeit dieses Gelehrten (der Göttinger Anzeigen), wie man dergleichen ja immer wieder einmal antrifft. Mag dem gegenüber das Entzücken von Karoline Herder-Flachsland allzu groß erscheinen, da sie von Wiederkehr des goldenen Zeitalters, vom Erschließen des Paradieses für die Jugend usw. spricht, und mag man auf das Interesse der Personen vom Hofe keinen übermäßigen Wert legen, so wiegt um so voller das Urteil Goethes, den Jean Pauls schriftstellerische Art im übrigen mehr verstimmt als befriedigt hatte, der aber diesmal erklärte, »nicht genug Gutes von diesen Blättern sagen zu können«, in denen sich eine »unglaubliche Reife« kundgebe, in denen des Autors »Tugend ohne die mindeste Untugend« erscheine. Daß die Fragen der Erziehung durch diese geistreiche, lebendige und originelle Behandlung auch vielen Frauen und Männern interessant wurden, die sonst vornehm darüber hinwegsahen, ist verständlich; daß das Buch vielfach in die Familienerziehung einen neuen Geist und Ton brachte, kann man glauben; und daß diejenigen sich nicht gegen seinen Wert verschlossen, für die das Durchdenken pädagogischer Fragen zum Beruf gehörte, auch das ist nach allem nicht zu bezweifeln. Was man tat, um es durch Auszüge oder Beigaben zu leichterer Wirkung zu bringen, sei hier nicht verfolgt. Immerhin erschien eine zweite Auflage nicht ganz bald; erst 1814 ist sie auf den Markt gekommen, nachdem die Vorrede dazu schon aus dem Mai 1811 datiert worden war. Die Widmung an die Königin Karoline von Bayern deutet auf das Interesse gerade einer Anzahl der höchstgestellten deutschen Frauen, die ja freilich auch sonst schon sich als des Autors besondere Verehrerinnen erwiesen hatten.

Und diese zweite Auflage weist, wie sie äußerlich aus zwei zu drei »Bändchen« erweitert ist, so im Innern vielfache Ergänzung auf; dabei ist sorgfältige Besserung im Einzelnen

nicht versäumt. Weiter gelernt zu haben bekennt in der diesmaligen Vorrede der Verfasser nicht bloß durch das Studium wertvoller anderer Werke über Erziehung (wovon an anderer Stelle), sondern auch durch die weitere Beobachtung seiner eigenen Kinder[1]). Er kommt aber zugleich zu der wichtigen Erkenntnis, daß alle persönliche Erfahrung des Einzelnen auch im besten Falle zu beschränkt bleiben müsse, um darauf eine allgemeingültige Erziehungstheorie zu gründen; es gehört »ein Gemüt« dazu, um ihr etwas Wertvolles abzugewinnen. Und das Beste, was die Theorie leisten kann, ist »Anregung eigentümlicher Kraft« und Erwärmung elterlicher

---

1) Außer mancherlei kleineren Besserungen oder doch grundsätzlichen Änderungen, wie Ausmerzung von Fremdwörtern, Einführung neuer Wortformen (ohne das pseudogenetivische verbindende s in Zusammensetzungen und mehrfach mit Beseitigung der Silbe »ung«, sodaß »Erziehschreiber«, »Verbindkraft« und ähnliches entsteht, womit der Autor bekanntlich nicht durchgedrungen ist und was auch in unserer Wiedergabe nicht beibehalten ist), gelegentlicher stilistischer Verdeutlichung, zahlreichen Zusätzen im einzelnen, weiterer Ausspinnung von Vergleichungen, Einschiebung neuer Gleichnisse, Verarbeitung neuer Eindrücke, Erfahrungen, Einfälle, Bezugnahme auf neue literarische Erscheinungen, auch einigen Erwiderungen auf erhobene Einwände, Modifikation politischer Anspielungen: außer all diesem weist die zweite Auflage ansehnliche und wertvolle Erweiterungen des Textes auf bei dem Thema der Individualität und des individuellen Preismenschen, beim Verhältnis von Religion und Sittlichkeit, auch dem des Ich zu Gott, sowie an der Stelle von der im Kinde schlafenden religiösen Metaphysik, bei den Ausführungen über physische Erziehung sowie denjenigen über das Spiel und seine erzieherische Bedeutung, über Gebieten und Verbieten, über die Behandlung der Lüge, ferner nicht wenig feinsinniges Neue über die weibliche Natur, oder über die Unergründlichkeit der Kinder für die Erwachsenen u. s. w. Ebenso nähere Ausführungen zum Unterricht, z. B. in der Naturgeschichte, über das Verhältnis der Muttersprache zu fremden Sprachen, über latente Kindersprache, über Sprachbilder und ihre Behandlung, über Vokabellernen, über das Verhältnis von Tatsachen und Worten, über die Auswahl griechischer Lektüre, über falsches Virtuosentum, über falsche Verfrühung, über veraltete Schuldisziplin und anderes. Überall ist ernste weitere Vertiefung des Autors in die Probleme zu gewahren. Daß er auch an seiner eigenen Auffassung festhält trotz vernommener Einwände, braucht nicht Eigensinn zu heißen.

Liebe. Wo aber wirkliche Kraft des Herzens oder des Kopfes ist, da kann sie, wenn eben nur Liebe nicht fehlt, auch ohne verfeinerte Methode mit Segen erziehen.

Übrigens findet er, daß die Menge der zur Zeit in Deutschland erscheinenden Werke über Erziehung unser Volk unter den europäischen zum erziehenden erhebe und daß die Deutschen vielleicht die »Erzieher der Zukunft« zu werden versprechen. Der Gedanke, daß auch bei politisch unfreien Völkern »die Kinderstube eine Freistatt der Freiheit verbleibe«, ist dem Verfasser in der Zeit der über das deutsche Land gekommenen Fremdherrschaft als Trost geblieben, und dazu derjenige, daß in den Enkeln vielleicht sich wirksam erweisen werde, was jetzt die Erziehung leiste — womit sich denn der tiefe Wesensunterschied zwischen unserm Verfasser und seinem Altersgenossen Fichte charakteristisch andeutet. Gleichwohl dürfte dem zum Schluß geäußerten Vorsatz, »unverdrossen das Gute der Zeit erhöhen zu helfen und das Schlechte zu unterhöhlen«, praktisch so viel Wert zukommen wie manchem kühnen Plane tiefgreifender Umkehr und Erneuerung.

Die Höhe seiner Wirkung auf die Zeitgenossen hatte Jean Paul mit der Levana unverkennbar erreicht, und er selbst fühlte es. Seine schriftstellerische Fruchtbarkeit ließ in der ihm verbleibenden erheblichen Spanne Lehrzeit nicht nach, und während er sich auf den verschiedenen Linien seiner seitherigen Schriftstellerei weiter bewegte (als Typen brauchen nur »Doktor Katzenbergers Badereise«, »Der Komet«, das »Leben Fibels«, die »Selina« genannt zu werden), schlug er auch neue Töne in den politisch-patriotischen Schriften an, wie in der »Friedenspredigt an Deutschland«, den »Dämmerungen für Deutschland« und einer Reihe verwandter Aufsätze.

So hatte sich denn auch der Kreis seiner Verehrer nur immer noch erweitert, und obwohl die selbständigsten Geister ihre berechtigte kritische Stellung zur Unform und zu den Auswüchsen seiner Produktivität behielten, waren es doch seit lange nicht mehr wesentlich nur Frauen, die sich zu dem positiven Wert seiner Schriften bekannten. Auch den deutschen Jünglingen zur Zeit der Befreiungskriege bedeutete er

etwas! Und wenn sein Leben immer reicher ward an empfangenen Huldigungen (zu Zeiten überreich bis zur Ermüdung), so wurde auch sein nach längerem, mit Erblindung verbundenem Leiden am 14. November 1825 erfolgter Tod Anlaß zu neuer Bezeigung ehrfürchtiger Wertschätzung. Wie im Trauerzuge ein Exemplar der Levana einhergetragen wurde und die Lehrer- und Schülerwelt von Bayreuth den Edelsten ihrer Stadt zu Grabe geleitete, so gedachte weithin in Deutschland eine große Zahl nicht gewöhnlicher Menschen seiner als eines Erziehers der Seelen, eines echt menschlichen Freundes der Welt der Erzieher wie der zu Erziehenden.

Zweites Kapitel.

Der Gedankengehalt der Levana.

1.

Es wäre nicht eben schwer, den stofflichen Inhalt der Levana durch Umstellung von Abschnitten so zu gruppieren, daß eine Art von geordnetem System oder doch systematischem Aufbau herauskäme [1]). Gleichwohl soll die nachfolgende Wiedergabe des Inhalts der anscheinend so willkürlichen und wirklich etwas launenhaften Anordnung ihres Verfassers treu bleiben, nicht bloß um den Eindruck dieser Seite des Buches nicht zu verlieren, sondern auch um für die Lektüre des Werkes selbst als bequeme Hilfe zu dienen. Die Levana gehört insofern, zusammen mit der »Allgemeinen Pädagogik« Herbarts und den Vorlesungen Schleiermachers über Pädagogik, zu den am schwersten zu lesenden — d. h. mit stetem vollem Verständnis zu lesenden — Büchern aus diesem Gebiete. Allzu gedrungene Sprache wechselt mit zerfließender Gedankenführung, und die Fassung des einzelnen hält sich immer fern vom allgemein Üblichen, um von den mannigfachen Anspielungen auf fremde Wissensgebiete zu schweigen. So sind denn auch wesentlich einzelne Gedanken des Buches in allen den Jahrzehnten bekannt und im pädagogischen Umlauf geblieben, Gedanken in eigenartig schöner Fassung, »Lichtstrahlen« oder »Perlen«. Einige gehen als Sprüchwörter von Mund zu Mund. In der Tat aber kann man kein Bild von dem Buche geben, wenn man nicht eine Auswahl des Gelungen-

---

1) Siehe den Versuch weiter unten.

sten im ursprünglichen Ausdruck bietet; und dies ist in unserer nachfolgenden Wiedergabe des Gedankenganges geschehen. Von der Lektüre des Buches selbst wird sich darum nicht abhalten lassen, wer des Verfassers Geistesart und -werk bestimmt kennen lernen will.

Die einzelnen Teile seines Buches bezeichnet der Verfasser als »Bruchstücke«, und deren Inhalt wiederum ist in Kapitel und in Paragraphen gegliedert, Paragraphen bald vom Bruchteil einer Seite und bald über viele Seiten sich hindehnend, bald nur einen einzigen Hauptgedanken bietend und bald eine Mannigfaltigkeit von Betrachtungen, wie es eben dem Autor abzuteilen beliebte, auch mit einer gewissen Verwirrung in den Nummern, deren man einige ganz vermißt. Erhebliche Teile stehen ganz außerhalb der Paragraphenfolge, als Anhänge u. dgl. Ebenso erhalten die größeren Abschnitte manchmal eine ihren Inhalt zusammenfassende, einheitliche Überschrift, und manchmal nicht; doch ist es leicht, hier etwas nachzuhelfen. Nach der zweiten Auflage stellt sich der Gang des Ganzen folgendermaßen dar:

I. Bruchstück. Kap. 1: Wichtigkeit der Erziehung, § 1—3. Kap. 2: Zweifel an ihrem Einfluß (als Schulrede), § 4—15. Kap. 3: Gründe für denselben (ebenso), § 16—21.

II. Bruchstück. Kap. 1: Geist und Grundsatz der Erziehung, § 22—26. Kap. 2: Die Individualität des Idealmenschen, § 27—32. Kap. 3: Über den Geist der Zeit, § 33—37. Kap. 4: Bildung zur Religion, § 38—40.

III. Bruchstück. Kap. 1: Abschweifung über den Anfang des Menschen und der Erziehung, § 41—44. Kap. 2: Freudigkeit der Kinder, § 45—47. Kap. 3: Spiele der Kinder, § 48—56. Kap. 4: Tanzen der Kinder, § 57—59. Kap. 5. Musik, § 60—62. Kap. 6: Gebieten, Verbieten, Strafen und Weinen, § 63—65. Kap. 7: Strafen, § 66—67. Kap. 8: Schrei-Weinen der Kinder, § 68—72. Kap. 9: Über den Kinderglauben, § 73—74.

Anhang zum III. Bruchstück: Über die physische Erziehung. Fernerer Anhang: Über die Eigenschaften eines Hofmeisters (in besonderer, komischer Form).

IV. Bruchstück: Weibliche Erziehung. Kap. 1: Schilderung üblicher Verfehlungen (in scherzhafter Einkleidung), § 75—77. Kap. 2: Bestimmung des weiblichen Geschlechts, § 78—80. Kap. 3: Natur der Mädchen, § 81—88. Kap. 4: Bildung der Mädchen, § 89—100. Kap. 5: Erziehung einer Fürstentochter, § 101.

V. Bruchstück: Bildung eines Fürsten, § 102.

VI. Bruchstück: Sittliche Bildung der Knaben. Kap. 1: Sittliche Stärke, § 103—109. Kap. 2: Wahrhaftigkeit, § 110—114. Kap. 3: Bildung zur Liebe, § 115—120. Kap. 4: Ergänzender Anhang mit vermischten Regeln, § 121—129.

VII. Bruchstück: Entwicklung des geistigen Bildungstriebs. Kap. 1: Nähere Bestimmung des Bildungstriebs, § 130. Kap. 2: Sprache und Schrift, § 131—132. Kap. 3: Aufmerksamkeit und Vorbildungskraft, § 133—135. Kap. 4: Bildung zum Witze, § 136—138. Kap. 5: Bildung zur Reflexion, Abstraktion, Selbstbewußtsein, Tat- und Weltsinn, § 139—140. Kap. 6: Ausbildung der Erinnerung (nicht des Gedächtnisses), § 141—144.

VIII. Bruchstück: Ausbildung des Schönheitssinns. Kap. 1: Die durch den äußern Sinn bedingten Schönheiten, § 145—146. Kap. 2: Die durch den innern Sinn, § 147—148. Kap. 3: Klassische Kultur, § 149—150.

IX. Bruchstück: Schlußstein (verschiedene abschließende Betrachtungen), § 151—157.

Daß bei der Ausführung dieses Planes (sofern man an einen zum Beginn vorliegenden Plan denken dürfte) der Verfasser seiner guten Absicht, ein Buch ohne schriftstellerische Eulenspiegelei zu schreiben, nicht treu zu bleiben vermochte, ward schon oben berührt. Sogleich im ersten Kapitel sind die Zweifel an der Macht der Erziehung als Rede eines jungen Lehrers vorgeführt, der damit sein bescheidenes Amt an einer höheren Lehranstalt antritt (die, nur im Kopfe des Autors bestehend, als Johanneum-Paulinum bezeichnet ist); und wie dem jungen Redner denn infolge der verblüffenden Darlegung seiner pädagogischen Anschauungen alsobald der Abschied gegeben wird, gibt ihm das Anlaß zur zweiten

Rede, die ebenso überraschend zugunsten der Macht der Erziehung ausfällt. Die Kritik der tatsächlich gewöhnlichen, nur von Stimmungen statt von Grundsätzen beherrschten Familienerziehung wird im § 22 höchst witzig in einer lebendigen Schilderung nach dem Leben geboten, und noch weit belustigender ist die Darstellung der Verfehlungen mütterlicher Erziehung, wie sie in Kap. 1 des IV. Bruchstücks als Jacquelinens Beichte (vor dem Verfasser als Beichtvater) gegeben wird. Das über die physische Erziehung der Kinder zu Sagende ist in einem »Brief an einen Neuvermählten« niedergelegt, ebenso die Betrachtungen über die wünschenswerten Eigenschaften eines Hofmeisters in einem Schreiben an den einstmaligen freundlichen Vermittler zahlreicher Hofmeister und Hofmeisterstellen, Gellert (und zwar in einem geträumten Schreiben an dem seit mehreren Jahrzehnten »seligen« Gellert). Für die Gedanken über Erziehung einer Fürstentochter ist die Form der »geheimen Instruktion eines Fürsten an die Oberhofmeisterin seiner Tochter« gewählt, und auch diese wieder als Inhalt eines Traumes, in dem der Verfasser sich als ein Fürst Justinian mit einer Gemahlin Theodosia und einer Tochter Theoda findet, und etwas minder phantastisch ist die Theorie der Erziehung eines Prinzen in den Brief an den dem Verfasser befreundeten prinzlichen Hofmeister verlegt. In allen diesen eigentümlich geformten Stücken erscheint des Verfassers Geist und Witz besonders glänzend: aber nie fehlt dabei tiefer Ernst der Anschauungen.

Um die ganze, freie Reihe von Betrachtungen in eine besser geordnete Abfolge zu bringen, dürfte sich eine Umstellung folgender Art nahe legen:

A. Wichtigkeit der Erziehung und Maß ihres Einflusses (§ 1—21). Bestimmung des Erziehungsziels, als eines idealen inmitten einer unidealen Wirklichkeit (§ 22—37).

B. Beginn der Erziehung (§ 41—44). Die Lebenserscheinungen des früheren Kindheitsstadiums, ihre Entwicklung und Förderung (§ 45—47). Wichtigkeit und Pflege religiöser Grundlage (§ 38—40).

C. Weitere Stadien planvoller Erziehung. Physische Erziehung (1. Anhang zu § 74). Sittliche Bildung der Knaben

(§ 103—129). Intellektuelle Bildung (§ 130—144). Aesthetische Bildung (§ 145—150).

D. Besondere Aufgaben. Weibliche Erziehung (§ 75—99). Hofmeister-Erziehung (2. Anhang zu § 74). Erziehung fürstlicher Kinder (§ 101. 102).

E. Nachträge (§ 151—157).

2.

(Beginn des Gedankengangs. Erstes Bändchen.)

Wichtigkeit der Erziehung. (I, 1. § 1—3)[1].

Der Wert der Kinderwelt übertrifft in gewissem Sinne den der Erwachsenen. Ihnen gehört nicht nur die Nachwelt (die Welt nach uns), sie stellen zugleich die verjüngte Vorwelt dar und geben damit die Möglichkeit einer neu anhebenden Entwicklung. Durch eine vollendete und nicht beschränkte Erziehungskunst hätten wir die Zukunft (die nächste und durch sie die fernere) wesentlich in unserer Gewalt. Alle Wirkung auf Erwachsene (die sich wesentlich durch Ideen und durch Gedanken vollzieht) trifft auf mindere Bildsamkeit. Für die Kinder können wir sein, was Götter für Menschen. Freilich können wir auch ihre Entwicklung viel mehr schädigen als fördern. Zumal die Unmündigen vielleicht durch ihre Wesensanlage die ahnungslosen (und sie einengenden) Erzieher überragen.

*

Das Kind der feinsten Hauptstadt ist ein geborener Otaheiter. — Mit dem Erziehen säen wir auf einen reinen weichen Boden entweder Gift- oder Honigkelche. — Jetzt kriechen vor dem Erzieher die großen Geister der nächsten Nachwelt als Säuglinge seines Milchglases. An seinem Laufband führt er künftige Sonnen als Wandelsternchen. Vielleicht daß der Zauberer, der in ein kleines Kind verwandelt vor ihm spielt, sich dereinst aufrichtet als Riese.

* *

Die Möglichkeit, daß das zu erziehende Kind eine Persönlichkeit von furchtbarer Gewalt innerhalb der Menschheit werde, muß den Erzieher um so mehr mahnen, das menschlich Beste an ihm in der Frühzeit herauszubilden. Gerade dem Genialen gegenüber kann es auf die Verstandesbildung weit weniger ankommen als auf die Herzensbildung. Aber auch bei den

1) Die Zahlen entsprechen der Einteilung auf S. 43. 44.

gewöhnlichen Naturen ist es wahrlich wichtig genug, wie auf ihr innerstes Wesen in eben jener Frühzeit bestimmend eingewirkt wird. Jedes Kind muß uns heilig sein. Wie viel es in der Menschheit später bedeuten wird, können wir nicht ermessen. Seine sittliche Beschaffenheit aber ist unter allen Umständen von Belang.

*

Wißt ihr, ob der kleine Knabe, der eben noch Blumen zerreißt, nicht dereinst als ein Kriegsgott in einem stürmischen Weltteil aussteigen werde, um mit den Stürmen zu spielen, oder umzureißen, oder zu reinigen und zu säen? — Jedenfalls könnt ihr im einweihenden wichtigsten Jahrzehnt des Lebens die gelagerte Löwenkraft mit allen zarten Gewohnheiten des schönen Herzens, mit allen Banden der Liebe umgeben und überstricken. — Das erste Jahrzehnt ist das Erstgeburtstor aller Gefühle. — Ihr versendet die Kinder als Unbewaffnete in eine bedeckte Zeit, deren giftige Lüfte wir gar nicht kennen. — Ob ihr der Nachwelt unsern Zögling als das Fruchtkorn einer Ernte oder als das Pulverhorn einer Mine zuschickt? — Durch das Kind setzt ihr wie durch den kurzen Hebelarm der Menschheit den langen in Bewegung.

* *

Das Leben des Kindes ist nicht so vielfach bedingt wie das des Mannes. Es wird wesentlich bestimmt durch die erziehenden Eltern, die zugleich seine Gesetzgeber und unbeschränkten Machthaber sind. Man sollte also auch weit unbedingtere Ergebnisse erwarten. Aber die Wirklichkeit widerspricht. Dies führt auf die Frage der Möglichkeit der Erziehung überhaupt.

*

Ein vollendetes Kind wäre eine himmlische Seelen-Aurora. — Am frischen Kinde wiederholen Eltern Lykurgs und Moses' gesetzbuchbildende Rolle mit völliger Gewalt. — Der »Zögling« kann auch »Bildling« genannt werden. — In der uneingeschränkten Monarchie der Eltern leben Kinder unter einem Überfluß von Gesetzen und Gesetzgebern. Der Regenten sind da oft mehr als der Untertanen. Überall Kabinetsordres und beleidigte Majestäten!

Zweifel am Einfluß der Erziehung. (I, 2. § 4—15).

Es könnte jemand geradezu die Behauptung aufstellen, daß Haus- wie Schulerziehung als solche eigentlich weder üble noch gute Folgen hervorbringe, im Hinblick nämlich auf die Gesamtheit der erziehenden und bildenden Faktoren

überhaupt. So sehr mit ihren massenhaften literarischen und mündlichen Erörterungen über Erziehung die Gegenwart und besonders Deutschland absticht gegen vergangene Zeiten und fremde Länder, griechisch-römisches Altertum wie Mittelalter, Naturvölker wie Engländer u. s. w.: überall ist doch dort die Erziehung immer gelungen, insofern die neuen Generationen auf die Höhe der älteren gebracht wurden.

*

Rousseaus geflügelte Samenkörner wurden aus Frankreich nach Deutschland verweht und hier eingeackert. — Sparta war eine Stoa und Garnisonschule für Eltern und Kinder zugleich. — Im Mittelalter lagen die Schulgebäude als dumpfe, kleine, düstere Wildenhütten oder Mönchszellen verstreut umher. — Die Engländer sind die politischen Selbstlauter Europas. Ihr Eiland ist eine Bürgerschule. — Der Lehrer kann den Zögling doch nicht zu etwas anderm als seinem Spiegel (es sei zu einem platten, hohlen oder hohen) gießen und schleifen wollen.

* *

Die Macht und Bedeutung des einzelnen Erziehers muß verschwindend erscheinen gegen die des Volkes und der Zeit, in denen er lebt. Eine Erhebung über den Geist seiner Zeit (und Umgebung) ist dem Erzieher so gut wie unmöglich, wenn er sich auch leicht in dieser Täuschung befindet.

*

Die lebendige Zeit (mit vielen tausend Menschen, Taten, Meinungen) strebt die Menschen unaufhörlich an wie mit einem Meer von Wellen, und sie muß den Niederschlag der kurzen Erziehungsjahre bald wegspülen oder überdecken. — Das Jahrhundert ist das geistige Klima des Menschen, die bloße Erziehung ist das Treibhaus und der Treibscherben. — Leider glaubt jeder Erziehende so gerade im Zenith des Weltalls zu stehn, daß nach seiner Berechnung über seinem Kopfe Sonnen und Geschlechter kulminieren müssen; er glaubt keinen andern Schatten zu werfen als in sich hinein. — Wie kann man so leicht über den Geist der Zeit sprechen, da doch jedes Wort die Erlösung und Erhebung daraus voraussetzt! (So wie man Ebbe und Flut nicht auf dem Meere selbst spüren kann, sondern erst an seinen Grenzen, den Küsten.) — Nicht einmal der große Mensch (Dichter oder Denker) ist sich seiner so durchsichtig bewußt, daß der Krystalleuchter und das Licht eins würde. — Jeder liegt, so leicht blühend er sich nach oben auftue, noch belastet mit einer Wurzel in der finstern festen Erde.

* *

Volk und Zeitgeist wirken durch lebendige Tatlehre, durch Kontinuität und Gleichartigkeit so im großen, daß anschei-

nend auch die planvollste und keine Wiederholung scheuende Einwirkung eines Erziehers keine Kraft dagegen gewinnen kann.

*

Kein Volkslehrer bleibt sich so gleich, als das lehrende Volk. Die Geister zu Massen eingeschmolzen, büßen von freier Bewegung etwas ein und rücken nur als schwerfällige Kolosse auf alten, eisern überlegten Gleisen besser fort. — Auf einer immer und gleich wirkenden Lebenswelt wird der kleine Mensch wie auf einer fliegenden Erde immer fortgetragen; die einzelnen Richtungen, die der Erzieher geben kann, empfangen ja selbst erst unbewußt auf ihr die Richtwinkel. — Trotz aller verschiedenen Reformatoren und Informatoren säen Völker wie Wiesen sich selber aus zu gleichem Schmelz. — Wie der Freskomaler, so gibt der Erzieher dem nassen Kalke Farben, die immer wieder versiegen, und die er von neuem aufträgt, bis sie bleiben und lebendig blühen. — Man könnte meinen, unter seinen erziehenden Vielherren müsse ein Kind sich einem indischen Sklaven ähnlich ausprägen, welcher mit den eingebrannten Stempeln seiner Wechselherren umhergeht. Aber alle heißen Marken des Sklaven können doch die heiße schwarze Färbung der Sonne nicht überwinden.

* *

Gegen die Wirkung lebendiger Tat (ja selbst die anschauende Erinnerung an Tat) bleiben alle Worte und Ermahnungen unwirksam. Erweisen sich doch sogar die Mahnungen, die der reife Erwachsene sich selbst in seinem Inneren zukommen läßt, alles in allem so kläglich schwach und wirkungslos!

*

Ein erlebter Krieg gegen einen Xerxes glüht das Herz ganz anders, reiner und stärker an, als dreimal ihn exponieren im Cornel, Plutarch und Herodot. — Die ganze Schulphrasen-Erziehung ist nur eine geistige Korknachbildnerei, um antike Tempel und Prachtgebäude in leichten Formen gäng und gäbe zu machen. — Die bloßen Ahnenbilder von Taten in Plutarchs Westminster-Abtei werfen die Aussaat des göttlichen Wortes tiefer ins Herz, als ein paar tausend Predigtbände voll wahrer Kanzelberedsamkeit. — Wären Worte zu Taten dicht zu schlagen, nur tausend zu einer! — Unaufhörlich schneien von Kanzeln, Lehrstühlen, Bücherschränken aller Zeiten die Flocken der reinsten kalten Ermahnungen.

* *

Den Worten und überhaupt der planvollen Einwirkung wird manches als Wirkung und Verdienst angerechnet, was sich in Wahrheit unabhängig von ihnen ergeben hat — wie

man auch mit Unrecht große Männer gern aus den Erziehungsanstalten erklärt, durch die sie gegangen sind.

*

Verwundern wir uns nicht, daß der Wortstrom, den man der Jugend mitgibt ins Weltmeer, damit er ihn darin trage und lenke, vor den allseitigen Wogen und Winden zerläuft! — Das Schulgebäude der jungen Seele besteht nicht aus bloßen Hör- und Lehrzimmern! — Das körperliche Wachstum des Zöglings nährt und treibt ein geistiges hervor. Dennoch wird dieses dem pädagogischen Lohbeete zugeschrieben. Ebenso richtig könnte man den Laufbändern das Verdienst der Muskelbänder anrechnen.

* *

Es ist übrigens gut, daß die Natur des Zöglings der Einwirkung des Erziehers Widerstand leistet: es müßte sonst zu ewiger Wiederholung des gleichen Typus kommen. Aber alle Eintönigkeit der erziehenden Betätigung hat nicht das stete Hervorgehen mannigfach verschiedener Individuen verhindern können.

*

Sollten einmal alle Gassen und Zeiten des armen Erdbodens mit matten steifen Ebenbildern aus pädagogischen Fürsten- und Schwabenspiegeln angefüllt werden, was braucht es zu diesem langweiligen Jammer anders als daß die Erziehung über Erwarten gelänge? — Den Mädchen werden, wie den Tauben und Kanarienvögeln, fremde Farben angemalt (von Hofweibern und Hofmeistern), welche der erste Regen- und Mausermonat ausstreicht.

* *

Die Erziehung durch hofmeisternde Belehrung dehnt ihre Wirkung schwerlich aus auf die nachfolgende Zeit der Freiheit, wo die Einflüsse des Lebens sich dann um so sicherer geltend machen. Auch soll man sich nicht einbilden, das, was Gott schafft und werden läßt, korrigieren zu müssen, um ihm das minderwertige Ebenbild eines bestimmten Menschen aufzudrücken.

*

Manche Erzieher denken von ihrem Zögling: Gott, könnten wir ihn doch wie eine astronomische Jahrhundertuhr genau so aufstellen und aufziehen, daß er seine Stunden und Planetenstellungen und alles richtig zeigte nach unserm Absterben! — Man vergißt, den weiten Weltplan dem Schulplan voraus- und voranzusetzen. Man will dem unendlichen Pädagogiarchen (Erzieherfürsten), welcher Sonne um Sonne und Kind um Vater ziehen läßt, mit kleinen Absichten nachhelfen. Man glaubt in eine seit Jahrhunderten vernach-

lässigte Menschheit wie in warmen Lack seine individuellen Verhärtungen eindrücken zu sollen.

* *

Die so ungemein ausgedehnte pädagogische Schriftstellerei in Deutschland hängt mit der breiten Herrschaft von Worten und geprägten Begriffen überhaupt zusammen, und man ist in Gefahr, durch Überlieferung fertiger Worte und Begriffe den Nachwuchs immer wieder auf derselben Stelle festzuhalten.

*

Durch die Kultur ist jetzt der ganze Mensch Sprachwerkzeug geworden und das Fleisch wieder Wort. – Je mehr Ausbildung, desto mehr Begriffe; je weniger Tat, desto mehr Sprache; der Mensch wird, wie man sonst Maulchristen hatte, Maulmensch. — Die Poesie ist als Gegengewicht der Kultur so wirksam: indem sie wieder ein künstliches Leben um die dünnen Schatten zieht und auf der Wahlstatt der sinnlichen Anschauungen ihre verklärten aufrichtet. — Der Deutsche gibt dem festen, langsamen Schreiben den Preis vor dem leichten her- und wegrauschenden Sprechen. — Zeichnet, sagte Donatello zu den Bildhauern, so vermögt ihr den Rest; sprecht, sagt man zu den Erziehern, so lehrt ihr gestalten. —

* *

Über den großen Erwartungen von Erziehung und Schule (und auch über pomphaften Namen und Titeln) sollte man eine freundlich befriedigende Gestaltung des Lebens der zu öffentlichen Erziehern Berufenen nicht vergessen.

Gründe für den Einfluß der Erziehung.
(I, 3. § 16—21).

Allen jenen Gründen für die bloße Scheinwirkung der planvollen Erziehung lassen sich übrigens andere Gesichtspunkte gegenüberstellen.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist eine Art von geistiger Universal-Republik entstanden; die Staaten oder Nationen führen nicht mehr ein Leben für sich, das sich von selbst auf die Nachwachsenden überträgt; der selbständige Geist des einzelnen vermag weithin zu wirken, und Individuen gewinnen Raum zu individueller Einwirkung.

*

Europa ist ein durch einander verwachsener Lianen-Wald (woran die andern Weltteile als Wucherpflanzen sich aufschlängeln

und ansaugen). — Die Bücher stiften eine Universalrepublik, einen Völkerverein oder eine Gesellschaft Jesu im schöneren Sinne. — Der überall umherfliegende Bücherblumenstaub bringt den Nachteil, daß kein Volk einen unverfälschten, mit keinen fremden Farben besprengten Blumenflor mehr ziehen kann. — Andrerseits: Durch das ökumenische Concilium der Bücherwelt ist kein Geist mehr der Provinzialversammlung seines Volkes knechtisch angekettet. — Daß das Zeitalter so viel über Erziehung schreibt, setzt gleich sehr ihren Verlust und das Gefühl ihrer Wichtigkeit voraus: nur verlorene Sachen werden auf der Gasse ausgerufen. — Der deutsche Staat erzieht nicht mehr genug; folglich tu' es der Lehrer in der Kinderstube, auf dem Katheder und vor dem Schreibpult. — Jetzt hat der einzelne Mensch einen höheren Thron, und seine Krone schimmert über eine breitere Ebene; denn er wirkt nicht bloß durch Tat, sondern durch Schrift, nicht bloß durch sein Wort, sondern wie ein Donner durch Nachhall.

* *

Damit ist aber nicht etwa der geschlossene Kreis der erziehend Einwirkenden nur verschoben. D i e s e Einwirkung, durch die Denkenden und Schreibenden, tritt ja erst verhältnismäßig spät ein. Die entscheidendsten Einwirkungen aber erfolgen in der frühesten Kindheit. In der Periode, wo das Ichbewußtsein erwacht, vollzieht sich schon Entscheidendes für die sittliche Entwicklung des Individuums.

*

Man kann keinen Spaziergang machen, ohne davon eine Wirkung auf seine Ewigkeit nach Hause zu tragen. — Der Mensch nimmt desto mehr Geistiges an, je weniger er noch bekommen. — Es ist ein Glück, daß die Jugend des Einzelwesens sich durch die ewige Jugend des Gemeinwesens oder der Menschheit erstattet. — Im ersten Lebensjahr bewegt man mit halben Kräften mehr als im achten mit doppelten. — Wie Wirtschafter im Nebel am fruchtbarsten zu säen glauben, so fällt die erste Aussaat in den ersten und dicksten Nebel des Lebens. — Der innere Mensch wird, wie der Neger, weiß geboren und vom Leben zum schwarzen gefärbt. — In den alten Jahren gehen die größten Beispiele moralischer Momente an uns vorüber, ohne unser Leben mehr aus seiner Bahn zu rücken, als ein vorbeifliegender Backstein die Erde. Im tiefen Stande der Kindheit wirft der erste innerliche oder äußerliche Gegenstand der Liebe, der Ungerechtigkeit u. s. w. Schatten oder Licht unabsehlich in die Jahre hinein. — Der erste Fall und der erste Flug bewegt das ganze lange Leben. — In der Frühe wird gewissermaßen von der menschlichen Natur der Gottmensch empfangen und geboren (jenes Selbstbewußtsein, wodurch zuerst ein Ich erscheint, ein Ge-

wissen und ein Gott). — Das Ich bricht plötzlich aus dem Gewölke wie eine Sonne und deckt wunderbar eine bestrahlte Welt auf. — Das Leben (besonders das sittliche) hat Flug, dann Sprung, dann Schritt, dann Stand.

* *

Der Bildung von Kopf und Herz kommt das Kind mit zwei höchst wertvollen Kräften entgegen, dem Kinderglauben (diesem einsaugenden Vermögen) und der Erregbarkeit (die hier am höchsten steht und später stufenmäßig abnimmt). Und auf diese Kräfte wirken denn doch die bestimmten persönlichen Erzieher viel mehr als die allgemeine Umgebung. Übrigens erweist sich die Übermacht engerer persönlicher Lebensbeziehungen über die allgemeinen z. B. bei den inmitten einer andersartigen Bevölkerung lebenden Herrnhutern, Quäken, Juden.

*

Die Natur des Kindes ist noch eine Winterwüste voll Frühlingskeime; wohin ein Strahl trifft, da grünt es hervor, und der ganze kindliche Tag besteht aus heißen Schöpfungstagen. — Alles Lehren ist (da) mehr ein Wärmen als ein Säen. — Ohne den »Kinderglauben« gliche das Kind einem jungen, zu spät aus dem Neste gehobenen Vogel, der verhungern muß, weil er den Schnabel nicht der fütternden Hand öffnet. — Die Erregbarkeit steht an dem leiblichen wie an dem geistigen Morgen am höchsten. — Später mag die ganze Weltmasse mit ihren Stempeln auf den Menschen drücken; der erkaltenden Materie gehen nur matte Abdrücke ein. — Wie auch der Zeitgeist das Herz, diese kleinere Weltkugel, bewege und drehe, so behält es doch wie jede in sich kreisende Kugel zwei angeborene unbewegliche Pole fest, den guten und den bösen.

* *

Tatsächlich sind es während des ganzen Lebens und so auch insbesondere während des ersten Jahrzehnts vereinzelte Menschen, die entscheidenden Einfluß auf uns ausüben. Die Wirkung der Allgemeinheit (des Zeitgeistes usw.) erweist sich eben auch mehr im allgemeinen und namentlich nur sehr allmählich.

*

Es rauscht nicht eben die ganze Volksmenge auf den Menschen ein. — Auch vor dem Kinde brechen sich die Wogen des Weltmeers an vier Mauern. — Vater, Mutter, Geschwister und ein paar Zumenschen sind seine fortbildende Welt und Form.

* *

Die erscheinende Gleichheit der Masse läßt viel Ungleichheiten im einzelnen zu. Schließlich wird niemand die Möglichkeit einer schlechten Erziehung bestreiten, womit diejenige einer guten gewissermaßen schon eingeräumt ist.

*

Am Weltkörper verschwinden die Berge, an diesen in der Ferne der steinige Weg; wer ihn aber geht, bemerkt ihn sehr gut. — Verbildsamkeit setzt Bildsamkeit voraus.

Geist und Grundsatz der Erziehung.
(II, 1. § 22—26).

Ein bestimmtes Erziehungsziel sich zu setzen liegt den gewöhnlichen Erziehern (Eltern z. B.) ferne; sie schwanken hin und her und ihre innere Uneinigkeit oder Unfertigkeit muß auf die Zöglinge übergehn. Auch machen viele ihre Kinder zum Spielzeug ihrer eigenen Stimmungen. Andere denken von vornherein an die künftige bürgerliche Brauchbarkeit, während doch vor allem der Mensch als solcher zu künftiger Entwicklung kommen müßte.

*

Gewöhnlichen Eltern schwebt statt eines Urbildes ein ganzes Bilderkabinet von Idealen vor, die sie stückweise dem Kinde auftragen und tätowierend einätzen. (Wird scherzhaft ausgeführt). — Der Vater versteckt sich durch den Stundenwechsel seiner Grundsätze die Unhaltbarkeit und Einseitigkeit derselben. — Diese so oft und schnell wechselnden Regentschaften der Halbgötter machen die Notwendigkeit und das Recht eines höchsten Gottes klar. — In den gewöhnlichen Seelen offenbart sich das Ideal mehr durch innere Uneinigkeit als Einigkeit, und mehr in Urteilen über andere als über sich. — Sogar kräftige Kinderfreunde gleichen oft der brennbaren Luft, welche selber ein Licht gibt, dabei jedes andere auslöscht. — Die Erziehung nach außen und zur Staatsbrauchbarkeit ergäbe, rein durchgeführt, nur Zöglinge oder Säuglinge, allfolgsam, knochenlos, abgerichtet, alltragend. — Jedes Kind, ohne Vergangenheit und Zukunft geboren, fängt stets von anno eins an und bringt ein erstes Neujahr mit. — Soll der Staat anstatt einer Nachwelt, die ihn geistig so gut verjüngen könnte als leiblich, sich eine geben lassen, welche seine Räder aufhält? — Der Mensch ist früher als der Bürger und unsere Zukunft hinter der Welt und in uns größer als beides. — Kann die Fürsorge für den Körper ein Recht auf geistige Einklemmung erteilen? — Die altdeutsche und spartische

Sitte, körperschwache Kinder umzubringen, ist nicht viel härter als die, seelenschwache fortzupflanzen.

* *

Auch bloße Brauchbarkeit für sich selber darf nicht das Ziel sein. Der Zögling darf nicht verfrüht für die enge Bahn eines bestimmten Berufs erzogen werden. Ebenso bedeutet eine pietistische Erziehung eine falsche Verengerung. Andrerseits kann nicht »Erregung«, oder Entwicklung der Kräfte, schlechthin schon das Ziel bedeuten; läßt sich doch nicht auf einmal die ganze Summe der Kräfte potenzieren.

*

Von der Brauchbarkeit für andere ist die bloße für sich selber nur wie von Ehrlosigkeit Lieblosigkeit verschieden; beide schmelzen zusammen in der Selbstsucht. — Gewisse häusliche Erzieher wollen die ganze Kinderzucht in eine Kirchenzucht und Bibelanstalt verwandeln und die frei- und frohgeborenen Kinderseelen in gebückte Klosternovizen. — Der Mensch soll weder bloß nach oben wachsen, wie Pflanzen und Hirschgeweihe, noch bloß nach unten, wie Federn und Zähne, sondern wie Muskeln an beiden Enden zugleich.

* *

Rousseaus rein negative Erziehung widerspricht sich und der Wirklichkeit zugleich; Rousseau verwechselt vielfach den reinen Naturmenschen mit dem Idealmenschen. Recht hat er mit der Forderung einer angemessenen Wahl und Abfolge der einwirkenden Reize. In der rechten Freiheit entwickelt sich in der Tat die Natur von selbst, aber nur — in (individuell verschiedenen) Naturen.

*

Rousseau verwechselt den Naturmenschen deshalb mit dem Idealmenschen, weil beide rein und gleichförmig vom Säkularmenschen abliegen. — Rousseau will das Kind lieber mit Sachen als mit Menschen, lieber mit Eindrücken als Einreden wecken. — Rousseaus Lehrvorfahren waren bei der so erregbaren Kindernatur immer mit dem höchsten Reize vorausgeeilt, z. B. mit Gott, Hölle oder Stock.

* *

Und so ist für jede Natur ein eigenes Ideal gegeben; jeder trägt gewissermaßen seinen Idealmenschen in sich, den er im Jünglingsalter am deutlichsten ahnt, während später dieses Ideal für die meisten abstirbt. Immer aber muß der innewohnende Idealmensch aus dem umschließenden Stoffe erst

herausgelöst — und zu diesem Behufe erraten werden, denn tiefe Gegensätze sind mit dem Ideal vereinbar.

*

Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei und ruhig zu machen strebt. Am hellsten schaut jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter (wenn auch nur hinter Träumen und Wünschen). — Auch die gemeinste Seele, die vorher und nachher in sinnliche und habsüchtige Liebe gesunken ist, hat einmal in edler kulminiert. — In späterer Lebenszeit wird der gewöhnliche Mensch, fallend oder überwältigt, lauter Gegenwart, Geburt der Not und Nachbarschaft. — Aber in einem Anthropolithen kommt der Idealmensch auf der Erde an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegzubrechen, daß sich die übrigen selber befreien können, dies ist oder sei Erziehung. — Der Idealmensch Fénelons, so voll Liebe und Stärke, und der Idealmensch Catos II, so voll Stärke und Liebe, könnten sich nie gegen einander auswechseln.

Die Individualität des Idealmenschen.
(II, 2. § 27—32).

Schon die Natur zeigt, je günstiger die Bedingungen für hervorgehendes Leben sind, desto deutlicher die Richtung auf Differenzierung der Geschöpfe; und jede Verfeinerung organischen Lebens weist zugleich Differenzierung mit auf, wie ebenso jede Erhöhung der Kultur solche mit sich bringt.

*

Hinter den 500 Arten des mineralischen Reiches liegt das tierische mit sieben Millionen. — Der Gartenbau verdoppelt die Blumensorten vielfarbig; die Zeit rückt ein langes Land im Weltmeer zu Inseln auseinander.

* *

Auch wird das Recht und die Bedeutung der Individualität im Grunde von allen empfunden: nur daß die Erzieher zu sehr das Recht ihrer eigenen Individualität fühlen und zu wenig das der Zöglinge.

*

Der Erzieher arbeitet stark darauf hin, daß der Zögling nichts als sein Stief- und Kebs-Ich werde. Sich selber läßt er soviel Individualität hingehn, als er braucht um fremde auszutilgen und seine einzupflanzen. — Der Erzieher wird streben, in den wehr- und gestaltlosen weichen Kindergeistern sich ab- und nachzudrucken. Der Vater des Kindes trachtet, auch der Vater seines Geistes zu werden. — Zum Glück verdrängt bloß die Mittelmäßigkeit fremde durch

eigene, d. h. eine unmerkliche Individualität durch eine unmerkliche. Von einem Holzschnitte lassen sich einige tausend Abdrücke machen, von einer Kupferplatte aber nur ein Zehnteil.

* *

Niemand kann doch verkennen, daß alles Bedeutende in der Welt nur durch Individualitäten geschaffen worden ist.

*

Nur durch an- und ab-, nicht aber durch fortsetzende Individualitäten!

* *

Die Vernachlässigung fremder Eigentümlichkeit rührt doch auch von der Täuschung her, daß man das Ideal mit den Idealen vermengt; aber nichts Endliches kann die unendliche Idealität wiederholen, sondern sie nur zu Teilen eingeschränkt zurückspiegeln; diese dürfen also unendlich verschieden sein.

*

Dieselbe moralische Genialität kann hier als Sokrates, dort als Luther, hier als Phocion, dort als Johannes Mensch werden. — Weder der Tautropfe, noch der Spiegel, noch das Meer gibt die Sonne in ihrer Größe, aber alle geben sie rund und licht zurück.

* *

Das Ich, die Persönlichkeit, die Individualität besteht nicht in einem zufälligen Ab- und Zuwägen einzelner Kräfte (die auch eines Zusammenhaltes bedürfen und als einzelne steigen und sinken können), sondern ist ein innerer Sinn aller Sinne; sie (die Individualität) ist ähnlich der organischen Einheit, der sich die zerstreute Materie unterwirft; sie ist das, was alle inneren Kräfte eigentlich erst zu einer Seele bindet. Im Genie wird man sie am ersten anerkennen und schonen. Aber auch einer Mittelnatur darf nicht die Urkraft gebrochen werden. Indessen ist zu unterscheiden zwischen der Individualität des Kopfes und der des Herzens. Jener ist immer Stoff zum Verarbeiten und Bewegen zuzuführen; bei dieser ist nur Grenzberichtigung am Platze. Zu schwächen ist keine Kraft (jede Kraft ist heilig), sondern nur ihr Gegenpol ist zu stärken. Leider gehört es in concreto zu den schwersten Dingen, den Charakter eines Zöglings wirklich zu erkennen (zu erraten). Das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen, das wäre eine Umschreibung für den vorgenannten Preis- oder Hochmenschen.

*

Gott ist das Ur-Ich und Ur-Du zugleich. Nächst ihm ist »Ich« das Höchste sowie Unbegreiflichste, was die Sprache ausspricht und wir anschauen. Es ist da auf einmal, wie das ganze Reich der Wahrheit und des Gewissens, das ohne Ich nichts ist. — Die Persönlichkeit besteht nicht im Fichtischen Ob- und Subjektivieren des Ich, d. h. im Wechsel des Zurückspiegelns des Vorspiegelns. — Sie ist das, was gleich der Lichtmaterie unsichtbar die vielfarbige Sichtbarkeit gibt und bestimmt. — Von der Individualität, die er wachsen läßt, hat der Erzieher eine andere zu trennen, die er beugen oder lenken muß: jene ist die des Kopfes, diese ist die des Herzens. — Bei der intellektuellen Eigentümlichkeit kann dem Übergewicht der Anlage noch Gewicht zugelegt werden. — Der Erzieher darf z. B. einer künstlerischen Individualität nicht den Schlaftrunk schon am Morgen geben. — Ist die intellektuelle Individualität Melodie, so ist die sittliche Harmonie. Einen Euler darfst du nicht durch einen eingeimpften Petrarka entkräften und diesen durch jenen. — Aber Friedrich der Einzige soll die Flöte nehmen und Napoleon den Ossian. — Eine überreich liebende Seele werde nicht etwa ausgehärtet, sondern nur die Macht der Ehre und der Klarheit werde in ihr verstärkt. So werde der kühne Charakter nicht furchtsam gemacht, sondern nur liebend und klug gebildet. — Leider sind drei Dinge schwer: einen Charakter haben, einen zeichnen, einen erraten. — Dem gewöhnlichen Erzieher erscheint eine Unart schon eine Unnatur. — Wer ein in a gesetztes Musikstück in b übertrüge, nähme dem Stücke viel, aber doch nicht so viel als ein Erzieher, der alle verschieden gesetzten Kindernaturen in dieselbe Tonart übersetzte.

* *

Um ein Kind wohl für die Zukunft erziehen zu können (was die wahre Aufgabe ist), muß man die Gegenwart nach ihrem inneren Wesen (den Geist der Zeit) verstehen.

*

Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen — denn diese tut es ohnehin unaufhörlich und gewaltsam, sondern für die Zukunft, ja oft auch wider die nächste.

Über den Geist der Zeit. (II, 3. § 33—37).

Vom Geist der Zeit redet man viel zu leichthin, während er doch außerordentlich schwer bestimmt zu erfassen wäre.

*

Die Zeit zerspringt in Zeiten, wie der Regenbogen in fallende Tropfen. — Eigentlich meint der Mensch mit der Zeit nichts als den kleinen Tagbogen, den die ewige Sonne von seinem Lebensmorgen bis zu seinem Abend umschreibt. — Nur auf Anhöhen kann

zurückgelegter Weg beschaut wie künftiger berechnet werden. — Wie könnt ihr euch so hoch aus den Wellen der Zeit heben, daß ihr ihren Gang sehet, nicht bloß ihren dunklen Zug fühlet? — Geht nicht der Strom, der euch führt, in einem Meere, worin ihr, aus Mangel an Ufer, seine Bewegung nicht messen könnt?

* *

Wir verstehen eigentlich immer nur die Vergangenheit. Wie wenig richtig die Gegenwart erfaßt wird, zeigt sich auch daran, daß alle Vorhersagungen der Zukunft (aus der Gegenwart heraus) sich als trüglich erweisen.

*

Kein goldenes Zeitalter nannte sich ein goldenes, sondern erwartete bloß eins. — Bloß die Vergangenheit glänzt nach, wie die Schiffe zuweilen auf dem Meere hinter sich eine leuchtende Straße ziehen. — Der Mensch ist eng und arm; seine Sterndeuterei der Zukunft sieht bloß ein Mondviertel am Himmel, das mit ihm ab- und zunimmt, keine Sonne. — Jeder hält sein Leben für die Neujahrsnacht der Zeit und seine Träume darin für Prophezeiungen aufs ganze Jahr. — In der Minute, wo du in deiner Wüste weissagst, fliegt der feine Samenstaub einer Eiche auf die Erde und wird nach einem Jahrhundert ein Hain.

* *

Doch gibt uns immerhin das Verständnis der Vergangenheit eine Möglichkeit, die Gegenwart zu beurteilen. Unser Jahrhundert kann von da aus nur ein strenges Urteil empfangen: Unheiligkeit (Religionslosigkeit) und niedere Leidenschaftlichkeit, auch innere Zwiespältigkeit sind es, woran es in schimpflicher Weise krankt.

*

Jeden Geist der Zeit richtet und überschaut der Geist der Ewigkeit. — Er sagt, daß jetzt die Zeit leichter ein großes Volk als einen großen Mann aufstellt. — Die Kultur und die Gewalt fügt jetzt die Menschen wie Dunsttropfen ungeheurer Dampfmaschinen seines Geistes zusammen. — Den jetzigen Begeisterten des Sinnes und den Feueranbetern der Leidenschaften fehlt der heilige Geist des Überirdischen. — Wenn sonst Religion im Kriege war, so ist jetzt nicht einmal in der Religion mehr Krieg. — Aus der Welt wurde uns ein Weltgebäude, aus dem Äther ein Grab, aus Gott eine Kraft, aus der zweiten Welt ein Sarg. — Wir sind nur in Haß und Hunger noch lebendig, wir behalten nur die Zähne unverweslich, die Werkzeuge der Rache und des Genusses. — Leidenschaftlichkeit gehört recht zum Siechtum der Zeit. Nirgends wohnt so viel Aufbrausung, Nachlaß, Weichheit gegen sich und unerbittliche Selbstsucht gegen andere, als auf dem Krankenbette.

* *

Immerhin ist das Bewußtsein dieser Gebrechen schon etwas. Auch ist keine Gefahr, daß Religiosität überhaupt verschwinde, wenn gleich die Fortschritte der Erkenntnis zu Zeiten den religiösen Vorstellungen feindlich werden. Das religiöse Bedürfnis bleibt. Was uns hier und auf dem sittlichen Gebiete als Verderb erscheinen will, tut das oft nur um seiner Neuheit willen.

*

Jede hohe Klage und Träne über irgend eine Zeit sagt, wie eine Quelle auf einem Berge, einen höheren Berg oder Gipfel an. Nur Völker, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert sumpfig fortbestehen, klagen nicht über sich (sondern über andre). — Die geistigen Fallsüchtigen der französischen Philosophie haben, wie körperliche, kein Bewußtsein ihres Übels, sondern nur Stolz auf Kraft. — Die geistige Trauer ist — wie nach den Griechen die Nacht — eine Göttermutter. — Eine Religion nach der andern lischt aus, aber der religiöse Sinn, der sie alle erschuf, kann der Menschheit nie getötet werden. Er wird sein künftiges Leben nur in mehr geläuterten Formen beweisen und führen. — So lange das Wort Gott in einer Sprache noch dauert und tönt, so richtet es das Menschenauge nach oben. — Unsere Zeit schwebt zwischen dem Wunsche und dem Unvermögen zu glauben. Sie ist ein Chaos wider einander arbeitender Zeiten. — Die jetzigen Religionskriege werden auf dem Papier und im Kopfe geführt; sie sind von den vorigen verschieden wie Nordscheine von Gewittern: diese waren voll Glut, Sturm, Verheerung und Befruchtung, jene — Gewitter höherer, kälterer Himmelsgegenden — sind voll lärmender Lichter ohne Schläge, voll Gestaltungen und voll Frost, ohne Regen und in der Nacht. — Aber: könnte das geistige Wachen je zu wach werden? Bloß nicht genug wach wird es jetzt. — Jede Zeit hält einen neuen Lichtanbruch für Schadenfeuer der Sittlichkeit, während doch jede sich selbst um eine Lichtstufe über die vorige dem Herzen unbeschadet erhoben findet. — Sollte vielleicht, da das Licht schneller geht als die Wärme und die Umarbeitung des Kopfes schneller als die des Herzens, der Lichteinbruch immer durch seine Plötzlichkeit dem unvorbereiteten Herzen feindlich erscheinen? — Nur Stillstand erzeugt und verewigt Gift. — Jede veränderte Zeit ist nur ein neues Geisterklima für kommende Geisteraussaat; wir wissen aber nicht, welchen ausländischen Samen der Himmel in dasselbe herunterwirft. — Der Mensch gewöhnt sich an wiederholte Liebe, nicht an wiederholte Ungerechtigkeit. Daher erscheint jedem seine Zeit moralisch schlechter, aber intellektuell besser, als sie ist. In der Wissenschaft ist das Neue ein Fortschritt, in der Moral ist das Neue als ein Widerspruch mit unsern inneren Idealen und mit den historischen Idolen stets der Rückschritt. —

Von je her ging bei Völkern der Kopf dem Herzen um Jahrhunderte voraus.

* *

Und von ihren inneren Gebrechen heilt das Schicksal die Völker durch Leidenszeiten. Wir aber unsererseits als Erzieher müssen die Kinder gegen die Zeit oder Zukunft mit dreifachen Kräften ausrüsten, des Willens, der Liebe, der Religion. Zwischen den beiden ersteren ist mehr Zusammenhang als man glaubt; die dritte, welche über beiden steht und sie vermittelt, legt noch besondere Erwägungen nahe.

*

Wie körperlich, so befruchten oder lähmen geistig Kopf und Herz einander. — Geschlechter müssen trüb und blaß zu Unterlagen froher hinabsinken. — Es ist doch in der Geschichte wie im Kalender der trübe Thomastag kürzer als der helle warme Johannistag, wiewohl beide in neue Jahrzeiten überführen. — Den großen Verwicklungen müssen wir mit partiellen Entwicklungen begegnen. Unsere Zeit hat nur leidenschaftliche Begehrkraft, nicht aber jene Wollkraft. — Furcht ist egoistischer als der Mut; denn sie ist bedürftiger. — Die Kraft tötet das Kleinliche. Der Mensch, mehr zur Liebe als zum Widerstande geschaffen, bekomme nur freien leeren Raum, so hat er Liebe. — Das körperliche Herz sei das Muster des geistigen: verletzbar, empfindlich, rege und warm, aber ein derber, frei fortschlagender Muskel. — Kraft und Liebe sind zwei Gegensätze des inneren Menschen, aber Religion ist die göttliche Gleichsetzung beider und der Mensch im Menschen.

Bildung zur Religion. (II, 4. § 38—40).

Nachdem die Religion als öffentliche ihre Macht verloren hat, muß sie um so gewisser dem einzelnen Individuum eingepflanzt werden. Es ist zwar schon etwas, daß man gegenwärtig die Sittlichkeit um so mehr pflegen will, und deren Beziehung zur Religion ist unleugbar. Aber Religion ist doch noch etwas für sich und hat sich immer als solches behauptet.

*

Die Religion ist jetzt keine Nationalgöttin mehr, sondern eine Hausgöttin. — Die geborstenen Kirchenglocken rufen nur noch dumpf den Volksmarkt zur Kirchenstille. — Wir müssen den Kindern ein Herz mit einem Bethause mitzugeben suchen. — In unserm Zeitalter sind die heiligen Haine der Religion gelichtet und abgetrieben, die Landstraßen der Sittlichkeit aber gerader und sicherer geführt. — Wir bauen in die Weite, statt in die Höhe, weiter über die Erde als in den Äther. — Ist der Stoizismus (dieser herrliche Sohn der

Sittlichkeit) an und für sich Religion? — Freilich wird Religiosität auf dem höchsten Grade zur Sittlichkeit und diese zu jener: aber dasselbe gilt für den höchsten Grad jeder Kraft. — Es gibt eine Bettler-Religion, die so lange an der Himmelspforte betet und singt, bis ihr der Petruspfennig herausgelangt wird.

* *

Echte Religion ist innige Verbindung des Ich mit Gott, die dann inneren Frieden und freudige Sittlichkeit zur Folge hat und selbst die Schrecken des Todes nicht aufkommen läßt.

*

Es ist ein schönes, tiefes Wort von Sebastian Frank: Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seelen gelegen. — Ohne Gott ist das Ich einsam durch die Ewigkeiten hindurch; hat es aber seinen Gott, so ist es wärmer, inniger, fester vereinigt als durch Freundschaft und Liebe. — Nur bösen lieblosen Geistern gebietet ein Sittengesetz, damit sie nur erst besser werden und darauf gut. — Wie über dem höchsten Gebirge noch hoch der Adler schwebt, so über der schwer ersteigbaren Pflicht die rechte Liebe. — Jedes Leben ist ein beweglicher Tempel des Unendlichen. — Religion ist die Poesie der Moral.

* *

Die Einführung in die Religion muß nicht auf dem Wege der Erkenntnis erfolgen, sondern auf unmittelbare Weise; hat doch die Religion ihr Leben nicht in Meinungen, so wenig wie in Stimmungen, sondern in dem ganzen inneren Menschen. So kann denn auch der deistische Vorsehungsglaube sie nicht ersetzen. Dem Kinde ist übrigens das Höchste näher als das Niedrigste, und es gilt nur, zu wecken, was in ihm von heiliger Empfänglichkeit schlummert. Es ist denn auch falsch, mit Rousseau die Religion erst dem Gereifteren zuführen zu wollen. Jene Übermittlung kann natürlich nur durch solche Erzieher erfolgen, welche selbst persönlich religiös sind. Zunächst mag das Kind die Symbole und Äußerungen religiösen Lebens schauen, und bestimmte große Augenblicke werden es besonders empfänglich finden. Auferlegte religiöse Übungen sind verkehrt; Mißbrauch des Religionsinhaltes zu inferioren Verstandes- und Gedächtnisübungen erst recht. Auch zur Ehrfurcht vor fremden Religionen soll erzogen werden. Nur werde nicht Furcht zum Ausgang religiösen Fühlens gemacht. Anstatt durch Lehrsätze erfolge die Einführung durch Ge-

schichten. Und edle Poesie begleite und unterstütze die religiöse Disposition.

*

Jede Sprosse der endlichen Erkenntnis wird durch Lehre und Allmählichkeit erstiegen, aber das Unendliche kann nur auf einmal angeschaut werden; nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin. — Das Große gleicht den Felsbergen, wovon nie einer allein in glatter Ebene, sondern nur unter nachbarlichen aufsteht und sich zum Gebirge auszieht. — Religion ist das Herz des inneren Menschen. — In dem für andere Kenntnisse finstern Mittelalter stand die Religion, wie in der Nacht der Himmel, näher der Erde und glänzend darüber gebreitet. — Wer Religion hat, findet eine Vorsehung mit nicht mehr Recht in der Weltgeschichte als in seiner Familiengeschichte; den Regenbogen, der sich auf Höhen als blühender Zirkel in den Himmel hängt, schafft dieselbe Sonne im Tautropfen einer niedrigen Blume nach. — Alles Heilige ist früher als das Unheilige; Schuld setzt Unschuld voraus, nicht umgekehrt. — Der Mensch kommt eigentlich nicht zum Höchsten hinauf, sondern von da herab und erst dann zurück empor; und nie kann ein Kind für zu unschuldig und gut gehalten werden. — Schliefe nicht eine ganze religiöse Metaphysik träumend schon im Kinde, wie wären ihm denn überhaupt die inneren Anschauungen von Unendlichkeit, Gott, Ewigkeit, Heiligkeit usw. zu geben, da wir sie durch keine äußeren vermitteln können und nichts zu jenen haben, als das leere Wort, das aber nur erwecken, nicht erschaffen kann? — Wann könnte schöner das Heiligste einwurzeln, als in der heiligsten Zeit der Unschuld, oder wann das, was ewig wirken soll, als in der nämlichen, die nie vergißt? — Nicht die Wolken des Vor- oder Nachmittags, sondern entweder das Gewölke oder die Bläue des Morgens entscheiden über den Wert des Tages. — Eine verordnete Erhebung und Rührung ist eine entweihte; Kindergebete sind leer und kalt. — Ein Tischgebet vor dem Essen muß jedes Kind verfälschen. — Führet die Kinder an großen Tagen in den leeren Tempel und zeigt ihnen die heilige Stätte der Erwachsenen. — Jede fremde Religionsübung sei ihm so heilig wie die eigene, und jedes äußere Gerüste dazu. — Wer sich in das große Licht aufgelöst fühlt und nun nichts sein will als ein Strahl im unermeßlichen Glanze, der hat Religion; denn das Höchste spiegelt stets den Höchsten. — Der rechte Unglaube bezieht sich auf keine einzelnen Sätze und Gegensätze, sondern auf die Erblindung gegen das Ganze. — Allem Großen müßt ihr einen Sonnenblitz des Ursprungs zugestehn, dem Genius, der Liebe, der Kraft. Die rechte Himmelsleiter hat keine Sprsosen.

Über den Anfang des Menschen. (III, 1. § 41—44).

Erziehung des Kindes kann mit seiner Geburt beginnen; aber große Verantwortung ist schon bei den erzeugenden Eltern, und die Unbekümmertheit in diesem Punkte ist sehr tadelnswert, zumal sofern die seelische Beschaffenheit der werdenden Menschen auch von den seelischen Zuständen der Erzeugenden abhängt.

*

Der Seelenblitz, den wir Leben nennen, und von welchem wir nicht wissen mit welcher Sonnenwolke er fährt, schlägt ein in die Körperwelt und schmelzt die spröde Masse zu seinem Gehäuse um, das fortglüht, bis der Tod ihn durch die Nähe einer andern Welt weiter entlockt. — Für die Aussaat der Nachwelt bedarf der gaukelnde, schwelgerische Mensch mehr Gesetze als das feste Tier, das an den Leitseilen des Instinkts und der Gesundheit richtig geht. — Nicht bloß das körperliche Leben der Eltern wiegt der Zukunft Leiber zu, sondern auch ihr geistiges Geister.

* *

Die Meinung, daß das innere Leben der Mutter in der Zeit vor der Geburt das werdende Seelenleben des Kindes beeinflusse, ist zurückzuweisen und läßt sich mit verschiedenen Gründen widerlegen.

*

Das mütterliche Blut wirkt nur ähnlich jeder andern Nahrung und pflanzt seine Verschiedenheit ernährend so wenig fort wie Schaf- und Löwenblut die seinige. — Wär' es wahr, daß die Mutter noch einen geistigeren Einfluß in wehrlose nackte Menschen hätte als den ernährenden, was für eine traurige Menschheit würde aus der neunmonatlichen Verziehanstalt in die Welt geschickt werden!

* *

Mit der Geburt beginnt die Fähigkeit, Sinneseindrücke aufzunehmen; die Erziehenden haben hier zu beachten, daß alle allzustarken Empfindungen fern gehalten werden müssen.

*

Der Lebensmorgen hebt mit zwei Sinnen der Ferne im losgelassenen Gefangenen an, wie der tägliche Morgen mit Licht und Gesang oder Getöse. — Licht bleibt der erste Schmelz der Erde, das erste schöne Wort des Lebens. — Alles Erste bleibt ewig im Kinde, die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vorgrund seines Lebens aus. — Die so weiche, wehrlose und so erregbare Natur kann von einem Mißgriff verrenkt werden.

* *

In den ersten drei Jahren verlangt das seelische Leben nicht sowohl planvolle Nährung als Wärme, d. h. Freudigkeit. Auf eine künstliche Gymnastik der Sinne in dieser Frühzeit wird besser verzichtet; am wenigsten wäre dieselbe für Geschmacks- und Geruchssinn angezeigt — beides übrigens Sinne, die, wenn sie Verfeinerung auch erst spät erfahren, große Kräftigkeit schon ganz früh erweisen.

*

Soll man im Meer einer menschlichen Seele Abschnitte angeben, so muß man beim Kinde einen ersten Abschnitt der drei ersten Jahre machen. — In dieser Dämmerperiode lasse man das Licht nur selber wachsen, ohne eins anzuzünden. — Man mache nur Spielraum, indem man die Unlust wegnimmt, so fahren von selber alle Kräfte empor. — Zu dem Entwurf eines »Frühgymnasiums aller Sinne«: das reiche vielgestaltige Leben der Sinne erzieht durch Unaufhörlichkeit mit einer Macht, welche der Armut eigener Übanstalten nicht bedarf.

Freudigkeit der Kinder. (III, 2. § 45—47).

Freudigkeit muß der jungen Seele erhalten werden. Pflegen auch die Schmerzen der Kinder rasch abgelöst zu werden, so zeigt doch schon die später vielfach im Traume und Fieber wiederkehrende Erinnerung daran ihre ursprüngliche Stärke.

*

Einen traurigen Mann erduld' ich, aber kein trauriges Kind. Denn jener kann, in welchem Sumpf er auch einsinke, die Augen entweder in das Reich der Vernunft oder in das Reich der Hoffnung erheben; das kleine Kind aber wird von einem schwarzen Gifttropfen der Gegenwart ganz umzogen und erdrückt. — Freilich sind alle Schmerzen der Kinder nur kürzeste Nächte, wie ihre Freuden nur heißeste Tage. — In der späteren, oft wolken- und sternlosen Lebenszeit erinnert sich der aufgerichtete Mensch nur sehnsüchtig alter Kinderfreuden, indes er den Kinderschmerz ganz vergessen zu haben scheint. — Sonderbar sticht gegen die wache Erinnerung die entgegengesetzte im Traum und Fieber ab: in beiden kehrt nur der graue Schmerz der Kindheit wieder; beide ziehen gerade die Schrecken der unbewahrten Kindheit aus düsteren Eulenwinkeln hervor, die dann mit Eisenschnäbeln auf die liegende Seele dringen und hacken. — Der erste Schreck ist desto gefährlicher, je jünger er fällt; später erschrickt der Mensch immer weniger; der kleine Wiegen- und Betthimmel des Kindes wird leichter ganz verfinstert als der Sternenhimmel des Mannes.

* *

Verwechseln darf man übrigens Freudigkeit nicht mit Genuß und Genüssen und nicht durch diese jene zu sichern wähnen.

*

Heiterkeit oder Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen. Nur werde sie nicht mit dem Genusse vermengt. — Jeder Genuß, und wär' es der feine eines Kunstwerkes, gibt dem Menschen eine selbstische Gebärde und entzieht ihm Teilnahme. — Heiterkeit ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz. — Tiere können genießen, aber nur Menschen können heiter sein. — Der stoische Weise muß Verschmähung des Genusses mit Bewahrung der Heiterkeit vermählen. — Der christliche Himmel verspricht keine Genüsse (wie der türkische). — Wenn der Genuß eine sich selbst verzehrende Rakete ist, so ist die Heiterkeit ein wiederkehrendes lichtes Gestirn.

* *

Durch verteilende Gewährung kleinster Genüsse kann freudige Stimmung weithin gesichert werden, wenigstens in den ganz frühen Jahren. Vor der Naschhaftigkeit der Kinder muß man nicht zu viel Sorge haben; man kann sie übrigens erzieherisch mit Erfolg benutzen. (Ihr Zusammenhang mit sexueller Reizbarkeit ist kein direkter). Wie wenig Genüsse und Freudigkeit zusammenfallen, würden Fürstenkinder am meisten zeigen. Namentlich die erste Lebensperiode sollte möglichst ungetrübte Heiterkeit gewähren. (Würden doch alle Kinder im Frühling geboren!)

*

Kinder sollten ihr Paradies bewohnen wie die ersten Eltern, diese wahren ersten Kinder. Aber Genüsse geben keins, sondern helfen es nur verscherzen. Spiele, d. h. Tätigkeit, erhalten Kinder heiter. — K l e i n e r e Genüsse wirken wie Riechfläschchen auf die jungen Seelen und stärken von Tätigkeit zu Tätigkeit. Doch gilt diese Freudengewährung nur für die frühsten Jahre. — Der Fürstenkrone wird schon früh die Dornenkrone untergebettet, oder der schwarze Trauerrand im Verhältnis des Ranges breiter gemacht. — Fast scheint der alte Irrlehrer Basilides bei den Fürsten von neuem Recht zu haben, der behauptete, die ersten Christen seien oft Märtyrer geworden wegen künftiger Sünden. Doch: es treten ja die Nachwehen noch zu den Vorwehen der Zukunft. — Freudigkeit, dieses Gefühl des ganzen freigemachten Wesens und Lebens, dieser Selbstgenuß der inneren Welt, öffnet das Kind dem eindringenden All. Sie läßt alle Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehn. — Die früheren Freudenblumen sind nicht Kornblumen zwischen der Saat,

sondern jüngere kleinere Ähren. — Es ist eine liebliche Sage, daß die Jungfrau Maria und der Dichter Tasso als Kinder nie geweint haben.

Spiele der Kinder. (III, 3. § 48—56).

Heiter macht und erhält Tätigkeit, und die Spiele der Kinder sind wesentlich Tätigkeit. Man kann unterscheiden Spiele der empfangenden, auffassenden, lernenden Kraft und Spiele der handelnden, gestaltenden Kraft. (Dazu etwa noch Spiele mehr passiver Art). Man kann jene ersteren auch theoretische, die andern praktische nennen.

*

Ein Spiel haben auch die Kinder, das ihnen ein solches ist, z. B. Scherzen, sinnloses Sprechen. — In die zweite Abteilung gehören alle Spiele, worin sich das Kind seines geistigen Überflusses durch dramatisches Phantasieren und seines körperlichen durch Bewegungen zu entladen sucht.

* *

Das Spiel ist der verarbeitete Überschuß der Kräfte, und zwar anfangs der geistigen und körperlichen Kräfte zugleich, von der Schulzeit an nur noch der letzteren. Helfende Einmischung der Erwachsenen ist im ganzen nicht günstig.

*

Später hat das Schulszepter die geistigen Kräfte alles Feuers bis zum Regen entladen. — Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen (Essen und Trinken ist seine Prosa). — Ich fürchte mich vor jeder erwachsenen Hand und Faust, welche in das zarte Befruchtstäuben der Kinderblumen hineintappt.

* *

Dem bloß empfindenden und versuchenden Spiel der ersten Kindheit folgt erst bei einer gewissen Entwicklung von Phantasie und Sprache das schaffende, und zwar das Spiel mit Spielsachen und mit (oder unter) Menschen.

*

In dem schleunigst wachsenden Körper (des ersten Jahres) und unter der einströmenden Sinnenwelt richtet sich die überschüttete Seele noch nicht zu den selbsttätigen Spielen auf, in welchen sich später die überschießende Kraft bewegt. Sie will nur blicken, horchen, greifen, tappen. — Später regt sich die Phantasie, deren Flügelknochen erst die Sprache befiedert.

* *

Die toten Spiel-Sachen wandelt die Phantasie des Kindes in lebendige. Allzu reiche Wirklichkeit ist ihr dabei ungünstig und der gesunde Geist des Kindes lehnt sie denn auch ab.

*

Nicht bloß für Erwachsene ist an und für sich — sobald bloßes Einbildglück entscheidet — das Spielzeug gleichgültig, ob mit Kaiser- oder mit Lorbeerkronen, mit Schäfer- oder Marschallstäben, Streit- oder Dreschflegeln, sondern sogar für Kinder. — Vor der wunderkräftigen Phantasie treibt jeder Aaronsstecken Blüten. — Es gibt eine Zeit, wo die Phantasie noch stärker als im Kindesalter schafft, nämlich in der Kindheit, worin auch Völker ihre Götter schaffen und nur durch Dichtkunst reden. — Im Tiere spielt nur der Körper, im Kinde die Seele. — An reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt die Phantasie. — Umringt eure Kinder nicht wie Fürstenkinder mit einer Kleinwelt des Drechslers u. s. w. — Hingegen je älter der Mensch wird, desto reichere Wirklichkeit erscheine: die Steppe, auf welcher der Jüngling wenigstens den Morgentau des Liebesschimmers erntet, erkältet mit trübem Abendtau den halbblinden Greis.

* *

Die an einer Sache erschöpfte oder ermüdete Phantasie wird durch zeitweilige Unterbrechung neu belebt. Bilderbücher sollten vielmehr Vorgänge darstellen als isolierte Gestalten. Farbige Bilder gebühren nur den allerersten Jahren. Ein künstliches Bergwerk hat wenig Wert gegenüber einem Baukasten. Kleine Bilder sind besser als große. (Alles dies dient der volleren Anregung der Phantasie).

*

Dem Bilderbuch ist das poetische Beseelen ebenso nötig als dem Spielschranke. — Farben erschöpfen durch Wirklichkeit die Schöpfungskraft. — Jedes Spielzeug tauge zu einem Arbeitszeuge. Den kleinen Verjüngten haben wir auch die Welt in verjüngtem Maßstab vorzuführen.

* *

Für die frühesten Jahre ist Gelegenheit zum Spielen mit Sand vorzüglich schätzenswert.

*

Ich kenne kein wohlfeileres, mehr nachhaltendes, beiden Geschlechtern angemessenes, reines Spielzeug, als Sand. — Den Knaben ist Sand das Wasser der Mädchen.

* *

Das Spiel der Kinder mit Kindern hat eine für ihre ethische Entwicklung tiefgehende Bedeutung. Für die ganze Jugendzeit an einen Erzieher nach Rousseaus Plan geschmiedet

zu werden, wird den Knaben zu einem künftigen Sklaven oder doch mindestens zu einem Menschen von großer Enge machen.

*

Sind einmal Menschen für Menschen gemacht, so sind's folglich Kinder auch für Kinder, nur aber viel schöner. — Auch nur Kinder sind kindisch genug für Kinder. — In den ersten Jahren sind Kinder einander nur Ergänzung der Phantasie über ein Spielding: zwei Phantasien spielen wie zwei Flammen ab- und in einander unverknüpft. — (Später:) Spielende Kinder sind europäische kleine Wilde im gesellschaftlichen Vertrag zu einem Spielzweck. — Eltern und Lehrer sind immer jene fremden Himmelsgötter, welche, nach dem Glauben vieler Völker, den neuen Menschen auf der neugeborenen Erde lehrend und helfend erschienen waren. Wenigstens sind sie den Kinderzwergen die körperlichen Titanen. — Wo kann das Kind seine Herrscherkräfte, seinen Widerstand, sein Vergeben, sein Geben, seine Milde, kurz jede Blüte und Wurzel der Gesellschaft anders zeigen und zeitigen, als im Freistaat unter seines Gleichen? — Schulet Kinder durch Kinder! — Der Eintritt in den Kinderspielplatz ist für sie einer in die große Welt. — Es trägt oft einem Knaben mehr ein, Prügel selber auszuteilen, als sie zu erhalten vom Hofmeister; desgleichen mehr, sie von seines Gleichen als sie von oben herab aufzufangen. — Wollt ihr einen Lebensknecht schmieden, so lötet einen Knaben 15 Jahre lang an die Arme und Fersen seines Hofmeisters, der zugleich Schauspieldirektor und zuweilen mitspielendes Mitglied der zweigliedrigen Truppe sein soll. Verloren wird er künftig der Allseitigkeit der Individuen gegenüberstehen, nur an ein Klima gewohnt, nur mit einem Winde segelnd.

* *

Man muß die Zeit der Jugend (und des Spiels) nicht als eine Zeit bloßer Vorbereitung für das Leben ansehen. — »Ein Ganzes des Lebens ist entweder nirgends oder überall«. — Das »Spielen und Treiben der Kinder ist so ernst und gehaltvoll an sich und in Beziehung auf unsere Zukunft, als unseres auf unsere«. — »Das frühe Spiel wird später Ernst« (wie sich an gewissen Beispielen drastisch erweist).

*

Der Lehr- und Brotherr der Kleinen handelt immer, als sei das ordentliche Leben des Kindes als Menschen gar noch nicht recht angegangen, sondern warte erst darauf, daß er selber abgegangen sei. — Der Hofmeister glaubt, so lange er noch in der Furche gehe und säe, sei Grün- und Blütezeit nicht an ihrer Stelle. — Der Schaum des kindlichen Spieles sinkt später zu wahrem Wein zusammen.

* *

Durch Gewährung eines möglichst umfassenden und vielseitigen Spiel- (und Wirkungs-)kreises wird man das Kind für die vergrößerte künftige Spiel-Welt ausrüsten. So sind auch besondere (leere) Spielzimmer wünschenswert, und Spielschulen vor den Lernschulen. — Spiele mit Erwartung und Befürchtung sind die beliebtesten. — Das Bedürfnis häufiger Veränderung im Spiel hängt mit dem schnelleren inneren Leben zusammen. — Dem Verlangen nach H ä u f u n g der Freuden ist übrigens nicht nachzugeben. Auch Unterbrechungen des Vergnügens müssen statthaben. Etwas Langeweile muß schon das Kind kennen und ertragen lernen. Strenge Bindung an eine bestimmte Spielordnung ist nicht empfehlenswert.

*

Die Kinder lieben keine Spiele so stark als die, worin sie zu erwarten oder gar zu befürchten haben: so früh spielt schon der Dichter mit seinem Knotenknüpfen und -lösen im Menschen. — Die Veränderlichkeit ist hier nicht die bloße des Luxus, sondern auch die Folge der schnellen Entfalt-Reihen. — Das so eilig reifende Kind sucht in neuen Ländern neue Früchte. — Bei dem Mangel an Zukunft und Vergangenheit wird ein Kind desto stärker von der Gegenwart getroffen und erschöpft. — Spielstunden wachsen zu Spieljahren aus. — Die einstündige Beständigkeit eines Kindes gilt der einmonatlichen seiner Eltern gleich, ja vor. — Kinder sind vorausdatierte Erwachsene und dürsten kaum in der Arbeit so sehr nach Genuß wie hinter einem Genuß. — Mit dem Honig der Lust-Überfülle wird den Bienenflügeln der Psyche jeder Flug verklebt. — Man gebe den Kindern gesunde Nachtkühle auch im geistigen Sinne. — Die früheren Spiele sollen der geistigen Entwicklung nachhelfen, da die körperliche ohnehin riesenhaft schreitet; die späteren aber sollen der geistigen, die durch Schule und Jahre vorläuft, die körperliche nachziehen. — Das Kind tändle, singe, schaue, höre: aber der Knabe, das Mädchen, laufe, steige, werfe, baue, schwitze und friere. — Sprechen mit den Kindern könnt ihr im Spiele und zur Lust nicht zu viel, aber bei Strafe und Lehre nicht zu wenig. — Kurz vor dem Einschlafen ist ein Ausbrennen des Spielfeuers, ein wenig Langeweile, dienlich. — Für reifere Kinder ist schon Ende der Arbeit und freie Luft Spiel. — Es regle und ordne der Lehrer nur nicht nach den Arbeiten wieder auch die Spiele! — Tiere und Wilde haben nie Langeweile; auch Kinder würden von keiner angefallen, wenn man nicht so sehr daran dächte, jede abzuwehren. — Da aus dem künftigen Leben der Alp- und Gewitterdruck der Langeweile nie wegbleibt, so mag auch das Kind zuweilen einige erleben, um künftig nicht daran zu sterben.

Tanzen der Kinder. (III, 4. § 57—59).

Tanzen der Kinder soll gefördert werden, doch natürliches, nicht künstliches.

*

Kinderbälle sind höchstens Vorreihen und Hauptpaß zum Totentanz. — Wie die erste Sprache lange der Grammatik, so sollte der Tanz lange der Tanzkunst vorgehen und vorarbeiten. — Im Kinde leben noch Leib und Seele in den Flitterwochen einträchtig, und der freudigen Seele hüpft noch der lustige Körper nach. — Später dreht der leise Zephyr der Zufriedenheit die schwere metallene Fahne nicht mehr zu seinem Zeiger um.

* *

Der Wert des Tanzes (Rundtanzes) liegt darin, daß er unter allen Bewegungen die leichteste und vielseitigste ist.

*

Der Jubel wird nicht ein Renner, sondern ein Tänzer. — Der Tanz ohne Ziel und Zwang gebiert dieselbe Bewegung aus derselben wieder und macht nicht das Fortsetzen schwer (sondern höchstens das Aufhören). — Die Gymnastik des Laufens, Stelzengehens, Kletterns stählt und härtet einzelne Kräfte und Muskeln, indes hingegen der Tanz, als eine körperliche Poesie, alle Muskeln schonet, übt und ausgleicht.

* *

Dabei wirkt die begleitende Musik ordnend auch auf das Innere. Und so pflegt dabei unter den Kindern auch kaum Zank aufzutauchen. Endlich wird durch frühe Vertrautheit mit natürlichem Tanzen dem späteren künstlichen Tanzenlernen viel von seiner Kleinlichkeit und sonstiger ungünstigen Wirkung genommen.

*

Die Tonkunst ordnet Pulsschläge, Tritte und Gedanken. — Die Musik ist ein unsichtbarer Tanz, wie dieser eine stumme Musik.

Musik. (III, 5. § 60—62).

Musik muß für das Leben des Kindes viel bedeuten. Ihre Wirkung ist da übrigens immer (eigentlich ohne Unterschied des Charakters der Musik) Anregung zur Freude.

*

Musik teilt den Kindern nichts als Himmel aus, denn sie haben noch keinen verloren und setzen noch keine Erinnerungen als Dämpfer

auf die hellen Töne. — Wilde, kräftige Völker haben ihre Volkslieder in lauter Molltönen.

* *

Gesang geht innerhalb der Erziehung über alle Instrumentalmusik. Er ist eben auch eine natürliche Lebensäußerung, bedeutet eine Art von nicht ermüdendem Spiel, und gestattet leichte Nachahmung des Vorgemachten.

*

In der Kindheit der Völker war das Reden Singen; dies werde für die Kindheit der Einzelwesen wiederholt. — Im Gesange fällt Mensch und Ton und Herz in eins zusammen. — Singen erstattet das Schreien, das die Ärzte als Lungen-Palästra so loben. — Gibt es etwas Schöneres, als ein froh singendes Kind? — Der Alpenhirt, der angekettete Arbeiter, sie versingen die Leere, den Sitzzwang. So versingt das Kind die Kindheit, und singt fort und hört nur sich. — Die Tonkunst ist die angeborene Dichtkunst der Empfindungen. — Ich wollte, der Vater sänge mehr für seine Kinder, und die Mutter für ihn und sie.

* *

Aufwecken aus dem Schlafe durch Musik wäre sehr empfehlenswert. Und auch zur Überwindung von allerlei innerer Verstimmung ließe sie sich anwenden.

*

Wäre die Tonkunst nicht als Seelenheilmittel gegen die Kinderkrankheiten des Verdrusses, Starrsinns, Zürnens anzuwenden?

Gebieten, Verbieten u. s. w. (III, 6. § 63—65).

Rousseaus Forderung, daß Strafen sich als natürliche und notwendige Folgen der Vergehungen darstellen müßten, ist abzulehnen. Recht erfüllbar ist sie doch nicht. Auch geht der Begriff der Notwendigkeit dem (überall persönliches Leben sehenden) Kinde noch gar nicht auf. Es soll vielmehr einen frei bestimmenden (aber allerdings folgerechten und unaufhaltsamen) Willen kennen lernen.

*

Belohnen und Strafen und so überhaupt die ganze Erziehung Rousseaus würde einen erwachsenen Menschen für einen wachsenden verbrauchen: aber zu bloßem Erziehen wieder zum Erziehen ist das Leben nicht geschaffen. — Auch erkennt Rousseau selbst nur Annäherung für möglich: allein dann ist man überall vom Ziele gleich weit entfernt, da es hier nicht auf Vernichtung eines Grades, sondern einer Art ankommt. — Wie käme das Kind zum Nachgefühl der

Notwendigkeit ohne das Vorgefühl der Freiheit? — Erst vor dem helleren Auge steht mitten im Universum als schwarze Sonne jene eiserne lichtlose Masse, die wir Notwendigkeit nennen. — Das Kind, das alles zum Ich macht, findet in jeder Begebenheit eine Handlung, und im Hindernis einen Feind. — Es erschaue eine höhere Notwendigkeit als die stockblinde. — Wenn es für das Tier (diesen Lehrsklaven des Menschen) nur unmittelbare Folgen und Belehrungen gibt, soll der Mensch keine mittelbaren, keine menschlichen kennen dürfen?

* *

Man darf sich nicht gehen lassen mit Gebieten und Verbieten. Aber das fest bestimmende und abgrenzende Wort des Gebotes hat doch in der Erziehung seine wichtige Stätte. Dabei muß nicht zürnender Ton eintreten statt des bloß starken. Väter pflegen hierin weniger zu verfehlen als Mütter. Vom Übel sind viel predigende Worte statt knapper Sprache. Gründe mitzugeben ist bei sittlichen Ver- und Geboten verkehrt; anders bei hygienischen. Der Erziehende darf nicht alles tadeln wollen, was seiner eigenen Individualität widerstrebt. Beständiges Zurechtgewiesenwerden hemmt die eigene Entwicklung des Zöglings. Die Beigabe von Gründen kann im rechten Stadium erfolgen, um das Vertrauensverhältnis zu fördern. Im Tone des Ge- und Verbietens muß vorsichtige Steigerung stattfinden. Ebenso hüte man sich beim Verbieten wie bei Tadel und Strafen vor Übereilung.

*

Habt keine Freude am Ge- und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln. (Zu häufiges Befehlen ist mehr auf die elterlichen Vorteile als auf die kindlichen bedacht.) — Reißet dem Kinde das Messer nicht weg, sondern lasset es selber auf Worte es weglegen; im ersten Falle folgt es dem Drucke fremder Kraft, im zweiten dem Zuge eigener. — Eure Gesetztafel sei unzerbrochen und mit erhabener Schrift. — Das Kindesohr unterscheidet sehr den starken Ton vom zürnenden; die Mutter fällt leicht in diesen, wenn sie jenen dem Vater nachzumachen denkt. — Die Politik *pas trop gouverner* gilt auch für die Erziehung. — Immer nur reden und lieber klingendes Silber als stummes Gold sein? — Einige Erzieher predigen viel gegen Fehler, die mit der Kindheit sterben, und für Tugenden, die mit den Jahren kommen. — Man habe auch keine voreilige Eile mit Künsten (Lesen, Stricken u. s. w.), die schließlich von selbst anlangen. — Etwas ganz anderes aber ist z. B. reine Aussprache, rechtes Schreiben, Ordnungssinn. — Man spare doch die Worte für verwelkliche Fehler lieber für fortblühende auf. — Manche geben sitt-

lichen Ver- und Geboten Gründe auf den Weg zum Herzen mit, welche eben Ungründlichkeit sind (da den stärksten Beweis schon das Gewissen des Kindes selber führt). — Wir halten gerne jeden Kindesunterschied von uns für einen Mangel und kindliche Fehler für größer als eigene. — Wir drehen unser Erziehleitseil zum seidenen Erdrosselungsstricke. — Einen Tag mit lauter Lehrstunden ausfüllen? Besonders Fürstenkinder stehen unter einem Wolkenbruch von Lehren, gleichsam um durch die Lehr-Flut die künftige Lern-Ebbe gut zu machen. — In einem fort einen Acker mit Samen auf Samen voll säen? Daraus kann wohl ein toter Kornspeicher, aber kein lebendiges Erntefeld werden. — Ihr zieht eure Kinder wie eine Uhr ewig auf und laßt sie nicht gehen. — Kinder fürchten das Feuer mehr, weil es jedesmal verbrennt, und das Messer weniger, weil es nicht immer verwundet. Der Vater ist das Feuer, die Mutter das Messer. — Je jünger das Kind, desto mehr ist Einsilbigkeit notwendig. — Später sagt man mit sanfter Stimme Gründe, bloß um durch die schönen Zeichen der Liebe den Gehorsam sanfter herbeizuführen. — Heftiges Abschlagen wiederholt sich im Kinde als heftiges Abfordern. — Schon im Kinde herrscht jenes Verzugssystem des Menschen, der zu jedem schnellen Entschluß drei Marschbefehle und drei Vorladungen haben will. — Es gibt aber ein schöneres Zögern (als das kindliche), das elterliche. Wenn Eltern und Lehrer nach jedem Kindesverbrechen 24 zählen wollten! Sie ließen die betäubende Gegenwart um sich verlaufen, das kalte stille Reich der Klarheit bliebe zurück. — Nur bei deinen jüngsten Kindern kette die Strafe sich in den Fehler ein.

* *

Gehorsam muß nicht beständig in der Weise gefordert werden, daß er die Willensentwicklung des Kindes hemmt. Und vieles Gebieten wirkt dabei noch drückender als Verbieten. Auch trete statt Gebotes zuweilen Wunsch und Bitte ein, was dem inneren Verhältnis zwischen Eltern und Kindern sehr zu gute kommen wird.

*

Gälte es euch für Seelenwuchs, wenn ein Kind überall seinen Willen unterordnete, böge und bräche? Welcher gelenkige, geräderte Gliedermensch, aufs Rad des Glücks geflochten, wäre das Kind! — Gebietet nirgends, wo euch das höhere Motiv nicht selber aufruft und gebeut. — Das Verbieten irrt und empört das Kind weniger als das Gebieten, da der junge Geist doch weiß, daß er wenigstens e i n Eigentum habe, sich selber und das Recht. — Durch schmeichelndes Vermummen lernt das Kind keine Zucht und keine Regel kennen, sondern alles Rechte und Feste verwandelt sich vor seinem kurzsichtigen Auge in ein frohes Zufallsspiel, das an nichts

gewöhnt und härtet. — Die Kinder, immer nur die Kostgänger der elterlichen Gaben, sind gern einmal die Wirte ihrer Wirte und tun freudiger die Werke der Liebe als der Not. — Selbst das Kamel trabt nicht vor der Peitsche, sondern nur hinter der Flöte schneller. — Könnt ihr eine Strafe schöner mildernd auslöschen, als wenn ihr nach derselben das Kind mit eurem Wunsch einer Gefälligkeit für irgend jemand beglückt?

Strafen. (III, 7. § 66. 67).

Strafen gebühren dem eigentlichen Kindesalter kaum, sofern da ein wirkliches Schuldbewußtsein noch nicht vorhanden sein kann. Jedenfalls darf man nicht s t a r k e n Strafen als solchen Wert beimessen; nur darauf kann es ankommen, daß sie unausbleiblich seien. Aber zu möglichster Steigerung scheint innewohnende Grausamkeit viele zu treiben. Und außerdem leiden wir wohl noch unter der altrömischen Auffassung, wonach Kinder dem Familienhaupt gegenüber keine Rechte haben.

*

Strafe falle nur auf das schuldige Bewußtsein, und Kinder haben anfangs wie Tiere nur ein unschuldiges. — Die Erde müßte Kindern (wie auf einem Stern) nur leuchtend erscheinen, nie erdfarbig schwarz. — Wenn man sie zum Aufopfern oder Wegleihen ihrer unwiederbringlichen Maizeit nötigt, tut man etwas anderes als der Indier tut, welcher sein Gold begräbt, um es zu genießen in der andern Welt, wenn er selber begraben ist? — Große Belohnungen bezeichnen ein verfallenes Staatsgebäude: dasselbe gilt von großen Bestrafungen im Erziehungshause. — Im Menschen liegt eine furchtbare Grausamkeit: das strafende Leidenmachen kann bis zur Süßigkeit anwachsen. — Die zornige Grausamkeit entzündet sich leicht zu einer sich selbst genießenden. — Unter dem Volke erzeugen die Schläge des Schicksals auf die Eltern gewöhnlich Gegenschläge auf die Kinder. — Die gemeine Mutter schlägt ihre Kinder stärker, weil sie zu sehr jammern, oder weil sie zu sehr verstummen.

* *

Auferziehung ohne Stockschläge ist möglich, wie sie sich bei gewissen Völkern oder Sekten auch tatsächlich findet. Selbst die Rute sollte nur wenige Male (mehr vorbeugend) gebraucht werden. Andrerseits aber kann es sich nicht darum handeln, Schmerzen zu ersparen. Auf Schlagen z. B. gehört Geschlagenwerden. — A l l e n innerlichen Widerstand durch

Strafen brechen zu wollen trachte man nicht. — Strafwürdigen Lügen kann man vielfach auf geschickte Weise vorbeugen. — Wichtig ist das rechte Verhalten nach der Strafe. Nachzürnen muß dem inneren Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling zum Schaden gereichen. Auch werde nicht statt der einzelnen Handlung alsbald die Person des Zöglings verurteilt. — Verkehrt sind ferner besondere Schandstrafen, wie auch das unnötige Verweilen bei dem Vergehen (worin auch die bürgerliche Gesellschaft viel Übles leistet). Und verkehrt ferner ist es, auferlegte Strafe mit irgendwelchem Spott zu begleiten.

*

Naturvölker erziehen stille und starke Kinderseelen wie Waldbäume ohne den Stock. — Wir wenden die Rute schlecht an, wenn wir sie nachher zum Stock verdichten müssen. — Nie habe der Wettstreit zwischen elterlicher und kindlicher Hartnäckigkeit statt, jener im strafenden Ertrotzen, dieser im leidenden Trotzen. Nach einer gewissen ausgeübten Strenge lasset dem wunden Kinde den Sieg des Nein. — Kinder haben wie Wilde einen Hang zur Lüge, die sich mehr auf Vergangenheit bezieht und hinter welcher sich doch die Wahrhaftigkeit des reiferen Alters entwickelt. — Die Vergangenheitslüge stiehlt wahres Geld, die Zukunftslüge münzt falsches. — Eine gelungene Lüge wird die Mutter der Lügen; und aus jedem Wind-Ei brütet der Teufel seine Basilisken aus. — Nach der Gewitterstunde findet jedes Saatwort den aufgeweichten warmen Boden; Furcht und Haß der Strafe, die anfangs gegen die Rede verhärteten und sträubten, sind nun vorüber und die linde Lehre dringt ein, und heilt zu, wie Bienenstich der Honig lindert und Wunden das Öl. — Giftig ist jeder Nachwinter des Nachzürnens. Abgesehen davon, daß das Nachzürnen das Kind entweder gleichgültiger macht oder es verbittert, geht dadurch der schöne so ergreifende Übergang ins Verzeihen verloren. — Anders freilich bei späterem, reiferem Alter: da wird die Kälte die Frucht reifen und süßen, indes sie früher die Blüten nur knickt. — Gibt es etwas Schöneres als eine Mutter, die nach dem Strafen weich-ernst und trüb-liebend mit dem Kinde spricht? Und doch gibt es etwas Schöneres, nämlich einen Vater, der dasselbe tut. — Eine Minute nach dem Fehler fühlt sich der Mensch so frei wie Sokrates und das glühende Stempeln nicht seiner Tat, sondern seiner Natur muß ihm eine strafwürdige Strafe dünken. — Das Kind fühlt unter der sittlichen Vernichtung mehr fremdes Unrecht als eigenes. — Schon der Staat soll nur Handlungen, nicht Menschen ehrlos erklären (außer da, wo er mit der Ehre zugleich das Leben abspricht). Ehrlosigkeit ist Vertilgung

der Menschheit, aber jedes noch so sehr zerrüttete Herz bewahrt doch den Lebenskeim zur Herstellung des Menschen unverwüstlich auf. Noch sündlicher ist es, im unbesonnenen Kinde diesen Lebenskern mit dem grimmigen Froste der Schandstrafen anzutasten. — Der Rat, ein strafbares Kind zu einem Aufsatz über seinen Fehler zu zwingen, ist verwerflich. Was kann dieses Durchwühlen des inneren Sumpfes hervorbringen? — Nie werde auch der kleinste Schmerz spottend auferlegt, sondern ernst, öfter trauernd.

Schrei-Weinen der Kinder. (III, 8. § 68—72).

Das in einem gewissen Kindesalter so oft hervortretende Schrei-Weinen wird selten richtig behandelt, von Müttern mit zu viel Nachgiebigkeit, von Vätern mit zu viel Härte. Die Stimmungen der Kinder sind bekanntlich ebenso maßlos wie wechselnd. Auch das Unvermögen aufzuhören ist ein Stück natürlicher Schwäche. Namentlich kleinen Mädchen halte man etwas reichliche Ergießungen zu gute.

*

Das weiche und fünfsinnliche Herz der Weiber wird vom Weinen und Schreien der Kinder als von Welle und Wind überall hingetrieben. — Wenn Rubens durch einen Strich ein lachendes Kind in ein weinendes verkehrte, so tut die Natur diesen Strich ebenso oft an dem Urbilde. — Kinder haben so gut hypochondrische Marter- und Regentage und Regenstunden wie die Eltern. — Auch fällt und steigt das kindliche Quecksilber leicht mit dem in der Gasröhre. — Ein Knabe muß seinen Schmerz trocken verdauen, ein Mädchen mag einige Tropfen nachtrinken. —

* *

Das Weinen beim Schmerz des Fallens oder dergl. suche man nicht durch viel Äußerungen des Mitleids zu stillen. Unter Umständen kann geradezu ein Verbot angebracht sein. Sonst lasse man es sich selbst erschöpfen.

*

In gewissen Fällen läßt man die Natur sich mit jenen innersten Hausmitteln heilen, welche bei Erwachsenen die Ausrufe und Flüche und Tränen sind. — Man erwidere mir nicht: ganz gewöhnliche Ratgebungen; denn ich antworte: eben für seltene Erfüllungen. Die unveränderte Auflage der alten Ratgeber soll bloß eine verbesserte der Hörer veranstalten.

* *

Beim Weinen aus Krankheit ist zwar Teilnahme am Platze, aber darum doch keine falsche Nachgiebigkeit, kein Aufgeben gesunder Grundsätze. Man muß die zusammenhängende und entscheidende erzieherische Einwirkung nicht auf einen späteren Termin zurückschieben wollen. Man schätze das seelische Gedeihen höher als das leibliche.

*

Behaltet die Seelendiätetik bei, wenn ihr die körperliche ändern müßt. — Das Krankenbett verbessert, die Krankenwiege verschlimmert. — Kein krankes Kind starb noch an guter Erziehung.

* *

Gegen eine dritte Art des Schrei-Weinens, das hartnäckig eigensinnig fordernde, ist jede Nachgiebigkeit vom Übel, nur allenfalls Ablenkung zu gestatten. Ein an unabänderliches Nein oder Ja gewöhntes Kind wird um so zufriedener sein. Aber Folgerichtigkeit in diesen Dingen ist selten.

*

Es bleibe bei Rousseaus Rat, nie das Kind mit diesem Kriegsgeschrei auch nur einen Zoll Land erfechten zu lassen. — An der Wechselwillkür zwischen Erlauben und Verbieten, zu welcher der unterjochende Schreihals stets hintreibt, wird auch die erste Erfahrung der Ungerechtigkeit gemacht.

* *

Gegenüber dem Weinen als Ausdruck von Unmut, Furcht u. s. w. ist schnelle Ablenkung das Richtige.

*

Lasset nie die Seelen- Gelb- oder Bleichsucht des Unmuts sich über das ganze Wesen ausbreiten. — Übrigens bringe man niemals Unarten, die mit den Jahren vergehen, durch solche in die Flucht, die mit den Jahren wachsen.

Über den Kinderglauben. (III, 9. § 73—74).

Der Kinderglaube, der vertrauende Glaube der jungen Kinder an die ihnen nahestehenden Erwachsenen, muß als kostbares Gut geschätzt werden. Können doch selbst wir Erwachsenen solchen Glauben an andere nicht entbehren, nicht in den Wissenschaften, und nicht auf dem sittlichen Gebiet, nicht den Glauben an Persönlichkeiten und an die in ihnen erscheinende Macht der Sittlichkeit. Weit entfernt, daß

solcher Glaube als Schwäche zu betrachten sei, ist er vielmehr Ausgang für edle Entwicklung.

*

Wenn das Kind bedroht sich in die elterlichen Arme körperlicher Stärke nicht zutrauender wirft als in die der geistigen, so tut dies einen kostbaren Schatz der Menschheit vor uns auf. — Und wie hängt die trunkene Jugend trinkend, wie Bienen am blühenden Lindenbaum, am Geiste eines berühmten Lehrers! — Dieses Glauben ist der heilige Geist im Menschen und die Lüge die Sünde gegen diesen Geist.

* *

Dieser Glaube nun im Kinde muß uns heilig sein; wir dürfen ihn um keinen Preis täuschen wollen. Und anstatt daß wir etwa die Religion und Sittlichkeit auf Gründe stützen wollen, möge unmittelbar das Heilige in uns sich an das Heilige im Kinde wenden.

*

Ohne den Kinderglauben gäbe es gar keine Erziehung. — Vergiß nicht, daß das kleine dunkle Kind zu dir als zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarungen hinaufschaut, dir ganz hingegeben glaubt, und daß die Lüge eines Apostels eine ganze moralische Welt verheert. — Religion (und Sittlichkeit) auf Gründe stützen? Eben die Menge der Pfeiler verfinstert und verengert die Kirchen.

3.
(Aus dem zweiten Bändchen).

Über die physische Erziehung. (III. Erster Anhang).

Unter der Überschrift »physische Erziehung« wäre wohl nichts anderes zu bieten als die Lehre von der rechten Pflege des Leibes, von der hier eben nur für die Kindheit die Rede sein soll. Es herrscht bei den Müttern der höheren Stände zu viel Ängstlichkeit; bei den Kindern der unteren Klassen zeigt sich, wie viel die Natur selbst ausgleichend und heilend vermag. Man läßt die Kinder viel zu wenig an die frische Luft. — Die Befürchtungen in Beziehung auf die Gefahr der Ernährung durch Ammen (Übertragung ihrer Gemütsart) sind wohl unbegründet, während man aus andern Gesichtspunkten die Ammen immerhin scheuen mag. Feste Zeiten für Essen und Schlafen, mit festen Intervallen also, müssen von früh auf gelten; später hat auch gelegentliche

Unregelmäßigkeit ihren erzieherischen Wert. Im Grunde muß eine ganz strenge Lebensordnung allmählich einer beweglichen Platz machen, um gegen die Unregelmäßigkeit des Lebens zu rüsten. Tee und Kaffee gebühren der Kindheit nicht[1]. — Viel zu sehr sorgen die Frauen (für ihre Kinder wie für sich) um Wärme. Viel frohe Bewegung ist ein trefflicher Ersatz für äußere Wärme. Namentlich ist kaltes Schlafzimmer zu fordern. Knaben lasse man barfuß gehen und Mädchen wenigstens ohne Strümpfe. Einen Vorteil für die Mädchen bedeutet die gegenwärtige weibliche Mode, welche ein erhebliches Maß von Entblößung einschließt. (Wenn doch die Moden überhaupt vom hygienischen Standpunkt aus bestimmt würden!) Körperliche Abhärtung hat zum Zweck nicht sowohl Lebensverlängerung, als Ausrüstung wider das Ungemach und für heitere Tätigkeit. Zeitweilig sollte man die Kinder ganz nackt herumlaufen lassen. Kalte Bäder oder doch kalte Waschungen müssen durchaus empfohlen werden. Auch ein gelegentliches Durchnäßtwerden vom Regen sollte man eher suchen als scheuen. Es muß eben körperliche Allkräftigkeit angestrebt werden, die nichts Unmögliches ist. Eine grundsätzliche Abhärtung dieser Art hat ähnliche Bedeutung wie auf besonderem Gebiet die Impfung. — Sehr vom Übel ist die Neigung der Frauen, auf eigene Weisheit hin mit Heilmitteln zu operieren. Sie sollten sich eher auf Wundenpflege werfen, da könnten sie viel Gutes leisten. (Übrigens ist in anderen Momenten auch das angstvolle Berufen verschiedener Ärzte nebeneinander eine Verkehrtheit). Als Norm für die eigene Heilpraxis sollte wenigstens gelten, daß in den weitaus meisten Fällen von Kinderkrankheit s t ä r k e n d e Mittel das Angemessene sind[2]. Im ganzen gebe man den

---

1) J. P. vertritt höchst unbefangen die Ansicht, daß mäßiger Genuß von Wein und bitterem Bier den Kindern nicht vorzuenthalten sei, außer in gewissen Perioden; auf starkem Bier habe die Kraft früherer deutscher Geschlechter beruht! Es liege darin auch ein Gegengewicht gegen Kaffee und Tee. Ebenso erklärt er frühen Fleischgenuß für durchaus zulässig.

2) Als ein solches stärkendes Mittel betrachtet unser Autor mit naiver Zuversichtlichkeit den Wein, der weit besser sei als Arzenei!

kranken Kindern im allgemeinen das, wonach es sie gelüstet. — Reichliche körperliche Übungen müssen einem Knaben ermöglicht werden. Doch muß er ebensosehr auch an ausdauerndes Sitzen gewöhnt werden. Und zwar muß die körperliche Bewegung nach der geistigen Anstrengung die Regel bilden, nicht etwa umgekehrt.

*

Der Himmel bewahre jede Mutter vor jener bangen Übersorge, welche der Natur mißtraut. Wagt man nichts an Kindern, so wagt man sie selber, den Leib wahrscheinlich, den Geist gewiß. — Die freie Luft rötet kleine bleiche Wesen früher als die Sonne den Apfel. — Die Stadt ist selber nur ein größeres Zimmer und gewährt für die Stubenluft bloß Gassenluft. — Könnte man doch den Müttern einer Stadt Sinn für die Himmelsluft beibringen! — Die Luft ist das einzige immer wirkende Element. — Die strenge Lebensordnung versteht sich nur so lange, bis das Sparrwerk des Lebens befestigt und eingefügt ist. — Wachsende Freiheit und kräftige Vielseitigkeit muß das Kind gegen alle zweiunddreißig Winde und Stürme des Lebens rüsten. — Die Weiber sind ein geborenes Stubengeschlecht. — Sie sind Hausgötter, indessen wir nur Meer- und Land- und Luftgötter sind, oder gegen jene Haustauben nur sanftwilde Feldtauben. — Tut nicht die Natur selber mit dem Kinde den stärksten Sprung bei der Geburt? — Man lasse die Kinder die äußere Kälte nicht fliehen, sondern bekämpfen mit inneren Wärme-Reizen. — Die stärksten Menschen liefern die gemäßigten Länder, welche zwischen Frost und Wärme wechseln.. — Unsere chinesische Podolatrie verstattet leichter jede höhere Nacktheit als die Barfüßerei. — Der Knabe springe barfuß durch seine Morgenwelt, ähnlich den antiken Helden, die man nur mit nackten Füßen darstellte. — Warum sprechen die Mütter hundertmal von Erkältung und kaum einmal von Erhitzung? — Körperliche Abhärtung ist, da der Körper der Ankerplatz des Mutes ist, schon geistig nötig. — Man schaue nur, wie leicht, behend und erfrischt sich ein entkleidetes Kind fühlt, Luft durchschwimmend und trinkend, Muskeln und Adern frei bewegend! — Noch gibt es ein Bad, welches Kindern und Eltern so nützlich wäre und unbenutzt bleibt, nämlich das Donnerwetterbad. — Geistige Allseitigkeit, nämlich Allkräftigkeit, ist uns nicht vergönnt, aber wohl leibliche: nun, so werde dieser wenigstens die Kindheit zugebildet. — Die Eltern sollen im Physischen (leider geschieht's im Moralischen!) von Kindern mehr fordern als von sich. — Man erstaunt über die Kühnheit, womit der erste beste Nichtarzt (und vollends seine Frau!) jeder Krankheit Vater und Namen und Abhilfe zuerkennt. — Für die Seelen wären die Weiber bessere Seelsorgerinnen als die Seelsorger. — Der Vorzug des Weinglases vor

dem Arzneiglase in Krankheiten der Schwäche bestätigt sich auch an Erwachsenen. — Man sollte einen Knaben zwar wochenlang klettern, voltigieren, schwimmen, wettlaufen, ballspielen und kegeln lassen, aber ebensogut wochenlang einschrauben und einsperren — nicht etwa, damit er gesund werde, sondern damit er's bleibe (und in sein Jahrhundert viel Sitzfleisch mitbringe). — Denken und Sitzen nach heftiger Bewegung ist nicht halb so gesund und lustig als das Umgekehrte.

Über die Eigenschaften eines Hofmeisters. (Zweiter Anhang zu III: Komischer Epilog zum 1. Bändchen).

Der zum Hofmeister eines Knaben berufene junge Mann soll weder sauertöpfisch sein noch süßlich; er sollte nicht ununterbrochen lehren und erziehen wollen, sollte nicht Kindliches mit dem Maße messen, das Männern gebührt, nicht gegen Geringes überstarke Gegenmittel anwenden, nicht immer allgemeine Gebote vorhalten, nicht den Zögling stete Abhängigkeit fühlen lassen. Er soll diesen auch sich selber leben lassen, und er soll ihn nicht durch Unselbständigkeit gebrechlich dem Leben entgegensenden. Allzureichliche Lehren werden übrigens den Zögling nur gewöhnen, überhaupt nicht aufzumerken. Ein rechter Erzieher wird den ihm anbefohlenen Knaben »mit Freiheit und Kraft behandeln und ihm die eigene lassen.« »Gegen das Kindische wird er wenig haben.« Er wird »nirgends viel Worte machen«, wird »mehr der Arzt der Schwäche als der Dämpfer der Stärke sein«. Er wird nicht hinsichtlich der physischen Gesundheit weibische Bangigkeit zeigen. Er wird »unwiderrufliche Strenge mit ernster Freundlichkeit«, »Genossenschaft mit Zuredsamseit« vereinigen. Menschlich-persönliche Erziehung wird ihm immer wichtiger sein als gelehrtmachender Unterricht. Kräftigen soll er und Kraft lassen. Nur die Torheit freut sich einer möglichsten Fülle und Mannigfaltigkeit von Wissensstoffen und Lerngebieten; nahe würde daran die noch größere Torheit streifen, womöglich für jede zu pflegende Seelenkraft einen eigenen Erzieher anzunehmen. Und nicht viel klüger ist der Gedanke, die Tugendhaftigkeit dadurch zu sichern, daß man in den einzelnen Tugenden planmäßige Übungen einander folgen lasse.

*

Ich schreibe gegenwärtig über Erziehung, und behalte folglich keine Minute für sie übrig. — Es gibt ohnehin schon so viel geborene Maroden; soll es noch erzogene geben? — Warum find' ich in Erziehbüchern stets etwas Gutes und an Erziehern selten dergleichen? — Männliche Folgerichtigkeit macht sogar einen falschen Erziehsatz gut. — O über jene Sauertöpfe voll Kinder-Beize, jene süßlichen, honigtauigen, bleizuckernen Immerlehrer! — Man barbiert das Kind mit der Sense! — Man kreidet die zehn Gebote an die Stubentür als an eine Gedächtnissäule an, damit der Junge sie stets vor Augen habe — was das kräftigste Mittel ist, sie aus den Augen zu verlieren. — Unterricht kann man wohl einem fremden Kinde geben, Erziehung aber nur einem eigenen. — Gewisse Hofmeister wollen beständig in ihr Hörknechtchen Lehren hineinbringen. — Der Lehrer, der sich nicht leben kann, läßt den Schüler ebensowenig sich leben (und so begaben sie sich gegenseitig mit Sünden der Schwäche). — Soll für das neunzehnte Jahrhundert ein Knabe so dünn und zart und brechlich vom Hofmeister geblasen werden wie Glas? — Uber den Einfluß hofmeisterlicher Verglasung! — Liberalität ist überall unschätzbar, folglich warum nicht in der Erziehung zuerst? — Ein Beinbruch ist besser als die Angst davor. — Wer im Namen des andern so viel fürchtet, ist selber der Furcht verdächtig. — Der Mann kann den Gelehrten entbehren, aber nicht der Gelehrte den Mann. — Was für die Zeit erzogen wird, das wird schlechter als die Zeit. — Lieber den Windbruch der Frühlingsstürme, als den Schneebruch des Alters. — Man gebe der Grundkraft eines Kindes Entfaltung und Lebenssaft, so braucht man nicht an den einzelnen Ästen zu impfen. — Wie ein Fürst muß man das Ganze lenken, ohne das Einzelne zu betasten. — Bloße Sprachen lernen, heißt sein Geld im Anschaffen schöner Beutel vertun. — In die neueste Geschichte wünschte ich ein wenig pikante Zukunft eingetröpfelt. — (Ironisch:) Könnten nicht die verschiedenen Sonn- und Festtage, welche ohnehin als Ferien zu wenig Reellem anzulegen sind, zum Einkäuen mehrerer Tugenden vernutzt werden?

Weibliche Erziehung. Übliche Verfehlungen. (IV, 1. § 75—77).

Unter der Überschrift »weibliche Erziehung« läßt sich sowohl die bei Frauen tatsächlich übliche Erziehungsweise behandeln, wie die ihnen wirklich zufallende erzieherische Aufgabe, und auch die Erziehung der Mädchen als solche. Ohne systematische Ordnung sollen diese Gebiete im Folgenden behandelt werden.

*

Ein Leser, vor dem viele neue Systeme vorüberziehen, muß selber mit einem geschlossenen und bewaffneten am Wege halten, wenn nicht eins um das andere sein Inneres besetzen soll.

* *

Daß die Frauen eine Menge erzieherischer Mißgriffe zu machen pflegen, müssen sie selbst bekennen.

*

Das Heil der Erziehung können den verzogenen und verziehenden Staaten und den beschäftigten Vätern nur die Mütter bringen.

* *

Zu diesen Mißgriffen gehört: Hin- und Herfahren zwischen verschiedenen Grundsätzen; Verbieten nach Stimmung und ohne Achthaben auf den Erfolg; Erlauben des verständigerweise nicht zu Erlaubenden wiederum in besonderer Stimmung; Forderung äußerlichen Schöntuns vor Fremden; Hintansetzung der erzieherischen Pflichten gegenüber denjenigen der Repräsentation; ganz unzulänglicher täglicher Verkehr mit den Kindern um oberflächlicher sonstiger Beschäftigungen willen; Überlassung der zusammenhängenden Erziehungsarbeit an gemietete Personen und Forderung eines unmöglichen Ernstes von diesen; Sichgehenlassen in heftiger Zärtlichkeit; Forderung steter Liebeszeichen von den Kindern; andauerndes Schmollen nach nötig gewordener Bestrafung; Hingabe an leidenschaftliche Ausbrüche (z. B. gegen Dienstboten) vor den Augen und Ohren der Kinder; zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Erziehungsaufgabe mit der Zahl der Kinder; Pflege der weiblichen Eitelkeit vor und bei den Töchtern, gleichzeitig mit Predigen gegen die Putzliebe; Leichtnehmen »kleiner« Lügen oder Unarten gegen die Dienstboten.

*

Kinder könnten wohl mit der Prinzessin von Condé klagen, ihr Unstern sei, von allen geliebt zu werden. — Das heilige Siegel des Herzens, der Kuß, ist den Kindern noch ein plattes und leeres. — Durch Begehren vieler Liebeszeichen wird das eine Kind zu weich, das andre heuchlerisch, das dritte verdrießlich. — Man lasse nicht, nach strafender Strenge, anstatt mit der ganzen vorigen Liebe wieder warm zu glänzen, das lange Gewölke des Schmollens stehen, (als ob die jungen Herzen versagte Liebe lange fortempfänden)! — Kindern ein zorniges Gesicht oder gar Geschrei vor die Sinne bringen, heißt ihnen Unterricht in der Wut geben.

Bestimmung des weiblichen Geschlechts.
(IV, 2. § 78—80).

Der weiblichen (mütterlichen) Erziehung darf man manches nachsehen, um des meist allzu reichlichen Zusammenseins willen, um der innigen natürlichen Verbindung willen, um der Mühsal der körperlichen Pflege willen.

*

Das längere Zusammensein entschuldigt manches mütterliche Überwallen in Liebe und Zorn. — Die im Mittelstande bloß der Mutter auflastende körperliche Pflege muß abstumpfen und abmatten gegen die geistige.

* *

Während der ersten fünf Jahre liegt die Erziehung naturgemäß in der Hand der Mutter. Wenige Väter können sich ihr zusammenhängend widmen. (Etwa ein Landedelmann, ein Landprediger). Übrigens erziehen im mittleren Stande im allgemeinen die Männer besser, im höheren meist die (hier besser gebildeten) Frauen. Die wichtigste Unterstützung wird ein Mann seiner Frau auch für die Erziehung durch beglückende Liebe gewähren. Außerdem aber muß freilich ihre eigene Milde durch Schärfe und Bestimmtheit seinerseits ergänzt werden.

*

Ein Landedelmann kann sein Schloß zum Philanthropin seiner Kinder machen, wenn ihm anders seine Nach-Ahnen lieber sind als Karten, Hasen und Pachtgeld. — Dem Landprediger tut einen besonderen Erzieh-Spielraum auf die ländliche Einzäunung gegen städtisches Umwühlen, die freie Luft, das Amt selber, das eine höhere Erzieh-Anstalt ist usw. — Der Mann soll die gesetzgebende Gewalt des Erziehers, wie die Frau die ausübende, behaupten. — Nur durch die Vereinigung männlicher Schärfe und Bestimmtheit mit weiblicher Milde ruht und schifft das Kind wie am Zusammenfluß zweier Ströme. — Nur beide Geschlechter vollenden das Menschengeschlecht. Der Mann tut's, indem er die Kräfte aufregt, die Frau, indem sie Maß und Harmonie unter ihnen erhält. — Immer wird der Soldat kriegerisch, der Dichter dichterisch, der Gottesgelehrte fromm erziehen, und nur die Mutter wird menschlich bilden. Denn nur das Weib bedarf an sich nichts zu entwickeln als den reinen Menschen, und wie an einer Äolsharfe herrschet keine Saite über die andere, sondern die Melodie ihrer Töne geht vom Einklang aus und in ihn zurück.

* *

Der ewige Reiz der Kindesliebe müßte allen Frauen höher stehen als jeder sonstige im Leben, und der unvergleichlichen Bedeutung ihrer Einwirkung auf die Zukunft des Menschengeschlechts sollten sie sich bewußt werden. (Daß gerade in den höheren Ständen die Erziehung im wesentlichen niedrigeren Personen überlassen wird, ist eine besondere Verkehrtheit). Freilich, in die Augen fällt die Leistung der erziehenden Mutter weniger als die anderer Instanzen. Aber unverloren bleibt ihre Wertschätzung sicherlich in den Herzen der Kinder selbst für all ihre Lebenszeit.

*

Verächtlich ist eine Frau, die Langweile haben kann, wenn sie Kinder hat. — Eine Frau, an das Kind festgeknüpft durch tägliche und nächtliche Bande der Körperpflege, muß und kann auf diese zarten Bande die geistigen Lehren schimmernd sticken und weben. — Fürstenmutter, hältst du es für schöner, die Kabinets-Intrigue als den kleinen künftigen Erbfürsten zu leiten? — Die Kinder des mittleren Standes bekommen ihre Eltern, die des adeligen aber Mägde und Ammen zu Wegweisern des Lebens. — Ihr, an deren geistig und körperlich nährende Brust die Natur die Waisen der Erde angewiesen hat, lasset sie an einer gemieteten kalten darben und welken? — Die, welche unter eurem Herzen waren und jetzt nicht in demselben sind, strecken die Arme nach dem verwandtesten aus und bitten zum zweitenmal um Nahrung. — Die Männer regieren und ernten, und die tausend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden oder Dichter erkauft, sind vergessen, nicht einmal gezählt; denn die Mutter selber zählet nicht. — Nur selten findet eine Cornelia einen Plutarch, der ihrer mit den Gracchen gedenkt. — Nie hat ein Kind seiner rein und recht erziehenden Mutter vergessen. — Auf den blauen Bergen der dunklen Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen, und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden.

Natur der Mädchen. (IV, 3. § 81—88).

Da die Tochter nicht, wie der Sohn, durch mannigfache Einwirkung von Personen und Verhältnissen gebildet zu werden pflegt, sondern wesentlich und andauernd durch die Mutter, so gelangt sie weniger als jener zu innerer Unabhängigkeit. Im ganzen behalten Mädchen und Frauen viel von der Kindes-

natur. Und im Unterschied von dem Manne gelangen sie nicht dazu, innerlich sich selbst gegenüberzutreten.

*

Den Knaben erzieht eine vieltönige Welt; die Tochter bildet der Muttergeist. — Jenen nötigt der äußere Widerspruch zur inneren Einheit; dieser wird eine Weltseite leicht zum Weltteil, ja zur Welt. — Die männliche Natur ist mehr episch und Reflexion, die weibliche mehr lyrisch und Empfindung. — Zwischen Weibern und Kindern dieselbe unzersplitterte Einheit der Natur, dasselbe volle Anschauen und Auffassen der Gegenwart, der scharfe Beobachtungsgeist, die Heftigkeit und Ruhe, die Reizbarkeit und Beweglichkeit, das schnelle Übergehen vom Inneren zum Äußeren, die Vorliebe für Gestalten und Farben, und die Erregbarkeit! — Gleichsam zum Gleichnis werden die Kinder anfangs weiblich gekleidet. — Man könnte die Weiber auch mehr poetische Naturen nennen, die Männer mehr philosophische. — Ein Mann hat zwei Ich, eine Frau nur eins, und bedarf des fremden, um ihr eigenes zu sehen. — Aus dem Mangel an Selbstgesprächen und an Selbstverdoppelung erklären sich die meisten Nach- und Vorteile der weiblichen Natur. — Sie sind mehr Poesie nnd Philosophie, als Poeten und Philosophen. — Sie lesen besser im fremden Herzen als im eigenen.

* *

In der weiblichen Natur herrscht keine Kraft vor; ihre Kräfte sind überhaupt mehr aufnehmende als bildende, und äußere Veränderung wird von innerer begleitet; das Extrem liegt ihnen näher.

*

Den Mann treibt Leidenschaft, die Frau Leidenschaften, jenen ein Strom, diese die Winde.

* *

Das eigentlich Bestimmende in ihrem Wesen ist Liebe, zu der denn freilich ein ähnlich lebendiges Hassen die Ergänzung bildet; beides springt in ihnen unmittelbar auf und steigert sich leicht ins Ungemessene. Ihre Liebe gilt immer einzelnem, bestimmt Persönlichem (wie sich das schon im kindlichen Spiel andeutet).

*

Liebe ist der Lebensgeist ihres Geistes, ihr »Geist der Gesetze«, die Sprungfeder ihrer Nerven. — Gleich den Otaheitern, die so sanft und kindlich sind und doch den Feind lebendig fressen, haben diese zarten Seelen wenigstens zu Feindinnen einen ähnlichen Appetit. — Mit jenem Brautschatz der Liebe schickte die Natur die Frauen ins Leben, damit sie Mütter würden und die Kinder,

denen Opfer nur zu bringen, nicht abzugewinnen sind, lieben könnten. — Die Frau verliert — ihrer ungeteilten, anschauenden Natur zufolge — sich und was sie hat an Herz und Glück in den Gegenstand hinein, den sie liebt. Für sie gibt's nur Gegenwart, und diese Gegenwart ist nur wieder eine bestimmte, ein und Ein Mensch. — Keine Frau kann zugleich ihr Kind und die vier Weltteile lieben, aber der Mann kann es. — Die Männer lieben mehr Sachen (z. B. Wahrheiten, Güter, Länder), die Weiber mehr Personen. — Was Wissenschaft für einen Mann ist, wird leicht für eine Frau ein Mann, der Wissenschaft hat. — Das Mädchen arbeitet für seine Puppe, der Knabe arbeitet mit seinem Steckenpferd und seiner Bleimiliz. — Die Mädchen fragen mehr nach Erscheinungen, Knaben mehr nach Gründen.

* *

Geringschätzung des Weibes findet sich in verdorbenen Zeitaltern; in den besten Zeiten und Staaten stand immer auch ihr Wert am höchsten; hängt derselbe doch wesentlich von Art und Wert der Männer ab. Die Anklagen der Herrschaft der Sinnlichkeit bei ihnen gehen von verdorbenen Männern aus. Man muß zwischen der physiologischen Sinnlichkeit und der moralischen unterscheiden: jene ist eine natürlich gegebene und nötige, aber mit Herzensreinheit durchaus vereinbar.

*

Je mehr Sklaverei der Regierungsform oder Unform, desto mehr werden die Frauen zu Mägden der Knechte. — In Sparta und in England und in der schönen Ritterzeit trug das Weib den Ordensstern der männlichen Hochachtung. — Es ist offenbar, daß die Weiber sich den Männern nach- und zubilden und daß jede weibliche Verschlimmerung nur der Nachwinter einer männlichen ist. — Stellt sittliche Helden ins Feld, so ziehen Heldinnen als Bräute nach. — Den Sinnen des Weibes ist zum Gegengewicht ein reineres Herz beschieden als das der Männer ist, das mit den Sinnen Gemeinschaft macht.

* *

Die verschiedensten Eigenschaften des Weibes wird man richtig in irgend einem mittelbaren Zusammenhang mit seiner natürlichen Bestimmung, nämlich zur Mutterschaft, sehen.

*

Die Natur hat das Weib unmittelbar zur Mutter bestimmt, zur Gattin bloß mittelbar. — Die Natur, welche liebend grausam zu ihren Weltzwecken hindringt, hat die Weiber dafür geistig und physisch, raubend und gebend ausgerüstet, von den Reizen und Schwächen ihres Körpers an bis zu den geistigen. — Mit ihrem Körper macht ihre Seele mehr ein Stück aus, als unsere. Daher

ihre Sorge und Achtung für den Körper, daher ihre Furcht vor Wunden u. s. w. — Die Mädchenseelen sind schneller ausgebildet als die Knabengeister (wie die Monde schneller laufen als die Planeten). —

* *

Wie viel natürlichen Dank wir dem weiblichen Geschlecht eben um der Mutterschaft willen schuldig sind, wird oft viel zu wenig gefühlt. Freilich blickt das Weib seinerseits fast allerwärts zum Manne hinauf und ist gegen sein eigenes Geschlecht unfreundlich, aber auch das ist aus den Naturverhältnissen wohl zu verstehen.

*

Wesen, denen wir den ersten Dank des Lebens schuldig sind und die von der Natur selbst geopfert werden, damit Leben nach Leben erscheine! — Gäb' es nur einen Vater auf der Erde, wir beteten ihn an; gäb' es aber nur eine Mutter, wir würden sie verehren und lieben und auch anbeten. — Die Mutterliebe wird nur größer mit fremder Not und Undankbarkeit. — Die Mutter hegt die größere Liebe für das gebrechlichste Kind, der Vater für das stärkste. — So zornig auch ein Herr gegen seinen Bedienten wird, so wird's eine Herrin doch gegen ihre Sklavin (auch in Deutschland) noch mehr. — Die Kinder fordern der Mutter die Liebe für den Vater als Erbschaft oder geliehene Schuld wieder ab, und ihr bleiben nur die Zinsen.

* *

Auch die volle, leicht allzu vollständige Hingabe der Liebenden an den Geliebten findet bei den tiefer Blickenden eine nicht unedle Erklärung; die preisgegebene Leibesreinheit empfängt in der Mütterlichkeit ihren wertvollen Ersatz.

*

Ihr Herz ist die Festung, alles übrige um dasselbe herum nur Land und Vorstadt; und nur mit jenem wird das andere übergeben. — Wer soll der Liebedankbarkeit Einhalt tun gegen den (Mann), der vor einem von der Gegenwart eng umketteten Gemüte auf einmal Glück und Freiheit weit ausbreitet!

* *

Im ganzen ist für verlorene Unschuld die Schuld der Männer die größere.

*

Die weibliche Phantasie, nicht wie die männliche durch Getränke und Anstrengungen abgenutzt, muß an unserer desto leichter zu hohen Flammen aufgehn, die das Glück verzehren. — Ihre Sünden sind, wenn unsere öfter besonnene sind, meistens unbesonnene.

Bildung der Mädchen. (IV, 4. § 89—100).

Würde es nun etwa genügen, die Mädchen zu erziehen zu Müttern und Kindererzieherinnen, und zwar auf dem Wege der einfachsten Überlieferung? Auch in der Mutter soll doch ein allgemeiner Menschenwert herausgebildet werden; was die Natur gibt und entwickelt, bedarf menschlich absichtlicher Ergänzung.

*

Die mütterliche Bestimmung oder gar die eheliche kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen; sie muß das Mittel, nicht der Zweck derselben sein. — Mit dem Kinde bildet die Mutter zugleich ihr heiligeres Ich. — Überall wird von der Natur alles göttlich Menschliche in der Bedingung des Örtlichen gegeben und das Ideale dem Körperlichen, der Blumenduft einem Kelche, einverleibt. — Jede Naturkraft ist heilig: doch muß das Erziehen die unterdrückende Kraft durch die wagehaltenden Kräfte mildern und reinigen.

* *

Begriffliche Bildung muß nicht etwa dem Gefühle schaden. Aber jedenfalls darf das Gefühl nicht als solches bekämpft werden; ein Gegengewicht ist indessen der allzu frei waltenden Phantasie nötig, und auch dem Gefühl gegenüber gelte doch als Norm, daß es weder verfrüht noch künstlich gesteigert werden soll. Ein sicherer und wirklich sehr schätzbarer Wert liegt übrigens in der Einpflanzung praktischen Lebenssinns und dazu gehöriger Kenntnisse. Grundsätze sind bei den Mädchen mehr implicite (durch Anschauung des rechten Lebens) zu pflanzen. Gegenstandslose Stimmungen und wechselnde Laune müssen bestimmt bekämpft werden. Eine besondere Gegenwirkung erfordert noch die dem weiblichen Geschlecht so leicht eigene Furcht (die übrigens meist nur durch Übertragung geweckt wird).

*

Die Frau fühlt sich, aber sieht sich nicht; sie ist ganz Herz. Sich selber und was dazu gehört, nämlich Gründe, anzuschauen, wird ihr zu sauer. — Gefühle als leichte Truppen fliehen und kommen, Begriffe aber bleiben als Linientruppen unverrückt. — Nicht das Gefühl, sondern den Gegenstand desselben lerne das Mädchen prüfen, auflösen, erhalten. — Legt man den phantastischen Brennpunkt durch das zerstreuende Hohlglas des Verstandes in die einzelnen Strahlen auseinander, so ist das Gefühl nicht verwüstet.

— Gefühle, Blumen und Schmetterlinge leben desto länger, je später sie sich entwickeln. — Man versündigt sich an den Töchtern, wenn man das, was Wert an sich hat, ihnen als Jagdzeug zum Gattenfange anempfiehlt. — Die s. g. weiblichen Talente sind zwar Blumenketten, an welche man den Amor legen kann, aber der Hymen wird am besten von der goldenen Erbs-Kette wirtschaftender Anstelligkeit gelenkt. — Zur Überwindung der leeren Stimmungen und Launen gehört irgend ein Mann, an dessen Holze sich diese flatternden weichen Blumensträucher stängeln. — Ein Liebhaber sieht vor der Ehe gern ins Regenbogenspiel regnerischer Empfindungen, bunter Launen und weicher Schwächen; aber in der Ehe wird der Regenbogen zu schlechtem Wetter. — Kinder haben beinahe keine andere Furcht, als die fremde. Ein Angstschrei der Mutter kann in ihrer Tochter durch das ganze Leben nachzittern.

* *

Der Sittlichkeit der Mädchen droht durch Kennenlernen des Unsittlichen größere Gefahr als derjenigen der Knaben und Jünglinge; und für sie ist Rückkehr von einem einmal verlorenen Stande der Reinheit nicht möglich. Viel Verkehr der heranreifenden gleichaltrigen Mädchen untereinander ist nicht heilsam, und so sind auch die Mädchenpensionen eine verkehrte Einrichtung. Dort fehlt die rechte Zentralität und die rechte Individualisierung, und die versuchte innere Entfernung von dem andern Geschlecht wirkt vielmehr als Reiz. Dazu ist all das Lehrhafte wenig wirksam, gegenüber dem natürlichen Bilde in der Familie. Ein Ziel für die Unterweisung der Mädchen wäre größere Achtung vor ihrem eigenen Geschlecht, von dessen Mangel sich abstoßende Züge überall gewahren lassen.

*

Die Sittlichkeit der Mädchen ist Sitte, nicht Grundsatz. — Den Knaben könnte man durch das böse Beispiel trunkener Heloten bessern, das Mädchen nur durch ein gutes. — Nur Knaben kommen aus dem Augiasstall des Welttriebes mit ein wenig Stallgeruch davon. — Mädchen sollten, wie Priesterinnen des Altertums, nur in heiligen Orten erzogen werden. — Nach dem Urteil der Welt sind männliche Fehltritte Masern, die wenig oder keine Narben lassen, weibliche aber Blattern, die ihre Spur in die Wiedergenesene graben. — Je reiner das Goldgefäß, desto leichter wird es verbogen. — Der höhere weibliche Wert ist leichter einzubüßen als der männliche. — Mädchen mit gleichjährigen Mädchen verbunden stehen mit einander in einem Tauschhandel weniger ihrer Vorzüge als ihrer Schwächen. — Pensionen: diese willkürlichen

Interimsklöster! — Mädchen hängen an einem Herzen, Knaben an vielen Köpfen. — In den Pensionen sind rohe, heiße, stumpfe Mädchenseelen unter feine, zarte, bewegliche eingemischt. — Nichts wischt den zarten Aurikel- oder Blumenstaub so hart von der Mädchenseele, als jenes altjungferliche Lärmschlagen gegen unser Geschlecht. — Glänzen die Eltern mit reinem Beispiel, so brauchen sie nicht die Schamhaftigkeit, diese Flügeldecken der Psychesflügel, mit neuen Überdecken zu verstärken. — Im Elternhause mag sich das Erziehen ins Erleben verbergen und das Kind alle Moral nur neben- und hinterher als Beigabe seiner Lebensfabel bekommen. — In Erziehungsanstalten steht das geheime elterliche Bilden, unter welchem sich das Kind als selbstwachsend erschien, als nackte Absicht enthüllt. — Durch Verleumden oder den sogenannten Zungentotschlag wird ein Besuchzimmer eine Wahlstatt und Herzen- und Schädelstätte erlegter Weiber. — Um in deiner Tochter Achtung und Liebe gegen ihr eigenes Geschlecht zu wecken, zeige ihr die aus der dunklen Vergangenheit durchglänzenden Kronen großer Weiber und die erhebenden Beispiele herzlich verbundener Freundinnen und die Verwandtschaft aller ihrer Geschlechtsschwestern in Wert und Not. — Dienlich wäre es, wenn man die Tochter an der weiblichen Dienerschaft nicht bloß die Menschheit, sondern sogar das Geschlecht zu schonen gewöhnte.

* *

Neuere Stimmen fordern bei den Frauen die Entwicklung von mehr Stärke: aber an Stärke des Wollens fehlt es ihnen eigentlich überhaupt nicht. Um ein Stählen des Willens kann es sich bei ihnen weniger handeln, als um Biegen und Glätten. Äußerem und innerem Übermaß muß entgegengearbeitet werden. Ist weibliche Heftigkeit mit edlem Herzen vereinbar, so wirkt sie doch oft verhängnisvoll, auch in der Erziehung. Hier muß die Frau zumeist durch Kraft der Liebe und Beispiel wirken. In gewissen (den Übergangs-)Jahren möge heftig leidenschaftlichem Wesen der Mädchen auch geradezu derbe Strafe begegnen.

*

Gebt erst lieber dem jetzigen schwammigen Mannescharakter mehr Stamm und Kern; der weibliche wird daran wohl als Epheubaum aufsteigen. — Kein Starker zieht gegen weibliche Milde in Krieg. — Heftigkeit einer weiblichen Seele verträgt sich oft mit aller Überfülle eines edlen hohen Herzens, sogar mit vorherrschender Milde und Liebe. — Schon von Natur neigt der übrigens stille weibliche Charakter sehr zu Windstößen der Leidenschaftlichkeit. — Eine stürmende Mutter ist ein Widerspruch in der Erziehung.

— Jede mütterliche Heftigkeit kehrt in den töchterlichen Ehejahren als siebenfaches Echo um. — Vor allem werde jede Kraft der Liebe, der Duldung, des Friedens gepflegt und gezeigt und damit jenem Lohfeuer entgegen geübt. — Die Kinder der Quäker sind ohne Strafe mild, sie sehen die Eltern immer durch die Sturmwolken fremder Umgebung als stillweiße Sterne hindurch blicken.

* *

Wo die Lage es erforderte, haben Frauen oftmals geleistet, was wir im allgemeinen nur als Männerarbeit kennen, und man sollte sie um der Zukunft willen nach solcher Seite absichtlich tüchtig machen. Lebens- und Arbeitsgymnastik muß eins der Hauptgebiete weiblicher Erziehung sein. Die jetzt üblichen weiblichen Handarbeiten genügen oder taugen dafür durchaus nicht. Sie wirken übrigens auch auf das Innere vielfach in ungünstiger Weise, wie sie körperlich große Nachteile mit sich bringen. Das zwischendurch auftauchende Bedürfnis aufgeregten Tanzes ist ein Symptom für die Unnatürlichkeit der fast ausschließlich sitzenden Lebensweise.

*

Das Sticken ist mehr den höheren Ständen zuständig, welche vom Nichtstun sich durch Wenigtun erholen müssen. — Der prickelnde Fingerspitzenreiz des Strickens ist nervenschwächend. — Die meisten Fingerarbeiten, womit man das weibliche Quecksilber fixiert, führen den Schaden mit sich, daß der müßig gelassene Geist entweder dumpf verrostet oder den Wogen der (Kreise nach Kreisen ziehenden) Phantasie übergeben ist. — Es habe die Jungfrau, wie meistens der Jüngling, ein Geschäft, das jede Minute einen neuen Gedanken befiehlt. — Wie muß der Jüngling jeden Tag seinen Plan dem Ziele näher führen, indes eine Jungfrau im Heute das Gestern wiederholt als Spiegel des Morgen!

* *

Auch in den höheren Ständen sollten die Töchter im Hauswesen möglichst vielseitig tätig sein, eine Tätigkeit, welche der Würde und Bedeutung keineswegs entbehrt und als zu mechanisch durchaus nicht betrachtet werden darf — wie denn zwischen geistiger und äußerer Bedeutung allerwärts weit mehr unlöslicher Zusammenhang besteht als man denkt. Namentlich wird auch niedere Tätigkeit geadelt, wenn sie im Dienst der Liebe steht.

*

Gibt's denn irgend ein Geistwerk ohne Handwerk? — Ihr heiligen Weiber deutscher Vorzeit wußtet von einem idealen Herzen

so wenig wie vom Umlauf des reinen Blutes, aber das heilige Ideal kam doch durch euch, wie das Himmelsfeuer durch Wolken, auf die Erde nieder.

* *

Im Grunde bringen die Frauen der konkret geschäftlichen Tätigkeit die natürlichsten Anlagen entgegen, und der Kreis häuslicher Arbeiten wiederum wirkt günstig auf eine harmonische Ausbildung dieser Anlagen. Er wehrt z. B. der Zerstreutheit, die immer ein Stück Schwäche ist.

*

Von Natur sind die Frauen geborene Geschäftsleute, berufen dazu vom Gleichgewicht ihrer Kräfte und von ihrer sinnlichen Aufmerksamkeit. — Man müßte viel stärker gegen das Zerstreutsein eifern, das keine Schuld der Natur, sondern eigene ist und nie die entscheidende Bedingung einer überragenden Kraft.

* *

Der Unterricht der Mädchen umfasse «alles, was die sinnliche Aufmerksamkeit und das Augenmaß bildet und übt.« Also Kräuterlehre, eine (nicht mathematische) Sternkunde, einfachste (auch angewandte) Mathematik, besonders Geometrie; natürlich nicht Philosophie, und Geographie wesentlich als stehende, lebendige Menschheitsgeschichte, also durch Reisebeschreibungen, ferner Weltgeschichte mit ganz wenig Zahlen und Namen, aber großen Menschen und Begebenheiten, Musik, Zeichnen nur wenig, eine fremde Sprache (was nach den Verhältnissen wohl die französische sein muß), außerdem aber eine Art Fremdwörterkunde. Sehr wertvoll wäre die Pflege einer möglichst guten deutschen Aussprache. Und reichliche Übungen im Schreiben sollen nicht fehlen, und zwar von wirklichen Briefen und etwa Tagebüchern (nicht von Abhandlungen).

*

Aus diesem Geschlecht wurde zwar zuweilen ein großes Loos mit Prämien gezogen, eine geborene Dichterin, aber eine geborene Philosophin hätte die Lotterie gesprengt. Die seelenvollsten und geistreichsten Weiber haben eine eigene Weise und Gewißheit, den tiefsten Weltweisen zu verstehen, dem selber dessen Schüler zagend nachtasten: sie finden überall ihre eigenen Gedanken und Gefühle. — Den Geist des an Sessel und Geburtsort angeketteten Mädchens, einer in ein Schloß verwünschten Prinzessin, müssen die Reisebeschreiber erlösen. — Ich wollte, man gäbe uns eine den

Erdball umfassende Auswahl von den besten, aber für Mädchen umgearbeiteten und verkürzten Reisebeschreibungen; und stattete der Herausgeber sie vollends mit Herders Duldung und Ansicht der unähnlichsten Völker aus, ich wüßte kein reicheres Geschenk für das Geschlecht. — Geschichte mit großen Männern und Begebenheiten soll die Seele über Stadt- und Vorstadtgeschichten erheben. — Musik, die singende und die spielende, gehört der weiblichen Seele zu. — Zeichnen mag mit seinen Anfangsgründen das Auge und den Putzgeschmack höher bilden. — Eine fremde Sprache ist schon als wissenschaftiiche Beleuchtung der eigenen nötig, aber auch genug. Leider drängt sich die französische auf. — Die besten Weiber lesen träumend (die andern freilich schlafend), sie kommen über die Gebirge eines Geisteswerkes so gleitend weich hinüber, als ein Seefahrer über die Bergrücken unten im Meer. Aber dieser Zufriedenheit mit Nachtgedanken (welche erst allmählich im zwanzigsten Buche die Bedeutung eines Kunstworts des zweiten ablernt) soll vorgebogen werden. — Mädchen können, ungleich den Schriftstellerinnen, nicht zu viel schreiben. — Es ist, als ob sie mit dem Zurücktreten der leichten und bunten Außenwelt Raum und Ruhe für ihre Innenwelt gewännen: so oft findet man in Briefen und Tagebüchern der alltäglichsten Sprecherinnen einen unerwarteten geistigen Himmel aufgetan. — Schrieben nur fünf Schriftstellerinnen so gut wie zwanzig Briefstellerinnen!

* *

Im ganzen gilt es, die weibliche Kraft neben dem weiblichen Sinn bilden zu helfen (die Tätigkeit neben der Milde). Gegenüber dem plötzlichen völligen Aufgehen in einem Gefühle, auch für eine höchst äußerliche und unbedeutende Sache, ist Nötigung zu besonnener Sammlung am Platze.

*

Der Begriff wirkt republikanisch im Geiste, das Gefühl monarchisch. — Über niemand regiert die Gegenwart mit einer einzigen Idee stärker als über Seelen, die aus der inneren Traumkammer wie geblendet ins helle Taglicht treten.

* *

Weibliche Eitelkeit ist nicht bloß etwas Natürliches, sondern auch natürlich Berechtigtes. Freilich gibt es auch eine vergiftende Eitelkeit und Gefallsucht, selbst Gefallsucht mit innersten Empfindungen. Aber man bedenke, wie viele andere Unterlagen ihres Selbstbewußtseins den Männern gegeben sind. Auch das große Interesse für Kleidung hängt doch mit der so viel größeren Bedeutung ihrer Leiblichkeit zusammen, und

so machen sie sich davon selbst da nicht los, wo es gar keinen Zweck zu haben scheint. Daher auch die Rolle des Spiegels und die äußerste Empfindlichkeit gegen Kritik auf körperlichem Gebiete. Die Frauen würdigen denn auch innerhalb ihres Geschlechts Verschiedenheit der geistigen Bildung weit weniger als die Männer. Daß mit dem Interesse für die Kleidung der Sinn für Reinlichkeit zusammenhängt und mit demjenigen für äußere Reinheit doch wiederum der für innere, darf hinzugefügt werden. Das Hauptmittel gegen die Gefahr dieser Veräußerlichung ist eben Beseelung des Herzens, sei es durch Liebe, sei es durch ein großes Lebensziel. Auch ist es schon viel wert, wenn das Interesse für Kleidung viel mehr der Entwicklung des Geschmackes als der Entfaltung von Prunk dienstbar wird. Besonders verderblich ist andrerseits die Toiletten-Eitelkeit der reifen Mütter für die heranreifenden Töchter.

*

Gegen weibliche Eitelkeit habe man fast ebenso viel wie gegen männlichen Stolz, nämlich so wenig. — Vorzüge, welche wie Blumen auf der Oberfläche liegen und immer prangen, machen leicht eitel, indes Vorzüge, die wie Gold in der Tiefe ruhen und sich nur mühsam offenbaren, bescheiden lassen und stolz. — Immerhin wolle ein Mädchen mit Leib und Putz gefallen, nur nie etwa mit heiligen Empfindungen: eine schöne Beterin, welche es wüßte und darum kniete, würde niemand anbeten, als sich, und den Teufel. — Wenn der Mann lauter Kothurne hat, worauf er sich der Welt höher zeigt, so hat die Frau nichts um ihren inneren Menschen darauf zu stellen und zu zeigen, als ihren äußeren. — Der Mann hat in einem Kollegium und Korps gleichsam eine Assekuranzgesellschaft seines Ehrengehalts: die Frau behauptet nur den einsamen Wert ihrer Persönlichkeit. — Frauen vertragen kein bedingtes Lob: es wird ihnen dabei mehr die Schranke des Lobes fühlbar als das Lob. — Der Frau ist das Kleid das dritte Seelenorgan (der Leib ist das zweite, das Gehirn das erste). — Ihr Körper, ihre wahre Morgengabe, fällt mit ihrer Bestimmung mehr in eins zusammen. — Auf einer Insel würde eine Miß Robinson, wäre auch niemand da als ihr Bild im Wasser, täglich die neuesten Moden machen und tragen. — Auch die Klügste schätzt ein Lob ihres Körpers höher als ein Lob des Geistes. — Beseelt das Herz, so dürstet es nicht mehr nach Luft, sondern nach Äther. Niemand ist weniger eitel als eine Braut. — Gebt der Tochter irgend eine lange Laufbahn zu einem bedeutenden Geschäfte, so schaut sie

sich seltener um. — Reiche Kleider machen eitler als schöne. — Gespielinnen, zumal des niederen Standes, verkehren leicht das Anstaunen des Hochschmucks in ein Bewundern der Trägerin.

* *

Gegen Heiterkeit und Scherzhaftigkeit der Mädchen sollte man nichts haben. Sie schließen inneren Ernst keineswegs aus. Sie sind etwas viel Besseres als mißmutige Grundstimmung und mögen eine freundliche Nachwirkung auch über die Jugendzeit hinaus üben. Man sollte die Gelegenheit zum Scherz nicht bloß gönnen, sondern geradezu (z. B. durch entsprechende Lektüre) ihnen schaffen.

*

Mütter murren gern, sollten sie auch oft innerlich lachen (wie umgekehrt ihre Töchter häufig nur äußerlich). Sie sind von der triumphierenden Kirche der Jungfrauen in die streitende der Frauen übergetreten. — Den echten Scherz, weder den der Satire, noch den dem männlichen Humor ähnlichen, den Scherz der Poesie haben Mädchen. — Ihr Ernst ist selten so unschuldig als ihr Scherz. — Lachende Heiterkeit wirft auf alle Lebensbahnen Licht; der Mißmut weht seinen bösen Nebel in jede Ferne; der Schmerz macht zerstreuter und verworrener als der sogenannte Leichtsinn. — Man fürchte doch nicht, daß weibliches Scherzen die Seelentiefe und das Gefühl ausschließe. — Gerade unter dem äußeren Scherz wuchert die stille Kraft des Herzens fort.

* *

Soll es eine besondere Erziehung für geniale Frauen geben? Im Gegenteil, die Genialen sollen ihre Ideale doch ausdrücklich innerhalb der wirklichen Welt zu verwirklichen suchen (z. B. durch treffliche Erziehung). Beim Verlassen ihrer natürlichen Sphäre gelangen sie in eine Mitte zwischen Mann und Weib, die sie nur unglücklich macht. Verbindung aber der genialen Begabung mit der natürlichen Bestimmung ist etwas Herrliches.

*

Der Genius, der mit Wunderwerken wie mit hohen Festtagen mitten in den Wochenlauf einbricht, ist, wie nicht zu lehren, und wenig zu belehren, so nicht zu besiegen; und er wird der Zeit, dem Geschlechte und der Enge rüstig die Stirn bieten. — Talent, nicht Genie, ist zu unterdrücken. — Eine Frau kann sich nicht durch Genialität über ihr bestimmtes Lebenstagewerk erhoben dünken. — Die Frau ist zur Vesta oder Vestalin des Hauses, nicht zur Ozea-

nide des Weltmeers bestimmt. — Nie kann eine Frau vergessen zu lieben, sie möge dichten oder herrschen. — Vereinigt sich weibliche Bestimmung mit der genialen, so kommt ein hohes seltenes Glück in ihr Herz: an ihrer Höhe schmelzen, wie an Bergen, alle die Wolken, welche in den Tälern regnen.

Erziehung einer Fürstentochter. (IV, 5. § 101).

Wenn die besondere Frage aufgeworfen wird, was bei der Erziehung einer Tochter aus fürstlichem Hause anzustreben und zu meiden sei, so muß es dort ja ohne Zweifel zunächst gelten, über der Rücksicht auf äußere Haltung und Darstellung nicht die Ausbildung eines inneren Wertes zu versäumen, den Sinn für das natürlich Menschliche und das Interesse für gewöhnliche Menschenlose nicht preiszugeben, durch die beste Lektüre innerlich möglichst zu vertiefen und zu heben. Und neben den besonderen Schwierigkeiten dieser Erziehung und Situation bietet dieselbe doch andrerseits auch gewisse besondere Vorteile, so daß eine besonders erfreuliche Entwicklung weiblichen Wertes gerade an dieser Stelle sich ergeben kann.

*

Müssen denn die armen Prinzessinnen zu Anstandsmaschinen entseelt werden und in Säle gleichsam als Eis-Öfen hingesetzt, in welchen das kleine Naphthaflämmchen nicht durch kann? — Allerdings auf den Bahnen der öffentlichen Erscheinungen und Feste sei alles abgemessen und trocken, aber nicht in der Einsamkeit: weißer Kies liege auf den Gartenwegen glänzend und glatt, aber in die Blumenwege taugt keiner. — Die Prinzessin soll die Unwissenheit über das Volk aufgeben, das sie sich nur als eine Vervielfältigung des fetten Bedienten denkt, der hinter ihrem Stuhl ihr den Teller abnimmt. — Wer keinen höheren und festeren Himmel über seinem Auge hat als den Thronhimmel aus Samt und Holz, ist sehr beengt und hat über seinem Kopfe wenig Aussicht. — Ich glaube fest, daß eine gewisse ideale Zartheit und Reinheit der weiblichen Seele sich an keiner Stelle so schön entwickeln kann, als auf der höchsten, dem Thron, so wie auf Bergen die schönsten Blumen blühen. — Die weibliche Natur bedarf zu ihren feinsten Blüten mehr der Form und Sitte, gleichsam der Blumenvase und Blumenerde, indes die Manneswurzeln den weiten, rohen Boden und Felsen durchgreifen und sprengen. — Dezenz, Ehre, Würde, Delikatesse und Schonung werden an allen Höfen nicht bloß vom äußeren Anstand gefordert. Die Fürstin, ohne das verwirrende Abarbeiten im

rohen Dienst des hungrigen Lebens, im milden Klima der äußeren dem Herzen wie der Schönheit gedeihlichen Ruhe, wird an und für sich mehr ins Anschauen als Mithandeln gezogen. — Phantasie und Phantasten sind auf dem Thron, um welchen wie in anderen Höhen mehr Winde wehen als hinter dem Staatsschiffe, nur aufgespannte Segel im Sturm, in welchem sie gerade der Schiffer oder der Verstand einzuziehen hat. — Witz allein ohne Herz, Salz ohne Kost, verwandelt eine Frau in Loths Frau.

Bildung eines Fürsten. (V. § 102).

Und um von hier aus auf die besonderen Bedingungen und Forderungen für die Erziehung eines Fürstensohnes überzugehen, so muß man da ja einen Erzieher von ganz ungewöhnlicher Überlegenheit voraussetzen. Besondere Behütung bedarf dann der Zögling gegenüber einer verderblichen Einwirkung mancher Frauen der Hofsphäre, aber auch gegenüber den an den Höfen im allgemeinen herrschenden weltmännischen Lebensanschauungen; ein Hin- und Hergezogenwerden zwischen dieser Welt und den der Jugend nahe zu bringenden sittlichen Idealen ist offenbar von größtem Übel. — Der Gedanke, daß ein Fürstensohn möglichst ohne Kenntnis seiner künftigen Lebensstellung gehalten werden solle, und daß damit ein besseres Ergebnis gesichert werde, ist nicht haltbar. Andrerseits aber darf er sich jedenfalls nicht zu früh schon als Herr empfinden, z. B. auch über seinen Erzieher selbst. Und mit dem Gedanken an seine künftige bevorzugte Stellung muß ihm das Gefühl für die Hoheit seiner Aufgabe eingeflößt werden. Das könnte gar nicht in zu bestimmter, feierlicher Weise geschehen. — Die Ansprüche an die Wissensbildung des Prinzen werden oder wurden ganz unnötig hoch geschraubt. Auf Charakterbildung kommt es weit voller an. Auch Güte ohne Charakter bedeutet noch nichts Gutes. Liebe zu allen möglichen Wissenschaften und Künsten sollte man von ihm nicht verlangen, aber Liebe zur Wissenschaft überhaupt ist um so erwünschter. — Die im allgemeinen vorwiegende soldatische Ausbildung und Neigung ist etwas durchaus Natürliches und Berechtigtes. Auch der Reiz des Kriegführens ist immerhin verständlich genug: den tatsächlichen und unermeßlichen Jammer eines Krieges pflegt man ja leider

viel zu wenig zu ermessen und sich vorzustellen. Und Kriege um fürstlich persönlicher Empfindlichkeit willen sind etwas besonders Häßliches. Übrigens kann der Prinz aus der Geschichte lernen, daß der vollste Ruhm doch keineswegs schon durch Kriegstaten erworben wird; und auch, daß es eine andere und höhere Tapferkeit gibt als die des Kriegers, soll er empfinden lernen. — Reisen zur Ergänzung der Ausbildung sind zwar sehr wertvoll, dürfen aber nicht, wie üblich, zu früh unternommen werden. Vor allem aber bereise der Erbprinz sein eigenes Land und suche dessen Zustände recht gründlich kennen zu lernen. — Eine sittliche Norm von besonderer Bedeutung für die fürstliche Stellung ist noch das Worthalten, und für die Sprache der Wahrheit das Gemüt empfänglich zu machen ist mit die vornehmste Aufgabe der Prinzenerziehung. — Eine sehr verkehrte Einrichtung ist es, daß man in einem gewissen Zeitpunkt dem nicht adeligen Hofmeister einen adeligen Gouverneur zum Nachfolger oder Vorgesetzten gibt, der mit seinen andersartigen Anschauungen und Zielen das Werk des ersteren zu zerstören droht.

*

Zur Ausprägung eines politischen Fürsten ist ein geistiger vonnöten; man nennt ihn zwar Prinzenhofmeister, aber er schenkt als ein geistiger Vater erst die Erlaubnis, die Krone zu behalten. — Wenn etwas dem großen Ernste eines Fürstenerziehers auflösend entgegensteht, wie Gift den Nerven, so ist es die Weltansicht der Weltleute, sogar der rechtlichen und parteilosen. — Der »echten großen Welt« steht die »scheingroße« gegenüber, worin alles Große und Vergangene leicht, alles Leichte und Gegenwärtige bedeutend genommen wird, wo alles Sitte, nichts Pflicht ist. — Ein Fürst kann nicht früh genug den Thron-Tabor erblicken, damit er einst sich darauf selbst verkläre, nicht aber den Berg umwölke, den Sinai, wo er betend Gesetze empfangen soll, um wiederglänzend sie in die Wüste hinabzutragen. — Ein schlechter Prinzenhofmeister ist wohl eine Doppelhälfte von Tyrann und Knecht. — Gekrönte Mutter, was die ungekrönte der Gracchen tat, tue für deinen Sohn, damit er so edel werde als einer von ihnen und glücklicher als beide! — Ein Kind, welches nicht Erwachsene als solche achtet, gerät auf den Weg der Menschenverachtung (die ohnehin so oft auf Thronen regiert). — Die Herabwürdigung des Staates und der Menschheit wirkt in der erregbaren Kindesseele wie auflösender Gifttrank nach. — Der deutsche Herzensernst zeige dem jungen Fürstenadler seine

Flügel und seine Berghöhe und seine Sonne. — Fürsten denken leicht von Fürsten klein, wie auf Bergen Berge sich verkleinern. — Ein rein-fester Charakter gehört besonders zum Sehen und Handeln. — Güte ohne Charakter wird von allen Volksfeinden beherrscht. — Fürsten brauchen mit keinen Nebenkünsten geschmückt zu sein, so wie die alten Statuen mit keinen Farben. — Ein Fürst hat für seine Liebe zur Kriegskunst einen gewichtigen Grund, nämlich das Gefühl, daß alle Würde nur eine moralische sei und der Vorgrund der männlichen nur Mut und Ehre. Der tapfere Fürst krönt sich selber und den inneren Menschen mit einer anderen Krone, als auf dem äußeren ruht. — Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Throne. — Ein Fürst freilich, der den Krieg aus Unmut flöhe, wäre gefährlicher als einer, der ihn aus Übermut suchte. — Eigenschaften, die jeder wie kleines Geld bedarf, muß man vom Fürsten wie Gold und Hausschmuck fordern: darunter Worthalten. — Gerade Seelen scheinen, wie gerade Alleen, dem Auge nur die halbe Größe zu haben, im Vergleich mit denen, die sich künstlich winden; aber die ganze findet man durch näheres Eingehen in sie. — Fürstliche Wahrhaftigkeit setzt jede Kraft des Charakters, den einsamen Mut und das Recht des Willens voraus. — Zwischen einem streichelnden Ober- und einem knieenden Unterknecht kann kein männliches Markgebein ganz bleiben.

4.

(Aus dem dritten Bändchen).

Sittliche Bildung des Knaben.

Sittliche Stärke. (VI, 1. § 103—109).

Sittliche Stärke bildet die eine Hälfte der sittlichen Natur, die andere — die das Reich der Liebe, Milde umfaßt — kann man sittliche Schönheit nennen. Mit beiden erhebt man sich gewissermaßen über sich selbst, und hinter beiden steht das Heilige. Übrigens hängen beide enger als es den Anschein hat zusammen.

*

Die Ehre opfert so gut als die Liebe die Selbstsucht auf. — Wir finden Gott zweimal, einmal in uns, einmal außer uns: in uns als Auge, außer uns als Licht. Indessen ist es dasselbe ätherische Feuer. — Im geistigen Reiche gibt es eigentlich kein Außen und kein Innen. — An wahrer sittlicher Stärke hängt die Liebe, wie immer am dickeren Aste die süße Frucht. Nur die Schwäche zittert wie ein Vesuv, um zu verwüsten.

* *

Ist die sittliche Stärke naturgemäß mehr Sache des Mannes, die sittliche Schönheit mehr des Weibes, so ist tatsächlich dieses Gegenüber doch zugleich in jedem Individuum zu finden.

*

Die geistige Geschlechtstrennung wiederholt sich, obwohl kleiner, in jedem Einzelwesen.

* *

Während die Gegenwart sicherlich rechter Männer bedarf, ist die bei uns übliche Erziehung so geartet, daß sie mehr Furcht als Mut groß zieht. Aus Sorge um das Vermeiden eines Extrems sind wir in das andere verfallen.

*

Ordentlich als wenn die Welt jetzt des Mutes zu viel hätte, wird von Erziehern Furcht durch Strafen oder Taten eingeimpft, Mut nur durch Worte empfohlen; kein Unternehmen, nur das Unterlassen wird gekrönt. — Die Alten vergaßen über das Stärken die Menschenliebe, wie über diese jenes.

* *

Um zum Mute zu erziehen, bedarf es zunächst der Stählung des Körpers. Einer gewissen Wildheit der Knaben arbeite man nicht entgegen. Abhärtung gegen Schmerzen werde ausdrücklich erstrebt, und durch körperliche Züchtigungen den Willen brechen zu wollen, ist ganz vom Übel. Verkehrt ist es insbesondere auch, die Züchtigung einzelner vor den Augen der andern vorzunehmen. Mit Schmerzen zeige man nicht Mitleid. Und man sehe zu, daß man nicht der Furcht irgendwie Eingang öffne; die Disposition zum Fürchten ist im Kinde vorhanden. Träume führen vielfach ungeheuerliche Bilder vor. Endlich meide der erziehende Vater, durch Klagen über die Nöte des Lebens vor seinen Kindern auf diese eine Jammerstimmung zu übertragen.

*

Der Körper ist der Panzer und Küraß der Seele: nun, so werde dieser vorerst zu Stahl gehärtet, geglüht und gekältet. — Gassenwunden sind heilbarer und gesünder als Schulwunden und lehren schöner verschmerzen. — Nie ist eine Kraft zu schwächen, sondern nur ihr Gegenmuskel ist zu stärken. — Körperliche Entkräftung macht geistige, aber alles Geistige läßt festere, ja ewige Spuren nach. — Ist die Gesundheit die erste Stufe zum Mut, so ist

die körperliche Übung gegen Schmerzen die zweite. — Der Knabe wird bei uns gegeißelt, nicht sowohl etwa, daß er es aushalten, als daß er's nicht aushalten lerne, sondern zu beichten anfange. — Kinder vor Kindern stark züchtigen und ein sogenanntes Exempel statuieren? Entweder empfindet das Kind als kalter Zuschauer kein Mitleid mit dem Martergeschrei seinesgleichen, oder es fühlt alle Schmerzen nach und findet die Strafe schlimmer als die Sünde, oder es hat zugleich Mitgefühl und Einsicht in die Strafe und äußerste Schmerzenscheu. — Begnügt euch, daß die angekündigte Unsichtbarkeit großer Strafen euch die Vorteile ohne die Nachteile gewährt. — Man sollte Übungen im Ertragen des Schmerzes, Kreuzschulen im stoischen Sinne erfinden. — Nichts zieht so leicht den Stachel des Schmerzens heraus, als Tätigkeit, so wie der Krieger die Wunden vor lauter Fechten nicht spürt. — Das Ohr ist der Sinn der Furcht: wie die Tonkunst im Entzücken, so hat der Schall und Schrei im Entsetzen unser Herz unmittelbar in der Gewalt. — In jedem Kinde wohnt neben der romantischen Hoffnung eines unendlichen Himmels ebenso der romantische Schauder vor einem unendlichen Orkus. — In keiner Seelenbewegung (nicht einmal der Liebe) treibt die Phantasie ihre Schaff- und Herrschkraft so weit als in der Furcht. — Kinder begehren zwar das bewaffnende Wort wider das Gespenst, erliegen aber mit dem Wort im Herzen doch der Phantasie. — Der Traum, dieser chaotisch riesenhafte Seelen- und Geistermaler, bildet aus den kleinen Schrecken des Tages ungeheuere Furienmasken. — Man sollte mehr auf die Träume der Kinder achten. — Nichts steckt leichter an, als Furcht und Mut. — Elterliche Furcht verdoppelt sich im Kinde; denn wo schon der Riese zittert, da muß ja der Zwerg niederfallen.

* *

An das Verschmerzen geschlagener Wunden schließt sich die Verachtung kommender. Leider ist die ganze mit dem gegenwärtigen Kulturleben verbundene Lebensweise (Stuben- und Sitzleben) der Entwicklung von frischem Mute wenig günstig. Schlimmer als Furcht ist übrigens Schrecken, der den jungen Seelen sehr gefährlich werden kann; aber auch ihm gegenüber ist Abhärtung möglich und vielleicht durch besondere Veranstaltungen herbeizuführen [1]). Vielfach läßt Kenntnisnahme vom Wirklichen die Wirkung des Unheimlichen überwinden. Und ferner überträgt sich der Mut fast ebenso

1) J. P. glaubt z. B. (Rousseau's künstliche Veranstaltungen nachahmend) durch Verabredung einen Überfall im Walde während eines Spaziergangs mit seinem Knaben herbeiführen zu sollen, um dem letzteren eine Lektion in mutigem Widerstand zu geben.

gut wie die Furcht. Daher auch der Wert erzählter Heldengeschichten.

*

Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet. — In jeder Menschenbrust dürft ihr auf etwas rechnen, das keine Wunden erreichen. — Es gibt einen Mut gegen die Zukunft und Phantasie, aber auch einen gegen die Gegenwart und Phantasie zugleich: jenem ist Furcht, diesem Schrecken entgegengesetzt. Muß eins von beiden sein, lieber Furcht als Schrecken, für Kinder, nicht für Männer. — Ein Schreck kann langes Fürchten erzeugen. — Waffnet den Jungen gegen das Wetterleuchten des Zufalls durch elektrische Gewitter, die ihr selber macht. — Man erschrickt über eine Sache eigentlich nur einmal, nicht zweimal. — Auch ein nachher in nichts aufgelöstes Erschrecken drückt immerhin Nachteil ein. — Der Gewitterfurcht (die nicht ganz auszuwurzeln ist) wirkt am besten Ruhe und Lustigkeit der Erwachsenen entgegen. — Da das Ungewöhnliche am leichtesten das Fürchterliche wird, so gehört es vielleicht unter die wenigen Vorteile einer städtischen Erziehung, daß die Stadt das Auge und das Ohr eines Kindes gegen mehr Gegenstände abhärtet als ein Dorf. — Gesellschaft begünstigt Mut und Furcht. — Geschichten von Überhelden wie der schwedische Karl XII. helfen den Panzer um die Brust härter schmieden.

* *

Nichts ist geeigneter, echte Männlichkeit zu wirken, als »eine das Herz durchwurzelnde Idee«. So die der Ehre. Die pflanze man dem Knaben ein und sie wird allerlei ärmliche Furcht überwinden. Auch sorge man, daß er auf das Leben und die verschiedenen Lebens- und Berufslagen mit froher Hoffnung blicke und nicht schon das Elend als solches früh mit empfinden lerne. Ferner mute man ihm Bestimmtheit des Wollens zu. Vorstellungen müssen eine größere Macht über ihn erhalten als Gefühle. Gebieten und Versagen muß ohne Nebenreize oder Verschleierung erfolgen. Der Zögling muß Notwendigkeit kennen lernen. Andrerseits ist auf Gehorsam als solchen noch kein Wert zu legen: der Gehorsam muß die rechten Motive haben. Statt zu besonderer Höflichkeit gegenüber vornehmen Ständen erziehe man zu gleichmäßiger Unbefangenheit gegen alle. Nur wirkliche Größen wecken gesunde Spannkraft. Als solche müssen sicherlich Vaterland und Vaterlandsliebe gelten (wozu aber der rechte Weg nicht

just der humanistische Umweg ist). Die Glückseligkeitslehre muß als Grundlage der Erziehung zurückgewiesen werden: die höchsten Werte sollen durch sich selbst Anziehungskraft üben. Das Leben soll nicht als eine Reihe von Genüssen vor dem Zögling liegen, sondern als Raum für die Durchführung planvoller Tätigkeit. Weckung des Ehrtriebs sollte man nicht scheuen, aber er muß vor egoistischer Enge bewahrt werden, und alle Anerkennung muß nur weiterer Ansporn sein.

*

Bestandteile zur Stahlarznei der Männlichkeit! — Es ist mehr daran gelegen, daß das Kind keinen dunklen Stand wehrlos schaue und fliehe, als daß es keinen glänzenden hoffend begehre und erstrebe. — Die Hoffnung läßt uns mehr Verstand und Glück übrig als die Furcht. — Stets lasset Einheit im Knaben regieren; er habe z. B. etwas tun oder haben wollen: zwingt ihn, es zu nehmen und zu tun; ebenso bietet ihm nichts zweimal an. — Überall baut dem Begriff in ihm einen höheren Thron als der Empfindung. — Euer Gebot stehe nackt vor ihm. — Stille Unterordnung unter Willkür schwächt, stille unter Notwendigkeit stärkt; seid denn Notwendigkeit! — Nur das Motiv adelt den Gehorsam, als verehrender liebender Glaube und als Ansicht der Notwendigkeit. — Ihr beugt oder knickt die junge Seele, wenn ihr sie vor jemand anderm höflich sein laßt, als vor dem bloßen Menschen und Alter. — Nur Größen spannen das Knabenherz gesund. — Man sollte das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anblasen, aber nicht durch Exponieren des Tyrtäus! — Wenn ihr für die reine Würde, Gerechtigkeit und Religion mit etwas anderem begeistert als mit der Gestalt dieser Himmelskinder selbst, so habt ihr den reinen Geist besudelt. — Der Knabe setze sich den Zweck einer langen Tätigkeit, nicht des Genusses vor: das Genießen erschöpft sich und uns bald, nie aber das Streben. — Der Ehrtrieb ist nichts Schlimmeres als die rohe Hülse der Selbstachtung oder die aufgespannten lauten Flügeldecken der zarten Flügel, die von der Erde und ihren Blumen erheben. — Das Lob gebe den Kindern mehr die Freude über die eurige, als den Genuß der Auszeichnung.

* *

Wenn starke Leidenschaft zur Männlichkeit zu gehören scheint, so ist die wahrste Männlichkeit doch im stoischen Verhalten zu finden, und zu diesem soll durch Vorbilder angeregt werden — wobei freilich die äußere Beherrschung nicht innere Wärme ausschließen darf.

*

Den kräftigsten Menschen der alten Zeit dienten die Leidenschaften nur als Sturmbalken, nicht als Wäge- oder Tragbalken. — Das echte Kernfeuer der Brust glüht gerade in jenen Männern, welche ein durch das ganze Leben reichendes Wollen, nicht aber, wie der leidenschaftliche, einzelne Wollungen und Wallungen haben.

Wahrhaftigkeit. (VI, 2. § 110—115).

Zusammenhängendes Wollen bedarf eines höchsten Zieles, einer Idee wie Freiheit, Wissenschaft, Religion, Kunst. Gelehrt kann diese Idealität nicht werden, aber persönlich übertragen, durch gegenwärtiges, oder geschichtliches, oder poetisches Beispiel. Zum Vorbild vor allem Menschen der Gegenwart empfehlen, dürfte auf Gewöhnung an Mittelmäßigkeit hinauslaufen. Gemischte Charaktere früh vorzuführen, ist gefährlicher, als wirklich schlechte. Daß der geistige Verkehr mit den Fernen und Großen untauglich mache für Gegenwart und Wirklichkeit, ist unrichtig: den Weg von der Höhe abwärts zur Mittelmäßigkeit findet man im Lauf des Lebens nur zu sehr von selbst. Nur das früh eingepflanzte Ideal kann vor völligem Abwärtssinken bewahren.

*

Eine einzelne große und starke Tat vermag jeder Schwächling auch. — Wie der Mensch die empfundene Welt in Gattungen, die gedachte in Kategorien ausbreitet und auflöst, so die Idee der Begehrungen in ein Allgemeines umfassendes Streben. — Leben zündet sich nur an Leben an. — Mit den herzerhebenden Lebensverachtungen im Freiheitskriege hätte Plutarch sich ebenso gut wie mit den antiken verewigen können; aber der Plutarch fehlt uns. Wir brauchen deshalb auch bei der besten Gegenwart immer die große Vergangenheit. — Ein Gebotegeber kann nie jene reinste Empfindung, die Bewunderung wecken, in deren Höhe alle Sternbilder der kindlichen Ideale glänzen. — Klio, die Muse der Vergangenheit, steht uns bei, und Apollo, ihr Vater. Erfüllt nur den Knaben mit liebend ausgemalten Großmenschen der verschiedensten Art, so wird sein angeborenes, nie erst zu erwerbendes Ideal rege und munter werden. Ebenso glänze ihm frei jedes poetische Ideal ins Angesicht. — Pädagogische Elephantenjäger jagen das Große, um es zahm, lastbar und zahnlos im Stalle zu haben. — Der Rhein findet seine Ebene bald, durch die er ohne glänzende Wasserfälle sich schiebt und seine Lasten nach Holland schleppt. — Was ist aller Gewinn, den die junge Seele aus der Vermeidung einiger

Fehltritte und Fehlblicke zieht, gegen den entsetzlichen Verlust, daß sie ohne das heilige Feuer der Jugend, ohne Flügel, ohne große Pläne, kurz so nackt in das kalte, enge Leben hinein kriecht, wie die meisten aus demselben heraus? — Wie soll ohne die ideale Jugendglut das Leben reifen, oder der Wein ohne August? — Das Schönste, was die Menschen taten, fiel es auch in ihre kältere Jahreszeit, war nur spät aufgehender Same, den der Lebensbaum des kindlichen Paradieses getragen hatte, gleichsam realisierte Jugendträume. —

* *

Als Blüte der rechten Männlichkeit ist die Wahrhaftigkeit zu betrachten. Schwächlinge sind es, die lügen. Und durchzieht die Sünde der Lüge die ganze Geschichte der Menschheit, so hat ihre Herrschaft in der Gegenwart nur zugenommen.

*

Den Schwächling treibt ein Drohblick mitten ins Sündengarn. — Die erste Sünde auf der Erde war eine Lüge, und die letzte wird auch eine sein. Den Wachstum an Wahrheiten büßt die Welt durch Verarmung an Wahrhaftigkeit.

* *

Vom Gefühl alter und neuer Völker wird die Lüge gerichtet, und zwar die gesprochene stärker als die handelnde, nämlich allerlei Täuschung und Trug.

*

Die Lüge ist der fressende Lippenkrebs des inneren Menschen. — Der alte Perser lehrte sein Kind aus der ganzen Sittenlehre nichts als die Wahrhaftigkeit. — Weltleute, ja Selbst-Moralisten verstatten sich lieber lügende Vieldeutigkeit ihrer Handlungen, als eine scharfe Lüge.

* *

Grund dafür ist die Bedeutung der Sprache als der Offenbarung des Ich, des Bandes der Seelen, der Brücke der Geister.

*

Durch welchen verklärten Leib wird das Menschen-Ich eigentlich sichtbar? Bloß durch die Sprache, diese menschgewordene Vernunft, diese hörbare Freiheit. — Ein Wort vertilgt oder entziffert oft eine Tat, aber schwerer umgekehrt. — Der Lügende bricht die Geisterbrücke ab oder macht sie zu seiner Fall- und Aufziehbrücke gegen andere.

* *

Bei Kindern kann von wirklichem Lügen in den fünf ersten Jahren nicht die Rede sein. Ihr Sprechen ist da viel zu sehr noch Spiel, und ihre Phantasie täuscht sie selber. Am

wenigsten darf man Unwahrheit der Versprechungen mit Unwahrhaftigkeit der Aussage gleichsetzen. Wahrhaftigkeit ist »nicht die zeiterste, sondern die letzte Tugend«, wie denn auch auf der Stufe der Naturmenschen Lüge im Schwange ist. Darum ist aber doch wirkliche Lüge im Kindesalter mit dem größten Ernst zu behandeln.

*

Der echte Lügner scherzt wenig, und der echte Scherztreiber lügt nicht. — Wenn wir bei Erwachsenen den Bruch der Amtseide, welche eine Zukunft versprechen, nicht jenen schwärzeren Meineiden gleichstellen, welche eine Vergangenheit aussprechen, so sollten wir doch noch mehr bei Kindern, vor deren kleinem Blicke sich die Zeit so wie der Raum größer ausdehnt und für welche schon ein Tag so undurchsichtig ist als für uns ein Jahr, Unwahrheit der Versprechungen weit von der Unwahrhaftigkeit der Aussagen absondern.

* *

Die Häßlichkeit der Lüge muß das Kind am fremden Ich erkennen und Vorbilder unbedingter Wahrhaftigkeit in seiner nächsten Umgebung finden. Versprochenes muß unbedingt gehalten werden und beim Verhör nach Begangenem die größte Vorsicht walten, daß nicht Lüge hervorgerufen werde. Andrerseits soll nicht etwa Erlaß der Strafe auf Geständnis gesetzt werden. Die erwiesene Lüge ist mit allen Zeichen des Abscheus aufzunehmen, auch wohl mit zeitweiliger Lippensperre zu bestrafen. Anvertrautes zu verschweigen darf man jungen Kindern nicht zumuten, schon nicht um der schönen Offenherzigkeit nicht zu schaden. Auch dem Aussprechen von Wünschen sollte man nicht wehren, ferner nicht durch Dringen auf rasche Antwort die Wahrhaftigkeit gefährden, dafür aber Selbstversprochenes nie zu halten vergessen. Kinderkomödien werden um der Bildung zur Wahrhaftigkeit willen besser beiseite gelassen. Der Hinweis auf Gottes Allgegenwart wird bei Kindern wertvoll sein. Die Hauptaufgabe aber bleibt, der Unwahrhaftigkeit vorzubeugen durch Gewähren der rechten Freiheit, durch Ersparen »sieghafter Versuchungen und seelenkrümmender Gewohnheiten«.

*

Das Kind ist vom engen heißen Glanze seines Ich geblendet und wie vergittert. — Wie verkehrt, wenn man es mit bedecktem Zorn

und durch die Aussicht einer Folter nach dem Bekenntnis in den Wechselfall setzt, entweder dem Instinkt oder der Idee zu gehorchen! — Als Widerspiel des Proteus steht der Mensch nur ungebunden zur Rede. — Je freier lassend die Erziehung, desto wahrer das Kind. — Müßt ihr ausfragen, so tut es mit Liebeworten. — Nur für die Lüge würde ich eine Ehrenstrafe zulassen, welche jedoch ebenso feierlich, plötzlich und bestimmt aufgehoben werden muß als auferlegt. — Den offenen Himmel der kindlichen Offenherzigkeit darf nichts verschließen, nicht einmal die Morgenröte der Scham. An euren Geheimnissen werden sie sonst bald eigene verstecken lernen. — Nur die Vernunft lehrt schweigen, das Herz lehrt reden. — Die Wahrhaftigkeit ist die Blüte, ja der Blütenduft des ganzen sittlichen Gewächses. — Seelenkrümmende Gewohnheiten sind z. B. der Kinderdank für Prügel oder Kinderkomplimente vor Fremden.

Bildung zur Liebe. (VI, 3. § 116—121).

Dem bis hierher Besprochenen tritt als zweites großes sittliches Bildungsziel gegenüber die Liebe, deren Wesen recht zu ergründen übrigens nur wenige vermocht haben.

*

Den Philosophen kommen Liebe und Poesie wie ein paar überflüssige, hinter den brauchbaren Armen zur Entstellung eingesetzte Flügel vor. — Man kann Liebe die eigentliche positive Sittenlehre nennen. — Die Liebe ist die alles zusammenhaltende Gottheit, die eigentliche göttliche Einheit des All.

* *

Die Liebe ist angeborene (wenn auch nicht in gleichem Maße angeborene) Kraft, die zugleich eine abwehrende und eine entfaltende erzieherische Tätigkeit erfordert. Des Kindes Selbstsucht ist harmlos: es kennt eben überhaupt noch kein zweites Ich.

*

Manche sind geborene Ritter von der Nächstenliebe, manche bewaffnete Neutrale gegen die Menschheit. — Das noch vom Bedürfnis überhüllte verfinsterte Ich des Kindes kann noch bis zu keinem zweiten Ich sich durchfühlen. — Das Kind verlegt seine Seele als Weltseele in alles.

* *

In der Form des Mitleids deutet sich die Liebe vielfach von selbst an. Aber Mitleid läßt sich bei Kindern auch oft vermissen. Und Lieblosigkeit kennzeichnet besonders die

Periode, die dem Jünglingsalter vorausgeht. Übrigens läßt sich jene Herzlosigkeit durch lebendige Darstellung des fremden Leids unschwer besiegen. Im ganzen gilt es doch mehr nur, das die Entfaltung der Liebe Hemmende zu überwinden. Verkehrt ist es, die Menschen der weiteren natürlichen Umgebung vor den Kindern unfreundlich zu beurteilen. Geringschätzung und Abneigung sind der Liebe feind. Auch unterscheide man beim Tadel wie beim Lobe zwischen der Handlung oder der hervortretenden Eigenschaft und deren Träger, der Person.

*

Das Zentralfeuer der Liebe durchbricht in der Gestalt des Mitleids oft seine Erdrinde. — Der glühenden Mannbarkeit näher wachsend, zeigen Knaben gerade die wenigste Liebe, die meiste Neckerei, Schadenlust und Eigensucht und Herzenskälte, so wie sich kurz vor Aufgang der Sonne die Nachtkälte verdoppelt. — Dann aber geht die Überfülle der Kraft in Liebe über. — Nicht sowohl die Blütenknospe der Liebe habt ihr einzuimpfen, als das Moos und Gestrüppe des Ich wegzunehmen, das ihr die Sonne verdeckt. — Wo irgend ein Liebetrieb ist, ruht dahinter die ganze Liebe. — Woran soll sonst das Kind die Welt lieben lernen, als am Nächsten und Täglichen? — Es gibt Familien, in denen man, seiner selbst voll, nur die eigenen Forderungen zum Gewicht, die fremden zur Ware macht. — Die Großstadt wird den Kinderherzen dadurch nachteilig, daß sie die vornehme Menschen-Neutralität annehmen müssen; die Kleinstadt schadet ihnen, wenn sie so viele verachten und hassen lernen. — Man muß das schuldige Mit-Ich von dessen Flecken scheiden.

* *

Das Zweite, was man zur Weckung der Liebe tun kann, ist Versetzung in fremdes Leben und Achtung für Leben überhaupt. Die erstere wird dem Kinde durchaus nicht leicht, und vielleicht würden sich besondere Übungen dafür empfehlen.

*

Schon das bloße Niederdrücken des Selbstes, dieser Kühlanstalt, darf man als eine Erwärmungsanstalt für das fremde betrachten. — Der Mensch ist so gut, daß sozusagen der Teufel nur einen schwarzen Rahmen um das göttliche Ebenbild geschnitzt und gespannt hat. — Vielleicht wären reifere Kinder durch gewisse Spiele, wo ein Kind des andern Namen und Wesen nachspielte, oder durch farbig ausgemalte Erinnerung an ähnliche Lagen früher zu jener Anschauung des Nächsten zu bilden.

* *

Vor allem aber lerne das Kind alles tierische Leben heilig halten. Kindergrausamkeit gegen Tiere weissagt wohl auch solche gegen Menschen. (An sich freilich ist nicht jeder Ausdruck des Schmerzes dem Kinde verständlich). Einst fühlten die Menschen alles Lebende in einem großen Zusammenhang; die Tierverehrung alter Völker deutet noch darauf. Und wie leicht lassen sich Tiere in ihrer mannigfaltigen Eigenart als Träger menschlicher Wesenszüge empfinden! In ihrer Menschenähnlichkeit lassen sie sich aber auch dem Kinde nahe bringen. Töten irgend welcher Tiere darf nur aus Notwendigkeit geschehen. Doch auch das Leben der Blumen läßt sich dem Menschenleben ähnlich schätzen und schonen. Die Pflege dieser Stimmung ist etwas Besseres als eine bloße Mitleidschule. Im ganzen muß die Menschheit in dieser Beziehung einer edleren Zukunft entgegengeführt werden.

*

An und für sich kann der kleine Mensch nur die Schmerzen nachempfinden, die ihn mit den angeborenen Tönen der seinigen anreden. Das unförmliche Kriegsgeschrei des gemarterten Tieres kommt ihm nur wie ein seltsam unterhaltendes Windgetöne vor. — Je jünger, einfacher, und frömmer die Völker, desto mehr Tierliebe. — Das Tier werde auf jede Weise dem Kinde nahe gebracht, z. B. durch Darstellung als eines Anagramms des Menschen. — Ist das Leben eines Tieres dem Kinde zuvor irgendwie vertraut geworden, so mordet es mit diesem Leben seine Achtung für Leben. — Nicht einmal Hunde sollte ein Jäger vor den Kinderohren züchtigen. — Zieht nur vor dem Kinde jedes Leben ins Menschenreich hinein: so entdeckt ihm das Größere das Kleinere. — Malt ihm die Lilie (die es unnütz aus dem organischen Dasein ausreißt) als die Tochter einer schlanken Mutter vor, die im Beete steht und das kleine weiße Kind mit Saft und Tau aufzieht. — Eine Religionsübung der Heilighaltung des Lebens, des allwaltenden Gottes im Baumgipfel und im Menschengehirn! — Tierliebe hat wie Mutterliebe den Vorzug, daß sie für keinen Vorteil der Erwiderung entsteht.

* *

Das höchste Mittel zur Weckung von Liebe ist Liebe, die erwiesen wird. Und zwar erwiesen unmittelbar am deutlichsten, deutlicher als durch besondere Handlungen. Mindestens gilt dies innerhalb der natürlichsten Lebensbeziehungen. Auch gegenseitige Liebe anderer zu gewahren ist etwas wert, doch nicht in leidenschaftlicher Stärke. Ohne angeborene

Liebe könnten wir nicht einmal hassen, obwohl das Hassen früher erscheinen mag als die Liebe. Im Grunde ist diese doch das Ursprünglichere, wenn auch zunächst Umkleidete. Zur Mildtätigkeit werden Kinder am besten durch die bereitete fremde Freude angeregt, und den Anblick solcher Freude zu gewähren unterlasse man nicht aus sonstigen Erwägungen. Die Selbstsucht pflegt von selber im Laufe des Lebens zu wachsen, Liebe wird nicht leicht nachträglich aufkeimen. Äußere Zeichen der Liebe gebieten heißt die Liebe verfälschen. Auch nach geübter Strenge kehre man zur Liebe alsbald zurück.

*

Der dritte Liebetrank ist Liebe um Liebe. — Ein Herz ist nur von einem Herzen zu fassen. — Rührungen sind die Hungerquellen der Liebe. — Plötzliches Abspringen von der Rührung der Liebe auf die ruhigste Bemerkung über eine Kleinigkeit würde im Erwachsenen ein verwelktes Herz verraten, während es in Kindern nur die geschlossene Knospe verrät. — Tatenopfer der Liebe hält das Kind, unverständig und eigensüchtig, noch für keine. Die Muttersprache der Liebe sind liebkosende Worte und Mienen. — Liebe werde, damit sie ungetrübt erscheine, in nichts verkörpert als in die zarte, von der Natur selbst mitgegebene Mimik. Ein Blick, ein Ton spricht sie unmittelbar aus, eine Gabe nur mittelbar durch Übersetzung. — Das Kind sehe zuweilen die Feuersäule der Liebe vor Fremden ziehen. Der Anblick fremder Wechselliebe heiligt den Zuschauer. — In der Erziehung hat man, wie in der Kunst, jeden heftigen Ausdruck zu fliehen. — Ruhe und Milde spiegeln das liebende Herz am schönsten ab. — Ein hassender oder liebender Vater pflanzt kindliches Hassen oder Lieben fort. — Ist nun Liebe ursprünglich und ist das Herz, wie nach Descartes die Erde, eine überrindete Sonne, so brecht nur die Rinde weg, dann ist die Glanzwärme da. — Lasset das Kind durch eigenes Tun die Liebe kennen, veranstaltet daß es etwas für euch tue, damit es etwas liebe; denn in Kindern erweckt die Tat den Trieb, wie im Manne dieser jene. — Ihr könnt eine höhere als ovidische Kunst zu lieben lehren. Begehrt vom Kinde Handlungen ohne sie zu befehlen oder zu belohnen oder deren Unterlassungen zu bestrafen; malt bloß die Freude aus, womit der kleine Täter das fremde Herz erquicken wird. — Kinder, im Geben begriffen, wollen mit Geben gar nicht aufhören. — Lobende Billigung ist ein Erziehungshebel, dessen Gewaltbogen nicht genug gemessen wird. — Nur gewöhnt an elterliches Bieten, Gebieten und Verbieten, werden sie selig erwärmt durch die Freiheit, ein Überwerk zu tun. — Besorgt von Kinderge-

zänk nicht zu große Gefahr der Liebe. Das enge Ich der Kinder, ihre Unfähigkeit zum Versetzen ins fremde wirft die brausenden Blasen auf, welche bald zerfallen. — Die eigene Selbstsucht verdoppelt die fremde und diese wieder jene: so gefriert Eis an Eis. — Gebietet überhaupt nicht Liebe. — Keine Liebe ist süßer als die nach der Strenge; so wird aus der bitteren Olive das ilde, weiche Öl gedrückt. — Ihr Eltern, lehrt lieben, so braucht ihr keine zehn Gebote; lehrt lieben, so hat euer Kind ein reiches Leben.

Ergänzender Anhang zur sittlichen Bildung.
(VI, 4. § 122—129).

Liebe und Würde verteilen sich nicht nur wesentlich auf die beiden Geschlechter, sondern treten sich auch in den Individuen desselben Geschlechts vielfach gegenüber. Auf die mögliche Heilung der in diesem Sinne hervortretenden Einseitigkeiten soll die gegenwärtige Erziehungslehre nicht eingehn. Über alles, was man als sittliche Technik bezeichnen kann, ergehen sich gewisse größere Werke. Aber allzu große Ausführlichkeit schreckt nur vom wirklichen Lesen ab.

*

Was macht, daß in der Liebe nicht das Ich weich zerrinnt und daß in der Würde das fremde Ich nicht verschwindet und das eigene erstarrt? Die Religion. — Nur die vollendete Seelenform ist aus beiden (Liebe und Würde) zusammengeschmolzen. — Ein ehrloser Knabe und ein rein liebloses Mädchen verdienen weiter nichts nach zehn Jahren, als ihre wechselseitige Heirat. — Ordnung, Reinlichkeit, Höflichkeit gehören zur sittlichen Technik.

* *

Noch einige vermischte Sätze: Moralunterricht hat keinen Wert; Leben, Genie, Herz muß mit Lebendigem geweckt werden. Auch Moralgebote leisten wenig. An dem moralischen Wert des Kindes verzweifle man übrigens nicht leicht: Kinder sind schwerer zu ergründen als Erwachsene. Auch sei man vor der Ansteckung durch schlechtes Beispiel bei Berührung mit andern Kindern nicht zu bange. Wenn nur vor allem die Erzieher selbst kein schlechtes Beispiel geben! Den schnellen Übergängen im inneren Leben des Kindes muß man Rechnung tragen. Gewisse Stunden übler Stimmung müssen auch sie haben dürfen. Die Wirkung der Erziehung aus den ersten drei Jahren tritt großenteils erst in einem späteren Stadium hervor.

*

Moralstunden gebt ihr? Ich dächte lieber Moraljahre, und ihr hörtet nie auf. — Das fortgehende Leben ist ein stehender Prediger. — Wissenschaften könnt ihr lehren, Genie nur wecken. Das Herz ist das Genie der Tugend, die Moral dessen Geschmackslehre. — Wollt ihr etwas vergessen, so schreibt's nur an die Innenseite der Stubentür; wollt ihr das Heilige verwüsten, so hängt eine Gebotentabelle euch vor das Auge. — Ihr dürft leichter an Erwachsenen verzagen als an Kindern. — Ist der Erwachsene dem Erwachsenen so unergründlich, wie viel mehr ihm seines Ungleichen, das Kind! Das Kind verhüllt nicht die Früchte in Blätter, sondern diese selber in Knospen und die Blüten wieder in jene. — Kann man etwas Gutes und Schönes sehr achten, das an der nächsten Berührung verwelkt? — Nicht die Schwärze, sondern die Dauer der Beispiele vergiftet Kinder. — Ich nehme sogar entschieden das Übergewicht des fortdauernden guten Beispiels über ein fortdauernd schlechtes an, oder den Sieg des Erzengels Michael über den Teufel. — Gott sei Dank für das Kindergedächtnis, das schwächer für die Leiden als die Freuden ist! — Kinder sind fähig, auch am schlimmsten Tage zwanzigmal entzückt zu werden. — Es gibt ungelenke verworrene Stunden, wo das Kind durchaus gewisse Befehle nicht zu erfüllen vermag, aber wohl in der Stunde darauf. Haltet dies nicht für Starrsinn. — Kindern wird gewöhnlich ein paar tausend Gewohnheiten auf einmal abzudanken befohlen. Schreit nicht über Ungehorsam, wo nur Unvermögen der überlasteten Aufmerksamkeit ist. — Die Früchte rechter Erziehung der ersten drei Jahre könnt ihr nicht unter dem Säen ernten. — Die vielfachen Erdrinden, die den Keimenflor bedeckten und nicht erdrückten, sind nach einigen Jahren von ihm durchbrochen worden.

* *

Wie die Entwicklung der physischen Natur nach manchen kleinen Schritten auch große Sprünge aufweist, so folgt ihr darin die geistige, und den Erzieher darf das nicht aus der Fassung bringen.

*

Das Gesetz der Stetigkeit wird vom Gesetz des Auf- und Absprunges beseelt. — Der körperliche Auf- und Vorschuß muß einen geistigen Aufschuß geben, nachholen und überholen; dieser jenen. — Der Erzieher steht wohl starr vor einer neuen, feindlichen Division des Wesens. — Das Kind soll die alten Herzblätter am Strahl der schärfer treffenden Welt nicht fallen lassen und doch immer neue Blätter vorstoßen?

* *

Reiz und Wert haben Erzählungen der Eltern aus ihrer Kindheit. Was aber Erzählungen für die Kinder überhaupt betrifft, so sind als die geeignetsten zu betrachten orientalische

und romantische, überhaupt vielmehr Wunderbares als Lehrhaftes. Daß die Erdichtungen der Phantasie später als unwahrhaft empfunden würden, ist nicht zu besorgen. Vielleicht empfiehlt es sich um desselben Eindrucks des wunderbar Erhöhten willen, schon Kinder in die Oper zu führen.

*

In jede eigene Kindheitserzählung können die Eltern (bloß erzählend und wahr bleibend) alles legen, was die wärmere Kindernatur begeistert und befruchtet. — Blendet die Kinder mit einem weiten Morgenlande, mit Taublitzen und Blumenfarben! — Sargt nicht jedes Wesen, das ihr auftreten laßt, in eine Kanzel ein, aus welcher dasselbe die Kinder anpredigt. — Die meisten gedruckten Kindergeschichten plagen die Kinder mit einer abmattenden Sucht nach Moralien. — Jede gute Erzählung, so wie gute Dichtung, umgibt sich von selber mit Lehren. — Die Hauptsache ist, daß wir ein romantisches Morgenrot in den erdnahen Himmel malen, welches einmal um das Alter sich als tiefe Abendröte lagert.

* *

Während kürzere Reisen für Kinder anregend und schätzbar sind, müssen lange Kinderreisen gemieden werden, da die rasche Berührung mit zahlreichen fremden Menschen und Verhältnissen nur verflachend und erkältend wirken kann.

*

Schon Erwachsene bringen von ihrem Länder-Umsegeln gefüllte Köpfe und geleerte Herzen mit. — Langes Zusammenleben mit verbundenen Menschen ist es, was bei Kindern die Liebewärme entwickelt. — Das Kind gewinnt fast alles lieb, was es täglich sieht. — Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes Leben hin durch für die kalte Welt haushalten.

* *

Feste Regel, die wie Notwendigkeit wirkt, braucht die Kindheit; hin und her schwankende Bestimmungen können nur ein unglückliches Ergebnis haben.

*

Regel ist Einheit, und Einheit ist Gottheit; nur der Teufel ist veränderlich. — Warum erdulden wir im Winter ruhig das Ungemach des Frostes und das Einerlei der Erdenöde, indes uns im Frühling ein paar Schneewolken erzürnen und verfinstern? — Will man sich das unglücklichste, verschobenste und verschiebbarste Kind vorstellen, so denke man sich eins ohne Regel, nur vom Wechsel erzogen, hin und her ohne Grund erbittert und besänftigt.

* *

Forderungen darf man früher mit Gründen begleiten als Behauptungen; doch wird auch in diesem Punkte vieles verfehlt.

*

Mildert, wie die französischen Könige, eure Bescheide durch sanfte Vorgründe; besteht aber, wie diese, aufs Geschehen, sobald die Gründe nicht siegen. — Die Mütter geben oft einem Befehl so lange Gründe mit, als diese über die Gegengründe des Kindes siegen; können sie dieselben nicht mehr widerlegen, so endigen sie mit dem Machtgebot; aber damit hätten sie besser sogleich angefangen. — Allerdings, jedes ältere Jahr fordert einen Grund mehr. — Der elterliche Atem soll nur die Zweige zum Fruchtstäuben bewegen, aber nicht den Stamm beugen und krümmen.

* *

Was kann zur Verhütung der Wollustsünden geschehen? Ihre weite Verbreitung namentlich in der Gegenwart darf man nicht verkennen. Gefährlich wirkt hier wohl schon eine von früh auf allzu ängstlich gehütete Schamhaftigkeit. Auch die Isolierung der Knaben und Mädchen gegeneinander bringt mehr Schaden als Vorteil. Ferner wird das Geheimnisvolltun mit den Vorgängen der Menschenentstehung zum gefährlichen Reiz. Die darauf bezüglichen Fragen der Kinder müssen mit ruhigem Ernst und nicht ohne Wahrheit beantwortet werden. Das Wohlgefallen an gewissen häßlichen Worten ist eine ziemlich harmlose Erscheinung in einem gewissen Alter. Gut, daß in der Periode der voll erwachsenen Sexualtriebe zugleich die Empfänglichkeit für neue und edle Lebensziele nicht fehlt; diese muß benutzt werden.

*

Für die Verbreitung heimlicher Sünden ist allerdings die der Kultur anhängende Kränklichkeit und Phantasie ebensogut Ursache als Wirkung; wozu noch die Beschleunigung der Mannbarkeit durch das Leben in den Städten kommt. — Auch in späteren Jahren sind Knaben unter sich allein oder Mädchen unter sich fast unverschämt; nur die Geschlechter gegeneinander sind verschämt, ja dasselbe Geschlecht gegen das erwachsene. — Doch schaden Knaben Knaben mehr als Mädchen Mädchen: denn jene sind heller, offener, roher, in Sachen wißlustiger, sowie diese in Personen. — Man stelle nicht Bettschirme aus Glas vor das geistige Auge der Kinder; wer verrät, er verwahre ein Geheimnis, hat schon dessen Hälfte ausgeliefert. — Dem fragenden älteren Kinde geb' ich Ernst, Ruhe und Langeweile, und dann eine Antwort. — Zum Glück gesellte die Natur selber der Zeit der geistigen Frühlingsstürme ein Gegenge-

wicht, die Stunden der schönsten Träume, der Ideale, der höchsten Begeisterung für alles Große zu. Und der Erzieher spare für diese Zeit irgend eine neue Wissenschaft, irgend ein Ziel ergreifender Tätigkeit, irgend eine neue Lebensbahn auf.

Entwicklung des geistigen Bildungstriebes.
Nähere Bestimmung des Bildungstriebes. (VII, 1. § 130).

Statt den geistigen Bildungstrieb seinem Wesen nach anzuerkennen und zu pflegen, suchte man früher (bis auf Pestalozzi) meist nur Kenntnisse einzuschütten. Dieser Bildungstrieb erweitert die innere Welt durch neuen Inhalt und nichts steht dabei ihm (wie dem Willen!) entgegen; aus alten Ideen schafft er neue. Er nimmt seine Entwicklung in der Sprache, der Aufmerksamkeit, der Ein- oder Vorbildungskraft, dem Witz, der Reflexion, der Erinnerung. Gewisse Lerngebiete führen ihm organische Stoffe zu, so die Mathematik, nicht aber die Naturgeschichte. Die Gegenüberstellung von Sprach- und Sachkenntnissen ist in dem üblichen Sinne unrichtig, in einem andern aber möglich. Naturgeschichte als Wissen um allerlei Fremdartiges hat keinen bildenden Wert: Anschauung des heimischen Tierlebens wäre das Wertvolle, wie ebenso auch Anschauung der Arbeit in Werkstätten, statt des unlebendigen Allerlei eines orbis pictus.

*

Gelähmte Allwisser ohne Gegenwart des Geistes und ohne Zukunft desselben, Erben aller Ideen, aber keine Erblasser sind die Probemuster jener (alten) Erziehung. — Nichtswissen ist nicht so schlimm als Nichtstun, und Irrtum ist weniger das Gegenstück als das Seitenstück der Wahrheit; hingegen Unsittlichkeit steht der Sittlichkeit rein entgegen. — Alles anhäufende Vorlehren naturhistorischer, erdbeschreibender, geschichtlicher, antiquarischer Kenntnisse gibt dem Bildungstrieb nur Stoffe, nicht Reize und Kräfte. — Die Naturgeschichte scheint für manche Lehrer das Wünschhütlein, wenn sie wenig von dem haben, worauf das Hütchen zu setzen ist.

Sprache und Schrift. (VII, 2. § 131, 132).

Sprache lernen ist etwas Höheres als Sprachen lernen. Das Lernen jeder fremden Sprache erfolgt tatsächlich immer im Anschluß an das der Muttersprache. Recht viel bestimmte sprachliche Benennung und Bezeichnung der Dinge ist für den

kindlichen Geist wertvoll, und wenigstens bei Körperlichem recht viel Analysieren. Es ist falsch, Bildung durch Sprache wesentlich einer fremden Sprache vorzubehalten. Ist übrigens doch auch die eigene Sprache dem jungen Kinde eine fremde, in die es sich erst hineinraten muß. So empfiehlt es sich denn auch, im Sprechen mit Kindern nicht ganz auf ihre Stufe hinabzusteigen, damit man ihnen zum Emporsteigen helfe. Andrerseits können wir Erwachsenen selbst uns durch ihr Bedürfnis zur Bestimmtheit im Sprechen erziehen lassen. Auch mit den »farblosen Alltagssprachbildern« soll man nicht gleichgültig umgehn und umgehn lassen, sie vielmehr «zur lebendigen Anschauung zurückleiten«. Im ganzen lehrt das unterscheidende Benennen überhaupt erst anschauendes Unterscheiden und Festhalten von Reihen. Durch Grammatik wird eine Art ersten philosophischen Denkens veranlaßt (und auch das in Schulen so lange übliche grammatische Analysieren entbehrte der psychologischen Grundlage nicht).

*

Alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmitteln erteilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim. — Die Muttersprache hieße noch richtiger Sprachmutter. — Der ersten Vorsprache bildet sich jede neue Nachsprache nach. — Gebt dem Kinde, das euren Handlungen zuschaut, womöglich durch Beinamen aller einzelnen Handlungsteile Klarheit und Aufmerksamkeit. — Hat das Kind doch überhaupt eine solche Hörlust! — Durch Benennung wird das Äußere wie eine Insel erobert. — Die Sprache ist der feinste Linienteiler der Unendlichkeit. — Das Dorfkind steht dem Stadtkinde bloß durch seine spracharme Einsamkeit nach. — Im ersten Jahrzehnt werde alles Körperliche vor dem Kinde analysiert, aber nur nichts Geistiges! — Die Muttersprache ist die unschuldigste Philosophie für Kinder. — Warum wollt ihr die Bildung durch Sprache erst einer ausländischen aufheben? — Der ahnende Drang zu verstehen hellt die eine Hälfte (des Gesprochenen) auf. — Der Accent ist bei Kindern (wie bei Chinesen und bei Weltleuten) die halbe Sprache. — Im einzigen »zwar« steckt ein kleiner Philosoph. — Sprecht immer einige Jahre voraus: sprechen doch Genies mit uns Jahrhunderte voraus. — Wer alles Lernen dem Lehrer zuschreibt, bedenke doch, daß das Kind ja seine halbe Welt (nämlich die geistige) schon fertig und belehrt in sich trägt. — Die nur mit körperlichen Ebenbildern gerüstete Sprache kann die geistige Welt nicht geben, bloß erleuchten. — Ein junger Mensch sagt lange »alles über einen Leisten schlagen« oder »im Trüben fischen«, bis

er endlich die Wirklichkeit findet und sich ordentlich verwundert, daß dem durchsichtigen Bilde eine bestandfeste Wirklichkeit als Folie unterliegt. — Das Vermögen Reihen festzuhalten heiße die »Vorbildungskraft«. — Der Mensch würde sich in den vollgestirnten Himmel der äußeren Anschauungen dumpf verlieren, wenn er das verworrene Leuchten nicht durch Sprache in Sternbilder abteilte. — Nur die Sprache illuminiert die weite einfarbige Weltkarte. — Die Grammatik erhebt die Zeichen der Sachen selbst wieder zu Sachen und zwingt den Geist, auf sich zurückgewendet seine eigene Geschäftigkeit des Anschauens anzuschauen. — Die Grammatik ist die Logik der Zunge, die erste Philosophie der Reflexion. — Dem unreifen Alter wird dieses Zurückerkennen leichter durch die Grammatik einer fremden Sprache. Die eigene ist in die Empfindung tiefer verschmolzen. — In den Jahrhunderten, wo fast nur die lateinische und griechische Sprache als Stoff des Wissens galten, bildeten die Köpfe sich mehr formell, und stofflose Logik füllte den Menschen aus. — Jeder gute Grammatiker ist ein partieller Philosoph, und nur ein Philosoph würde die beste Grammatik schreiben.

* *

Das Schreiben hilft noch mehr als das Sprechen zu bestimmtem Unterscheiden und Festhalten, ja es begünstigt das geistige Hervorbringen. — Es vermag denn auch auf das Sprechen erhöhend zurückzuwirken. — Früh lasse man Selbstgedachtes schreiben, während das übliche auferlegte Hinschreiben von Gedanken ohne bestimmten persönlichen Anlaß (in Aufsätzen oder in fingierten Briefen) vom Übel ist. Nicht wenige (und auch sehr bedeutende) Individuen vermögen überhaupt erst schreibend ihren geistigen Gehalt zu erweisen.

*

Das Schreiben erhebt die Zeichen der Sachen selber zu Sachen; es ist ein noch engerer Isolator und Lichtsammler der Ideen als das Sprechen. — Schreiben erhellt. — Unser Vorstellen ist mehr ein inneres Sehen als ein inneres Hören. Das vor Augen verharrende Schreiben dient weiter und länger dem Ideenschaffen als der Flug des Tones. — Der Schreibende setzt die schwere, klingende Münze der Töne um in bequemes Papiergeld. — Gift jeder Darstellung ist eine ohne lebendigen Gegenstand und Drang. — Soll der Knabe ins Himmelblau der Unbestimmtheit eintunken? An ein Nichts schreibt ein Nichts. Der ganze vom Lehrer, nicht vom Herzensdrang aufgegebene Brief wird ein Totenschein der Gedanken. — Eine aus dem Kalten ins Leere kommandierte Geschwätzigkeit mag zur Unlauterkeit gewöhnen. — Sollen Briefe vorkommen, so werde an einen bestimmten Menschen über eine bestimmte Wirklichkeit geschrieben. — Warum diese Silberschaum-

schlägerei? — Ein Blatt (selbständig) schreiben regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.

Aufmerksamkeit und Vorbildungskraft.
(VII, 3. § 133—135).

Aufmerksamkeit kann nicht etwa beliebig anbefohlen werden; sie hängt an sehr bestimmten Bedingungen; auch mit Lohn und Strafe läßt sie sich Kindern nicht eigentlich abgewinnen. Die Lehrer verlangen im allgemeinen viel zu lange fortgesetzte Aufmerksamkeit und würdigen zu wenig alle die natürlichen Ablenkungen. Wie schwer wird selbst den Erwachsenen andauernde Aufmerksamkeit! Eine ununterbrochene gibt es überhaupt nicht. Am wenigsten leicht ist es, auf das nicht mehr Neue, das nur Wiederholte zusammenhängend aufzumerken. (Wir wissen gar nicht, wie wenig wir auf das uns regelmäßig Umgebende aufzumerken pflegen). Übrigens ist sehr zu unterscheiden zwischen der instinktiven Aufmerksamkeit des Genies innerhalb seines besonderen Gebietes und der allgemein menschlichen: jene (die natürlich durchaus nicht für alles ohne Unterschied da sein kann) erwacht von selbst, diese bedarf der rechten Verdichtung, durch Heraussonderung, durch reizvolle Fragestellung; am besten ist sie gesichert bei eigenem Hervorbringen.

*

Man hat die Aufmerksamkeit die Mutter des Genies genannt, sie ist aber dessen Tochter. — Die individuelle Aufmerksamkeit hat meist (wie die geniale) den Eigensinn der Gegenstände. — Mit Lohn und Strafe gibt man dem Bildungstriebe keinen Reiz; kein sinnlicher Genuß bahnt den Weg ins geistige Reich. — Das Brotstudium gleicht den Steinen, mit deren Angebinde der Taucher schneller untersinkt (um Perlen für seinen Herrn zu suchen); der Luftschiffer nimmt sie nur auf, um mehr Himmel zu gewinnen, wenn er sie wegwirft. — Was ist zu tun? so fragen die Lehrer immer, anstatt früher zu fragen: was ist zu meiden? — Ihr gebietet den Kleinen, so lange aufzumerken, als ihr Alten dozieren könnt! — Ein Kind kann das höchste Interesse für eure Lehren haben, nur aber eben heute nicht! — Wenn es uns schwer wird, uns an die Stelle ähnlicher Menschen zu setzen, wie viel mehr das Versetzen an die Stellen unähnlicher, hinunter oder hinauf! — Aus Kindern werden leichter Leute, als aus Leuten Kinder. — Wiederholung, sonst die Hauptwinde des Unterrichts, ist die Gegenfeder und keine

Spiralfeder der Aufmerksamkeit. — Der tiefsinnige Thomas von Aquino hieß in seiner Jugend ein Vieh (= Dummkopf). — Gute Bäume tragen anfangs nur Holzäste, statt der Früchte. — Kenntnis und Talent heben ihre Gaben nur wie Gold schwer aus Tiefen; das Genie holt und gibt die seinigen wie Juwelen leicht aus losem Sand. — Auch zerstreute Kinder haben eine Aufmerksamkeit, nur eine allseitig offene. — Das Kind ist in der neuen Welt ein Deutscher in Rom, ein Pilger in Palästina. — Es gibt keine Aufmerksamkeit auf alles, keine Kugel ist ganz zu sehen. — Bringt das Kind nur ins geistige Erschaffen hinein, die Fertigkeit des erkennenden Aufmerkens folgt dann von selber.

* *

Mathematik als die rechte Vorstufe der Philosophie zu betrachten, ist falsch; die Empfänglichkeit für beide fällt, ebenso wie bedeutende Begabung für beide, keineswegs zusammen; ihr innerstes Wesen steht vielmehr im Gegensatz. (Religion und Poesie haben zur Philosophie mehr Beziehung.)

*

Es ist altes Vorurteil, daß Mathematik den philosophischen Scharf- und Tiefsinn übe. — Mit Ausnahme des großen Leibniz waren große Mathematiker schwache Philosophen. — Unter Kindern sind einige dem philosophischen Unterricht weit aufgetan, andere nur dem mathematischen. — Der Mathematiker schaut Größen an, wenn der Philosoph über sie reflektiert. — Der Mathematiker kann nichts beweisen, nur zeigen. (Er beweist nur mechanisch, durch die Methode.)

* *

In der Tat aber ist die Benutzung der Mathematik für den ersten Unterricht, wie Pestalozzi sie eingeführt hat, durchaus zu billigen; die Einwürfe dagegen sind verkehrt, man kann mit gar nichts Geeigneterem beginnen, und besonders der gegenwärtigen Generation wird eine derartige Grundlegung heilsam sein. Was damit gepflegt wird, ist — um diesen neuen Begriff einzuführen — die Vorbildungskraft, nämlich die Fähigkeit, lange Reihen nebeneinander schwebend vorzustellen, eine Kraft, die eines unbegrenzten Wachstums fähig ist. Ihr könnte sich übrigens die Fähigkeit des Zerlegens oder Zergliederns anschließen, die auf das Raumgrößte wie das physisch Kleinste anzuwenden wäre. Als besondere Übung, wenigstens für manche Zöglinge, empfiehlt sich auch das Zusammendrängen eines breiteren Gedankenausdrucks.

*

Die Pestalozzische Lehrweise zieht zwischen dem Parallellineal der Zahlen und Linien die Kinderseele gerade. — Reflektieren und Abstrahieren lehren heißt den Leib geistig zersetzen, Herz und Glauben auflösen, um die kindlichen Herzblätter und Blüten zu zerrupfen. — Wie Philosophie vom Höchsten und Schwersten anfängt, so Mathesis vom Nächsten und Leichtesten. — Sie ist die Metaphysik des Auges, die Grenzwissenschaft zwischen Erfahrung und Abstraktion. — Sie erkundigt sich noch nicht nach Gott, Welt und Ich. — Sie belohnt jede Säe-Minute mit einer sichtbaren Ernte. — Sie reizt keine Begierden und Wünsche auf. — Sie hat von keiner Verschiedenheit der Herzen und Geister Verschiedenheit der Resultate zu besorgen. — Pestalozzis langsames, lichtstetiges Anhäufen und Verlängern arithmetischer und geometrischer Verhältnisse ist recht. — Die Einwürfe gegen den Schweizer sind bloß Lobsprüche auf ihn. — Gerade unserm nebeligen, stützen- und bestandlosen, mehr träumenden als dichtenden, mehr phantasierenden als phantastischen Zeitalter ist das scharfe Augenmaß der Mathematik so nötig! — Sowohl von der Einbildungskraft (die nur stückweise auffaßt) als von der Phantasie (die erzeugt) ist verschieden die Vorbildungskraft. — An den langen Zahlengleichungen übt der Pestalozzische Zögling keine schaffende Kraft, sondern eine vorbildende und überschauende. — Was müßte ein Newton in Buchsee geworden sein! — Durch zwei ganz verschiedene Wissenschaften läßt sich die Vorbildungskraft zu entgegengesetzten Anstrengungen ausrüsten, durch die Sternkunde und durch die Zergliederungslehre.

Bildung zum Witze. (VII, 4. § 136—138).

Während geistige Verfrühung (sei es durch Inanspruchnahme des Verstandes oder der Phantasie) zweifellos vom Übel ist, wäre frühzeitige Anregung des Witzes bei Kindern zugleich unschädlich und nützlich. Die Versäumnis dieser Pflege ist die Ursache von viel Trockenheit und Schwerfälligkeit unter unsern Gebildeten.

*

Ehe der Körper des Menschen entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwicklung der Seele. — Der Witz zwingt das neue Ideen-Räderwerk immer schneller zu gehen; er gibt durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen. — Warum haben wir so wenig Erfinder und so viele Gelehrte (in deren Kopf lauter unbewegliche Güter liegen)? Weil man die Kinder mehr Ideen als die Handhabung der Ideen lehrt.

* *

Die Spielstunde des Witzes löst am besten die strenge Lehrstunde in Mathematik ab. Zwischen dieser und jenem

besteht übrigens mehr Verwandtschaft als man glaubt. Witz bedeutet überall die erste Stufe geistiger Hervorbringung.

*

Auch der Witzblick durchstreift lange, obwohl dunklere Reihen der Vorbildungskraft, um zu schaffen. — Jede Erfindung ist anfangs ein Einfall. — Die kraftschwere, volle, befruchtende Gewitterwolke des Wissens bricht ins Wetterleuchten des Witzes aus.

* *

Über Charaden, Anagramme, Rätsel, Gesellschaftsspiele gehen Sinngedichte, Witzgeschichten, Wortspiele zum Vortragen; besonders empfiehlt sich das Aufsuchenlassen moralischer Ähnlichkeiten im Physischen.

*

Die größere Zahl der Lehrer wirft ein, der Witz fehle ihnen selber. — Sklaverei trübt und verscharrt alle Salzquellen des Witzes. — Erzieher, die sich nur durch Zwang auf ihrem Thron- und Lehrsitz erhalten, wählen vielleicht besser Spaziergänge, um die Kleinen frei zu lassen und witzig zu machen. — Von den Waffenübungen des Witzes will man Gefahr für den Wahrheitssinn befahren: aber dann hat man für etwas Besseres, für Empfindungen, Verfälschung von allen Redekünsten zu befürchten, welche deren Ausdruck und Erweckung lehren und zergliedern.

Bildung zur Reflexion, Abstraktion, zum Selbstbewußtsein, Tat- oder Weltsinn. (VII, 5. § 139—140).

Über die Bildung zur Reflexion (zur reflektierenden Selbstanschauung) wird allerwärts genug geschrieben. Übrigens treibt schon das Leben der Gegenwart (dem große äußere Ziele fehlen) nach dieser Seite hin. Es gilt aber, wenigstens bei philosophisch oder poetisch genialen Naturen, die Zeit reflektierender Einkehr in sich selbst vielmehr hinauszuschieben. Für Kinder von gewöhnlichen und praktischen Anlagen mag sie jahrelang früher begonnen werden. Diese wie jene bedürfen aber des rechten Gegengewichts gegen ihre natürliche Wesensneigung.

*

Dichterischen Naturen wird jetzt das Leben leicht eine Wüste, in welcher, wie in andern Wüsten, in der wallenden Luft alle Gegenstände zugleich schwankend und riesenhaft erscheinen. — Bei poetisch-genialen Naturen schiebe man die reflektierende Einkehr in sich bis in die glühende Zeit der Leidenschaften hinaus, damit das Kind ein frisches, festes, dichtes Leben einernte und aufbewahre. — Die

Innenwelt ist das Heilmittel oder Gegengift des Geschäftsmannes, wie die Außenwelt das des Philosophen. Die Dichtkunst ist als eine Verschmelzung beider Welten für beide das höhere Heilmittel. — Durch die Dichtkunst wird jene gesündere Reflexion und Abstraktion gewonnen, welche den Menschen über Not und Zeit auf die höhere Ansicht des Lebens erhebt.

* *

Der Reflexion gegenüber steht der Geschäfts- oder Weltsinn, der zugleich anschaut, vorausschaut und eingreift. Das Knabenalter kann dafür nur Vorübungen durchmachen. Jedenfalls sollte es noch nicht gegen Menschen seine Kraft versuchen, sondern nur gegen Sachen. Gelegenheiten hierzu möge der Erzieher nicht fehlen lassen.

*

Gleich dem zweiköpfigen Fabel-Adler mit einem Kopfe umherblickend, und mit dem andern Nahrung auffassend, muß der Weltsinnige zugleich hinein- und hinaussehen, ungeblendet von außen, unerschüttert von innen.

Ausbildung der Erinnerung. (VII, 6. § 141—144).

Unterschieden werden müssen Gedächtnis und Erinnerung. Jenes ist nur aufnehmend, nicht hervorbringend, und übrigens sehr von körperlichen Bedingungen abhängig. Diese weckt und findet frei aus dem gegebenen Gedächtnisinhalt (und hat mit Witz und Phantasie Verwandtschaft). Falsch ist die Unterscheidung zwischen Wort- und Sachgedächtnis. Behalten ist eigentlich immer an Verstehen gebunden. Aus Verstandenem (Zusammenhängendem) kann dann auch die Erinnerung vieles wieder zutage schaffen. Um diese Kraft der Erinnerung zu üben, lasse man von ganz früh auf Geschichten wiederholen, und zwar nicht bloß vorerzählte, sondern auch eigene, selbsterlebte. So ist denn auch beim Erlernen fremder Sprachen besonders förderlich das Auswendiglernen zusammenhängender (vorher zum Verständnis gebrachter) Kapitel. Um den wünschenswerten Zusammenhang zu sichern und die Erinnerung zu fördern, treibe man auch lieber nur eine Sache zur selben Zeit, vermeide also das Hin- und Herspringen zwischen verschiedenen Unterrichtsgebieten; mindestens muß das für die Anfangsgründe gelten. Der Glaube an den Wert der »memoria localis« ist eigentlich nur berechtigt, sofern

damit das Bedürfnis einer Verknüpfung überhaupt empfunden wird.

*

Das Gedächtnis vertilgen alle körperlichen Entkräftungen, und Träume unterbrechen es. Es ist nur vom Arzte zu erhöhen. — Gewönne es Kraft durch Aufnehmen? Dann müßte es ja mit den Jahren wachsen. Aber die stärksten Lasten trägt es ja gerade im leeren, ungeübten Alter. — Es bringt das früh Aufgenommene als Wintergrün der Kindheit noch unter die grauen Haare hinüber. — Ins Reich des Erziehers gehört die Kraft der Erinnerung. — Das Gedächtnis kann eisern sein, die Erinnerung nur quecksilbern. — Das Gedächtnis ist für das Neben, die Erinnerung für das Nach (weil dieses, nicht jenes, durch ursächlichen oder andern Zusammenhang zur Tätigkeit des Schaffens reizt). — Der Zusammenhang beseelt die Erinnerung. — Der Verflechtungen wegen ist die weitläufigste erzählte Geschichte die beste. — Das beste Wörterbuch ist ein Lieblingsbuch. — Im Boden der Erinnerung verflicht sich dieselbe Wissenschaft mit ihren Wurzeln fester. — Nichts entkräftet so sehr die Erinnerung, als die Sprünge von einem gelehrten Zweige zum andern. — Eine und dieselbe Wissenschaft einen Monat lang mit dem Kinde unausgesetzt getrieben, welches wahrscheinliche Wachstum von zwölf Wissenschaften in einem Jahre! Der Ekel am Einerlei würde sich bald in den Genuß des Fortschritts verlieren. — Nicht dem früheren Alter, das nur einzelnes faßt, sondern dem späteren, das vergleichen kann, gebührt und taugt die gleichzeitige Mehrheit der Wissenschaften. — Reisen schwächt die örtliche Erinnerung.

* *

Die sicherste Stütze des Gedächtnisses ist der Reiz des Gegenstandes. Aber natürlich kann nicht zu vieles zugleich Reiz ausüben; ein besonderes Hervorheben durch äußere Mittel kann nur wirken, wenn es sich auf einzelnes beschränkt. Ähnlichkeit der Dinge ist dem Behalten gefährlich. Schon beim Lehren der Buchstaben sollte man das berücksichtigen. Und beim Lernen von Wörtern ist Gruppierung nach innerem Zusammenhang das Empfehlenswerte, nicht nach äußerlicher Ähnlichkeit. Mancherlei künstliche Hülfen innerhalb des Unterrichts ließen sich erfinden und aufführen. Besser aber ist unmittelbare Forderung ernsten Wollens und Bemühens.

*

Die Frau behält ebenso schwer Büchertitel, als ihr gelehrter Mann die Namen der Modezeuge. — Kein Mensch hat für alles ein Gedächtnis, weil keiner für alles ein Interesse hat. — Erlaubt, etwas zu vergessen, wenn ihr befehlt, vieles zu behalten. — Ähn-

lichkeiten, die Ruder der Erinnerung, sind die Klippen des Gedächtnisses. — Unter verwandten Gegenständen kann nur einer den Reiz der Erstgeburt behaupten. — Durch die Wiederkehr des täglichen Echo wird die Lebensgeschichte so verkürzt, als sich das Leben verlängert. — Die Kontraste heben einander wie Licht und Schlagschatten heraus. — Die Lehrweise einiger alter Schullehrer, die Wörter nach dem Alphabet lernen zu lassen, ist verwerflich; die aus einem Urwort ableitenden Sippschaftstafeln helfen dem Behalten. — Statt aller (besonderen) Jägerkünste und Vorspannschaften der Aufmerksamkeit würde ich sogleich einen derben Stoß und Fleiß wählen. — Wärmen und Feuern sei eure Doppel-Parole an Kinder.

* *

Gelähmt wird das Gedächtnis durch Furcht oder Schreck. Und leider glauben viele Lehrer gerade diese zu Hilfe nehmen zu sollen.

*

Furcht oder gar Schreck macht das Gedächtnis lahm: das Eis der kalten Furcht sperrt sich gegen alles Lebendige, das einlaufen will. — Die bestürmte Seele behält nichts Besseres als die Wunden der Angst. — Ist freies Umherwenden des geistigen Blickes bei verworrener Knechtschaft des Herzens erwerblich?

Ausbildung des Schönheitssinnes. Die durch den äußeren Sinn bedingten Schönheiten. (VIII, 1. § 145. 146).

Auch der Sinn für Schönheit erfordert Ausbildung; allgemeines Ziel kann nur sein, Schönheit nachzufühlen; einen besonderen Bildungstrieb hier zu pflegen kommt nur der Kunstschule zu und nur bei Kunstbegabung. Gefährlich zugleich für Kunst und Herz ist die Zumutung, Gefühle zu früh sprachlich auszudrücken; früh dichtende Personen werden meist keine rechten Dichter; der wahre Dichter nimmt zuerst in der Stille eine große innere Entwicklung.

*

Manches Dichtergenie erkältete sich tödlich durch den frühzeitigen Leckertrunk aus der Hippokrene mitten in der heißen Zeit. — Daß ein guter Kopf einmal in der Jugend Verse gemacht haben müsse, gilt mit Recht für den, der im Alter keine macht. — Der Dichter erwachse erst zu seinem Modell, ehe er's kopiert. —

* *

Man will so vieles erziehen, das sich von selbst erzieht; aber gegenüber dem Sinn für Kunstschönheit wird die wünschenswerte Erziehung versäumt. Und zwar kann und soll in äußere Kunstschönheit früher eingeführt werden als in Poesie. (Für die Schönheit der Natur ist zunächst das Auge zu öffnen: das Gefühl wird sich später einstellen.) Schöne öffentliche Bauten und Anlagen müßten zu Hilfe kommen; aber der Staat erkennt seine Aufgabe nach dieser Seite noch nicht. Auch die Idee einer öffentlichen Kunstschule harrt noch der Verwirklichung. Natürlich wäre sie nur für bildende Künste angebracht: der Dichter muß auf anderm Wege zu seinem Können gelangen. Dem Gehör wird viel mehr Gelegenheit sich zu bilden schon jetzt geboten als dem Auge; auch kommt es weniger in Gefahr, daß sein Geschmack verdorben werde.

*

Die Menschen wollen alles erziehen, was sich von selbst erzieht, z. B. Gehen, Sehen, Schmecken u. s. w. Vor allem erzieht das deutsche Auge, das so weit dem deutschen Ohre nachbleibt. — Der Staat zimmert sein Holz lieber zum Paradebette als zur Paradewiege der Kunst aus. — Liegen denn Thron und Kunst überhaupt so weit auseinander als Sonne und Venus? — Der Dichter muß das Leben, wie einen Cervantes und Shakespeare, gerade mit prosaischen Verhältnissen recht durchgenommen und überarbeitet haben. — Der Hörwelt ist einfacher Geschmack schwerer zu rauben und zu verleiden, als der Seh- und Lesewelt; unter dem überreizten Ohre bleibt immer ein Herz den einfachsten Melodien offen. (Nur Virtuosen sind ihre Selbstgiftmischer).

Die durch den inneren Sinn bedingten Schönheiten. (VIII, 2. § 147—148).

Das Studium der Dichtkunst vor dem 13. oder 14. Jahre ist verfrüht. Wohlgefallen an Vers und Reim allerdings und auch Vertrautheit mit einfacher Dichtung (wie Liedern, Märchen), mit wohlklingender Sprache darf und soll viel früher gepflegt werden.

*

Die Dichtkunst ist der Venusgürtel, der die widerspenstigen Kräfte reizend verknüpft. — Sie ist dem Lichte gleich, dessen Flamme Gestalt annimmt und doch durch diese hindurch ihren Stoff und

Docht durchzeigt. — Als Brautschmuck der Psyche fordert die Dichtkunst eine volljährige (Psyche) und eine Braut. – Vor dem 13. oder 14. Lebensjahre sind dem Kinde die poetischen Blumen getrocknete Arzneipflanzen. — Der Reim erquickt das roheste wie das jüngste Ohr. — Ihr könnt auch für Wohlklang der Prosa sorgen. — Märchen werden das dichtend-träumende Herz mit leisen Reizen wecken. — Später wird es erstarken, um die lyrische Oden-Höhe, die weite Epos-Ebene, das tragische Gedränge zu fassen. — In einem gewissen Zeitpunkt suchen alle Kräfte Einheit und Zukunft.

* *

Nicht in fremdnationale, also auch nicht in antike Poesie soll zunächst eingeführt werden, sondern in die einheimische, und erst von da aus kann der Sinn sich der fremden öffnen. Innerlich aufzufassen, eigentlich zu verstehen vermag man doch nur das in der eigenen Sprache Gedichtete. In bildender Kunst mag man zu allererst das Allerschönste darbieten, in dichtender aber muß es zuerst das Nächste sein. Hier kann man dann von Geringerem zu Höherem aufsteigen. Gewöhnte man sich nur, den besten deutschen Dichtern so viel Sorgfalt der Behandlung und Erklärung zu widmen, wie jetzt den fremden gegenüber üblich ist! Nur durch Anschauung des Besten aus der eigenen Sprache kommt man auch zu einer wertvollen Herrschaft über die Sprache.

*

Es ist ein Widersinn, daß man, anstatt an einheimischen, verwandten jungen Schönheiten den Sinn für fremde, alte hinauf zu bilden und zu zeitigen, es umkehrt. — Die schnellste Auffassung und Überschauung aller Halbfarben eines Dichterwerks ist doch nur dem An- und Zuschauer seines eigenen Landsmanns (nicht irgend eines ausländischen Wunderwesens) möglich. — Wenn die vaterländische Wirklichkeit dem Dichter kolorieren hilft, so hilft sie ja dem Leser sehen. — Sollen wir im Norden denn alle Schönheiten gleich Vasen und Urnen aus Gräbern holen? — Fangt an mit Raphael und Gluck, allein nicht mit Sophokles. — Welche Gewalt der eigenen Sprache würde sich bilden, wenn man schon zu der Zeit, wo die Schullehrer sonst Pindar und Aristophanes traktieren, in Klopstockische und Vossische Klang-Oden, in einen Goethischen Antikentempel, in ein Schillersches Sprachgewölbe führte!

Klassische Kultur. (VIII, 3. § 149. 150).

Nicht aus der Philologenschule als solcher sind uns die besten Dolmetscher der besten Werke des Altertums (Wieland,

Voß, Schleiermacher) gekommen, und den Geist des Altertums haben Männer von so starkem eigenem Geist und so wenig einseitigen Studien wie Goethe und Herder geschaut. Wäre selbst ein gut begabter Knabe von 14, 16 Jahren wirklich fähig, Platos Dialoge oder Horazens Sermonen zu erfassen? Die philologischen Lehrer selbst zeigen wenig Fähigkeit zu echtem literarischem Urteil. Am schlimmsten aber ist die übliche grammatische Analyse der edlen antiken Schriftwerke.

*

Nur Sonntagskinder haben den Geist des Altertums gesehen; die Montagskinder erblickten dafür den Sprachschatz und die Blumenlesen. — Ist es möglich, daß ein Überknabe (von 14, 16 Jahren) den Einklang von Poesie und Tiefsinn in einem Platonischen Gespräche oder die weltmännische Persiflage eines Horazischen Sermons ergreifen werde? — Kann die zarte und unauflösliche Schönheitsgestalt genossen werden, wenn das grammatische Zerteilen sie gleich der medizeischen Venus in dreizehn Bruchstücke und dreißig Trümmer zerbröckelt? — Gilt es nur den Genuß etwa einer Nebenblume auf der Sandwüste der Sprachübung? —

* *

Unvergleichlich schätzbar bleibt uns das Altertum darum doch: man muß nur die rechte Stellung dazu gewinnen. Der jugendliche Geist kann nicht zugleich auf Sprache und Stoff oder gar Dichterstoff sich hinwenden. Es ist immer Gefahr, daß Tatsachen und Worte einander verdunkeln. Die übliche Auswahl und Abfolge der Schulautoren bedarf sehr der Korrektur. Nach den zurechtgemachten Stücken einer Chrestomathie sollten dann Plinius der Jüngere (oder auch der Ältere), Lucan, Seneca, Ovid, Martial, Quintilian, Ciceros Jugendreden folgen, und im Griechischen auf die Odyssee Plutarch, Aelian, Diogenes Laertius. Zum goldenen Zeitalter mag man von niederen Stufen aus aufsteigen. Durch die Antike hindurch soll die Jugend auch in Zukunft zum Verständnis der Gegenwart (und zum Halt in der Gegenwart) kommen. Aber nicht die edlen Autoren zu inferioren Schulübungen benutzen! Die Geschichte des Altertums sollen Schüler nicht unmittelbar aus den Alten schöpfen müssen: Männer können sie daraus schöpfen und der Jugend in *ihrer* Darstellung übermitteln. Nur Plutarch mag unmittelbar zur

Lektüre kommen. Erst auf Akademien sollte man sich der vollständigeren und selbständigeren Lektüre der Alten widmen, und da mit Cicero, Vergil, Livius, Herodot, Anakreon, Tyrtäos, Euripides beginnen und schließlich zu Horaz, Cäsar, Lukrez, Sophokles, Plato, Aristophanes aufsteigen: eine Regelung also, die von der in der Schule anerkannten sehr abweicht — wie denn z. B. in französischen Gymnasien etwa Goethe, Schiller, Haller in die Tertia, Sekunda, Prima gehören würden. Schwierigkeit der Sprache darf aber weniger Bedenken machen als Schwierigkeit der Erfassung. In die Lehrpläne der Schulen bringe man übrigens getrost mehr Naturwissenschaftliches und technisch Praktisches, zur größeren Freude der Schüler und zur Vereinfachung der späteren Fachstudien. Im wesentlichen sollten die hohen Schulen den hohen Lehrern, d. h. den Alten, bleiben.

*

Das Altertum bleib' uns der Venus- und Morgenstern, der über dem Abend des Nordens steht. Nur kommt es auf unsere Stellung gegen den Schönheitstern an, ob er uns mit vollem oder mit Viertellicht treffen soll. — Warum entheiligt man die kanonischen Schriften des Geistes zu Buchstabier- und Leseübungen? — Die eisernen, erzenen Zeitalter sollten, ihren Metallen ähnlich, sogleich auf der Fläche liegen, und die edleren Metalle sich später emporheben. — Die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme. — Auf die Jugend der Menschheit hefte, gleichsam als auf das Urgebirge der Menschheit, die spätere das Auge. — Die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere sein, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, sondern nur untergehen. — Nur werde der Antikentempel nicht als eine Trödelbude abgebrauchter Gebräuche und Phrasen gelüftet und die heiligen Reliquien anstatt angebetet nur verarbeitet. — Die Geschichte der Alten kann nur der Mann aus ihnen selber schöpfen. — Die Schulherren opfern einem reinen Griechisch gern altgeschichtliche Seelenreinigung. — Gern wird der blumenkettenarme und schlußkettenreiche Demosthenes dem blumigen klingenden Cicero geopfert. — Verachtet wird hier die häßliche Rangordnung, nach welcher Rektores die Schwierigkeit des Verstehens mehr in Phrasen als in den höheren Geist verlegen. — Sprachschwierigkeiten sind durch Fleiß und Lehre zu besiegen, aber Fassungsschwierigkeiten nur durch geistiges Reifen an den Jahren. — Können Knaben Freude an der Aufwickelung der verschleiernden Mumienbinden der antiken Grazien haben? —

5.

Schlußstein. (Nachträge). (IX. § 151—157).

Die eigentliche Unterrichtslehre, ebenso wie auch die pädagogische Heilmittellehre, ließe sich nur in einem Werk von viel größerem Umfang behandeln; immerhin spielen die Betrachtungen naturgemäß einigermaßen in diese Gebiete hinüber.

*

Die Heilmittellehre würde für die Ineinanderverdoppelung von Fehlern, Jahren, Anlagen, Verhältnissen statt der Bändchen Bände begehren. — Keine Wissenschaft bewegt sich ganz ohne Mitregung der andern, so wie die Füße sich nicht ohne die Hände.

* *

Wie man zum öfteren eine Erziehungsgeschichte für einen idealen Zögling aufgestellt hat, so schreibe man doch auch einmal eine solche, die die stufenweise Zurechtrückung eines verkehrt entwickelten Kindes schildert.

*

Xenophon und Rousseau nehmen bloß ein Sonnengöttchen in die Schule.

* *

Wirkliche Erziehung läßt sich überhaupt nicht an einem einzelnen Kinde für sich durchführen. Andrerseits zeugt von der Macht einer auch nicht öffentlich geregelten Erziehung die immer bewahrte feste Eigenart des zerstreuten Judenvolkes.

*

Ein Gesetzgeber wirkt nur durch Menge auf Menge; einen Juden allein formt kein Moses. — Wie die Seepflanzen in allen Zonen des Weltmeers, so gedieh das Volk der Juden unverändert in denen des Zeitmeers und behielt die mosaische Farbengebung bei.

* *

Die stark verändernde Einwirkung, welche örtliche Verpflanzung bei Kindern oft ausübt, beweist nichts gegen die Kraft menschlicher Erziehung.

*

Kinder, gleichsam klimatische Gewächse der Kinder- und der Schulstube, sind oft kaum mehr zu erkennen in einem fremden Zimmer, im Reisewagen, im Freien, in der Mitternacht usw. — Empfänglicher, schwächer, unbekannter (als Erwachsene), müssen Kinder natürlich jeder neuen Gegenwart erliegen und gehorchen.

* *

Breit sei man beim Erzählen und beim Beruhigen, knapp beim Vernunftlehren, beim Verbieten und beim Strafen.

*

Hinter der unerläßlichen Strafe mag nach dem Legen der Wogen die Redseligkeit wieder beginnen.

* *

Die anfängliche Unlust oder Unempfänglichkeit eines längere Zeit ohne Lernzwang gelassenen Kindes darf nicht verstimmen, und sie wird nach einiger Zeit überwunden.

Beachtung verdient der von gewisser Seite ausgesprochene Gedanke, daß nach dem fünften Jahre als Vorschule gelehrter Bildung den Knaben eine lateinische, eine mathematische und eine geschichtliche Klasse zu wünschen sei.

Sind Scherz und Satire in unserm Buche bis jetzt zurückgehalten worden, so wäre freilich Anlaß zur letzteren genug. Wie viel ließe sich über die den Kindern bereiteten Leiden schreiben! Aber wie viel auch über das Elend der Lehrer, von denen man die unteren aufs äußerste darben läßt und auch die höheren nur kümmerlich stellt.

*

Einen Knaben, zumal den der Gelehrsamkeit gewidmeten, soll man im ersten Jahrfünf ohne Lernzwang, bloß der Selbstbelehrung überlassen und geistig brach lassen, damit der Körper zum Träger der künftigen geistigen Schätze erstarke. — Der bisher immer innerem Selbstleben zugewandte Knabe wird sich schwer den Lehren von außen zukehren und nur wie mit einem zerstreuenden Hohl-Glase die fremden Strahlen auffangen; doch bald werden diese von einem erhabenen gesammelt und verdichtet. — Die lateinische Sprache übt durch ihre Kürze und durch ihre scharfe Gegenform (der deutschen gegenüber) dem kindlichen Geiste Logik und also eine philosophische Vorschule ein. — Die Meßkunst als Vermittlerin zwischen sinnlicher und intellektueller Anschauung regt und baut eine Kraft für das sinnliche Universum an. — Die Geschichte vermählt als eine Religion alle Lehren und Kräfte. — Wie das Epos und der Roman zum schwimmenden Fahrzeug aller Kenntnisse, so ist deren Mutter, die Geschichte, noch leichter zur festen Kanzel jeder sittlichen religiösen Ansicht zu machen. — Das jugendliche Herz lebt der jugendlichen Vergangenheit nach. — Die Geschichte ist die dritte Bibel; denn das Buch der Natur ist die zweite. — Was die (innerhalb der Erziehung verursachten) Kinderleiden betrifft, so geht die Natur uns hierin vor, welche sie früher weinen als lachen läßt. — Unter allen Eintritten in neue Verhältnisse gibt es keinen wichtigeren als den ins Leben (und mithin ist der Lehrbursche etwas zu

hänseln). — Viele Schullehrer haben mit dem Stocke als mit einer pädagogischen Stocklaterne und einem Laternenpfahl zu erleuchten gemeint. (So der sagenhafte J. J Häuberle!)

* *

An der Zukunft braucht man nicht zu verzweifeln, wenn man ihr die Kinder möglichst gut gebildet übergibt. Eigentlich aber sind Kinder nicht weniger als Engel, die immer wieder auf diese Erde herniedergesandt werden. Und vielleicht wird das Menschengeschlecht in zwei letzten Kindern sein Ende finden.

*

Immer wird uns das Ganze der Menschheit als ein salziges Meer erscheinen, das süße Flüsse und Regenwolken der Einzelwesen nicht versüßen. Aber doch versiegt auf der Erde das reine Wasser so wenig, wie das Salzmeer; aus diesem sogar steigt jenes wieder auf. — Je höher du dich, Vater, über deine Zeit erhoben glaubst, desto mehr Dankopfer für die Vorzeit hast du abzutragen. Und wie kannst du sie deinen Eltern anders darbringen, als auf den Händen deiner Kinder? —

Einer dritten Auflage der Levana, wenn er eine solche erlebt hätte, würde Jean Paul einen nicht geringen Vorrat weiterer pädagogischer Gedankenbeiträge haben einfügen können; wie in manchen der in seiner späteren Lebenszeit erschienenen Werke, so ist in Briefen und sonstigen Aufzeichnungen nicht wenig an schätzbaren Äußerungen über Kindheit und Erziehung enthalten [1]. Eine besondere, neben den inzwischen gesammelt

1) Wie eine schon vom Oktober 1807 datierte »Nachlese für die Levana« verschiedene der dort behandelten Themata weiterspinnt, ohne jedoch daß sie etwa in ihrem Wortlaut in die zweite Auflage aufgenommen worden wäre, so liegt insbesondere noch aus 1820 eine Reihe von Betrachtungen unter dem Titel »Pädagogische Kleinigkeiten« vor: 1. Wer kann unter Menschen und Tieren am unglücklichsten sein? 2. Kindlichkeit der Kinder. 3. Predigtgeschwätz vor Kindern. 4. Lügen. 5. Liebe lehren. 6. Beide Geschlechter einander entgegenerzogen. 7. Über Strafschläge ins Angesicht. Zusammenfassend sei nur auf die Punkte hingedeutet, über welche sich besonders lebendige weitere Zeugnisse von des Autors Auffassung finden. Dahin gehört die Würdigung der »reichen Morgengabe« des Angeborenen als des Höchsten im Menschen, erneute Würdigung der Kraft der Selbstentwicklung im Vergleich zu jeder

erschienenen Werken veranstaltete Ausgabe der Levana von Ernst Förster (1845 und wiederum 1861) hat denn auch den Text aus den Quellen jener Art ergänzt. Und Weiteres ließ sich seitdem aus dem ungedruckten Nachlaß sowie von andern Stellen der Werke her herbeiziehen, wie dies K. Lange in einer Ausgabe in dankenswerter Weise getan hat. Eine neue Wendung hat das pädagogische Denken unseres Autors nicht mehr genommen; aber in noch deutlicheres Licht werden manche seiner Anschauungen durch jene weiteren Äußerungen gesetzt. Auf der in originellem Ausdruck kundgegebenen warmen Empfindung liegt auch hier der wesentlichste Wert. Kann doch überhaupt — um das ausdrücklich noch einmal auszusprechen — wo nicht in der objektiven Neuheit, da in der Echtheit des persönlichen Findens und Fühlens, in der Lebendigkeit und Originalität der Darstellung, in der seelischen Verwebung, in der kräftigen Vertretung ein hoher Wert gegeben sein. Es darf hier doch Ähnliches gelten wie für einen Dichter, dem man mannigfache Entlehnungen mit aller Sicherheit nachzuweisen vermag, bei dem aber aus allem Entlehnten auf dem Grunde seiner eigenen Kraft ein Neues und Ganzes geworden ist, das ihm ein anderer nicht nachmachen würde.

---

absichtsvollen Einwirkung, das tiefe Fühlen mit dem möglichen inneren Leid und Glück der Kinder, die Betonung des Zusammenhangs zwischen Freudigkeit und Gesundheit, die Betonung der Wohltat einer strengen Erziehung während der ersten zwei Lebensjahre, die Mahnung zur Zurückhaltung mit erleichternder Hilfe wo den Kindern etwas Mühe macht, die nur noch vertiefte Wertschätzung des »Kinderglaubens«, die Rechtfertigung anscheinender Kinderlügen, weitere Würdigung der Spielstunden als freier Lehrstunden, weitere Proteste gegen moralische Nutzanwendungen zu erzählten Geschichten, Empfehlung eines Religionsunterrichts ganz wesentlich als Erzählung neutestamentlicher Geschichte, weitere Polemik gegen verfrühtes Lateinlernen, gegen den Verderb deutschen Stils durch die fremden Sprachen — und so manches andere.

Drittes Kapitel.

Die Stellung Jean Paul's inmitten der pädagogischen Denker seiner Zeit.

1.

Man nennt mitunter das achtzehnte Jahrhundert das pädagogische Zeitalter; bestimmter noch wäre der spätere Teil jenes Jahrhunderts und der erste des neunzehnten so zu bezeichnen. Aber man kann andrerseits auch viel weiter zurückgreifen und finden, wie die Aufgabe der Erziehung oder Bildung doch eigentlich während eines viel längeren Zeitraums mit im Vordergrund des Interesses gestanden hat. Oder war es nicht seiner Zeit für den Humanismus eine selbstverständliche Aufgabe, ja eine natürliche Hauptseite seines Wesens und Wirkens gewesen, daß eine neue Art die Menschen zu unterweisen und zu bilden gesucht wurde, und so sehr sich alle die Tüchtigsten seiner Vertreter zunächst des für ihre Person errungenen Könnens und Verstehens freuten, so hat doch fast jeder unter ihnen auch das Bedürfnis gefühlt, eine Anleitung zur wertvollsten und erfolgreichsten Bildung des nachwachsenden Geschlechts zu schreiben. Über das didaktisch Technische gehen sie dabei nicht viel hinaus, das Moralische läuft als ein Überliefertes mit neben her, zum teil auch die äußerliche Anleitung zu guten Sitten; ein tieferer psychologischer Untergrund der erzieherischen Einwirkung wird noch nirgend gesucht, und auf etwas der Abrichtung Ähnliches droht das Ganze hinauszulaufen. Das siebzehnte Jahrhundert brachte mit viel furchtbarem äußerem Ringen der Völker doch auch viel geistigen Austausch unter den Nati-

onen, und mit dem Erlahmen des religiösen Aufschwungs aus der vorhergehenden Periode den Sinn für neue, mehr universale Bildungsziele. Die »Große Unterrichtslehre« des Comenius wollte in Wirklichkeit viel mehr sein, als ihr Name zu sagen scheint: die Theorie einer allgemein gültigen und wirksamen Menschenbildung im Hinblick auf irdische und himmlische Bestimmung. Der Abwendung von der herkömmlichen, humanistisch versteinerten Schulbildung hatte schon Montaigne gegen Ende des 16. Jahrhunderts Ausdruck gegeben, Ausbildung zu weltlicher Tüchtigkeit, umfassendem Weltverständnis, sicherer gesellschaftlicher Form wurde die Losung zunächst der aristokratischeren Kreise, um aber auch über die bürgerlichen sich zu verbreiten. Die Entwicklung des Urteils statt des schulmäßigen Wissens befürworteten und erstrebten die Jansenisten von Port Royal. John Locke in England verknüpfte jenes Ideal der Bildung für Welt und Gesellschaft mit der Forderung einer sorgsamen physischen Grundlegung der Erziehung, ohne übrigens dem Ziele sittlicher Charakterbildung seine erste Stelle zu versagen. In Deutschland brachte der seinen Einfluß weithin übende edle Pietist A. H. Francke mehr Ernst und Innigkeit in das Erziehungsgeschäft und in das Verhältnis zwischen Erziehern und Zöglingen, aber zugleich mehr Interesse für die Bedürfnisse des konkreten Lebens. Und nun ruhte das Drängen auf Überwindung aller überkommenen Verkehrtheit, aller falschen Gepflogenheiten, alles Engen und Finstern in der Erziehung nicht mehr. Rousseau stand nicht einfach als origineller Geist allem Überkommenen gegenüber, sondern muß auch als der beredteste Stimmführer für viele, nur dunkler Fühlende und dumpfer Erkennende betrachtet werden. Ihm folgten, von Basedow geführt, die Vertreter der philanthropischen Erziehung, die von praktischen Anregungen, Protesten und Forderungen aus allmählich zu festem theoretischem System hinstrebten. Gleichzeitig nahm der Neuhumanismus seinen wirkungsvollen Aufschwung, erhob sich ferner für die Besten im Lande das neue Ideal der Humanität, flößte die in immer größere Tiefen grabende und in großen Systemen sich darstellende Philosophie die Hoffnung und das Bedürfnis ein, auch für das mit

der Philosophie in sicheren Beziehungen stehende Gebiet der Erziehungswissenschaft einen unumstößlichen systematischen Aufbau zu gewinnen. Und dann tauchte die Gestalt Pestalozzis als des Trägers eines ganz neuen erzieherischen Geistes oder doch einer schöneren erzieherischen Gesinnung auf und gab zu einem neuen, großen Suchen Aregung. Dabei standen hinter den pädagogischen Wandlungen auch die sonstigen tiefgreifenden Vorgänge im inneren Leben der Völker, in den politischen Verhältnissen und Anschauungen, den religiösen, den internationalen, wie hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Und nun ist es doch nicht so, daß der Geistesinhalt älterer Perioden mit deren Ablauf wirklich geschwunden wäre! Die Kulturperioden lösen nicht einander ab wie die Schildwachen, sie folgen sich auch nicht wie die Musikstücke im Konzert, sie lagern sich nicht einmal über einander wie die geologischen Schichten. Der Bestand an Vorstellungen, Gefühlen, Trieben innerhalb einer Generation verflüchtigt sich nicht schlechthin, er überträgt sich doch irgendwie und wirkt in der Stille weiter, vielleicht um eines Tages auch neu zu erstarken. Die neben einander und einander gegenüber bestehenden politischen oder religiösen Parteien sind nur ein Zeugnis dieses Standes der Dinge, der aber für noch viel tiefer liegenden, versteckteren oder verzweigteren Geistesinhalt gilt. Wer als lebendiger Teilhaber an dem Geistes- und Bildungsleben seiner Zeit um 1800 sich erwies und betätigte, wer über die Ziele der wünschenswerten Jugenderziehung dachte und sprach, der mochte wohl von vielen Strömungen zugleich irgendwie bestimmt sein, mochte die Nachwirkung mancher älteren Tendenzen in sich erfahren, zugleich abwehrend, übernehmend und verwandelnd, vorausschauend und vorwärts dringend sich inmitten der umgebenden Geister bewegen. Er mochte statt dessen auch viel ignorieren und sich selbstbewußt zwischen den andern aufrichten. Oder er mochte sich ruhig alles Beste assimilieren und es nur harmonisch zu verarbeiten suchen. Es fehlen alle diese Typen nicht, sie fehlen ausdrücklich nicht in dem damaligen Zeitpunkte. Man fühlt sich in einem Reichtum der pädagogischen Denkarbeit,

wie ihn nie eine Zeit gekannt hat. Vieles, was damals als persönliches System der Erziehungslehre geboten wurde, ist vergessen, verschollen. Aber verhältnismäßig sehr vieles ist geblieben, geblieben insoweit, daß wenigstens der heute die Probleme Überdenkende auch zu jenen Vorgängern sich nicht ungern zurückwendet, und einige stehen im Glanze dauernden Weltruhms da.

So ziemlich in dasselbe Jahrzent fallen die sehr schätzbaren »Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts« von A. H. Niemeyer (seit Ende der 90er Jahre), Pestalozzis fachliche Hauptschrift »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt« (1801), die Erziehungslehre von Fr. H. Chr. Schwarz (seit 1802), C. von Bonstettens »Nationalbildung« (1802), Kant's Vorlesungen über Pädagogik, herausgegeben von Rink (1803), das »System der öffentlichen Erziehung« von Stephani (1805), die beiden ersten Bändchen der »Fragmente über Menschenbildung« von E. M. Arndt (1805), das Werk von Pölitz »Die Erziehungswissenschaft aus dem Zweck der Menschheit und des Staats abgeleitet« (1806), Herbarts »Allgemeine Pädagogik« (1806), Bischof Sailers Buch »Über Erziehung für Erzieher« (1807), Fichtes Reden an die deutsche Nation mit ihren kühnen pädagogischen Ideen (1808), Niethammers leidenschaftliches Buch über Philanthropinismus und Humanismus (1808), denen dann noch Grasers »Divinität oder Prinzip der wahren Menschenerziehung« bald folgte (1811). Empiriker, Organisatoren, Enthusiasten, Gelehrte, weitschauende Juristen, Dichter, Philosophen, Theologen finden sich in dieser Reihe vertreten. Wie steht Jean Paul in ihrem Kreise?

Seit seinen jungen Jahren war er ein großer Leser, und ein ernster und ausdauernder, ein Hersteller gewaltiger Exzerpte: aber worauf es ihm dabei wesentlich ankam, oder wenigstens was in seinen Schriften zur Verwendung gelangte, das sind konkrete Dinge aus allerlei Wissensgebieten. Um fertige Gedanken einfach von anderswoher zu entleihen, dazu war er in der Zeit seiner Reife nicht bloß selber zu reich, er war auch zu sehr Dichter, also ein Mensch, der aus der Fülle seines eigenen Fühlens heraus redet, der vielmehr ein komplettes Innere darbietet als ein Gefüge probater Gedanken,

oder mit andern Worten einer, der viel erlebt und von vielem belebt wird, aber doch vor allem aus sich selbst heraus das Leben holt und es den Gebilden seines Geistes einhaucht. Bei irgend einem Nacheinander auf Abhängigkeit zu fahnden und bei irgend einer Übereinstimmung diese Abhängigkeit wahrscheinlich zu finden, aus der Möglichkeit des Gekannthabens die Wahrscheinlichkeit des Beeinflußtseins zu folgern, dazu ist man in wissenschaftlichen Kreisen und namentlich unter wissenschaftlichen Anfängern vielfach allzu geneigt. Diese Neigung geht in gerader Linie zurück auf die Humanisten, die ihrerseits im Übernehmen und Verwenden älterer Gedanken groß oder doch virtuos waren, die an die Möglichkeit innerer Originalität kaum glaubten, die übrigens sich in einer unendlich ausgebreiteten und sorgsamen Lektüre des schon Vorhandenen ergingen. Daß ein Gedanke zu verschiedener Zeit in verschiedenen Gehirnen aufblitzen, eine wertvolle Erfahrung von mehreren unabhängig von einander gemacht werden kann, daß jeder bedeutendere Geist sich wesentlich aus sich selbst heraus organisiert und daß die von ihm aufgenommenen Eindrücke nicht wie eine Prägung in toter Materie wirken, daß auch das wirklich Übernommene nur deshalb übernommen ist, weil ihm kongeniales Wesen entgegenkommt, daß kein irgendwie selbständiger Menschengeist als konstruiert aus allerlei Bausteinen (seien es auch Gedanken, Ideen, Tendenzen) gedacht werden kann, das darf man nicht verkennen.

Allerdings: Übernommenes braucht darum nicht zu fehlen. Welcher noch so große Geist übernähme nicht einen Teil seiner Weltanschauung von andern Geistern oder aus vorhandenen Strömungen! Aber verarbeitet ist dann alles doch zu einem Eigenen, zu einem eigentümlich Ganzen. Auch außer den kühnen Geistern, denen Jean Paul seine wichtigsten Anregungen verdankt, sind ihm pädagogische Systematiker nicht unbekannt geblieben, wie denn schon der Aufbau des einleitenden Teiles der Levana auf Bekanntschaft mit dem üblichen Gang der Betrachtung hinzudeuten scheint. In dem Vorwort zur zweiten Auflage heißt es dann ausdrücklich, der Verfasser habe seit der Herausgabe der ersten

vier bedeutende »Erziehwerke« gelesen, nämlich die Bücher von Schwarz, Niethammer, Graser und Herbart. Aber just von den gleichzeitigen pädagogischen Autoren wäre ein nennenswerter Einfluß an bestimmten Stellen schwerlich nachzuweisen. Also nicht auf einen solchen Nachweis ist es im Folgenden abgesehen: auch da, wo von Zusammenhang und Einfluß nicht die Rede sein kann, wird eine Gegenüberstellung mit jenen andern dazu dienen, das Bild unseres Autors um so deutlicher hervorgehen zu lassen. Und mehr als seine Theorie wird dem Leser immer seine im höchsten Maße eigenartige Persönlichkeit bedeuten. Ist die Levana ein Buch geworden nicht für die Schicht der Berufspraktiker, nicht für die Organisatoren, nicht für die systembedürftigen Geister, nicht für revolutionäre Bedürfnisse, so doch für einen großen Kreis warm fühlender und ernsthaft strebender Menschen, denen an der Klärung und Vervollkommnung ihres Tuns gelegen ist, die Gewissen genug besitzen, um sich auch dem nachwachsenden Geschlecht gegenüber verantwortlich zu fühlen. Ihnen hat ein Dichter mehr sagen können, als ein Philosoph es könnte oder ein Staatsmann oder ein systematisch geschulter und schulender Fachmann.

2.

Der Beginn mit R o u s s e a u erscheint selbstverständlich, und am längsten müssen wir wohl bei ihm verweilen. Ob es leicht sein wird, die Vergleichung der Levana mit dem É m i l e ohne Verwirrung durchzuführen? Der Reichtum beider Bücher selbst steht im Wege. Versuchen wir denn vor allem eine Gegenüberstellung im Ganzen; halten wir uns zunächst vor's Auge, was den wesentlichsten Gedankeninhalt von Rousseaus im allereigentlichsten Sinne epochemachendem Werke bildet.

Die Kulturmenschheit bietet das Bild des Verderbens. Es bedürfte einer ganz andern Erziehung des jungen Geschlechts, um sie zur Natur und Gesundheit zurückzuführen. Aber dazu muß sich diese Erziehung vor allem dem Gang der Natur in der Entwicklung des menschlichen Kindes anschließen: sie kann nicht etwas für sich sein wollen, die Bildung des Menschen erfolgt durch das Zusammenwirken des

Einflusses »der Dinge«, der eigenen Natur und der menschlichen Erzieher, und ein Gegensatz zwischen diesen kann nur vermieden werden durch die rechte Unterordnung der letztgenannten. Es gilt also vor allem, Wesen und Entwicklung des Kindes — des Kindes überhaupt und auch des einzelnen Kindes — recht zu beobachten. Es gilt, seine Lebensrechte anzuerkennen, die bisher über der Betonung seiner Pflichten mißachtet worden sind. Auch muß die Erziehung sich als Ziel zunächst kein anderes setzen, als dem Leben des Zöglings als solchem zu einer gesunden Entwicklung zu verhelfen: leben zu können ist nötiger, als zu bestimmten Funktionen befähigt zu sein. Um rechtes Leben handelt es sich dabei, nicht um langes. Die in dem gegenwärtigen Stadtleben, in der Gesellschaft der Kulturmenschen gegebenen Bedingungen sind freilich äußerst ungünstig. Aber auch die Gewöhnung und Gesinnung der zur Erziehung zunächst Berufenen ist verderblich. Es fehlen die Mütter und auch Väter, die ihrer heiligsten Pflicht sich bewußt wären. Jetzt wäre die Durchführung einer richtigen Erziehung nur denkbar bei völliger Absonderung des Zöglings und eines sich ihm ganz widmenden, zugleich seine Aufgabe ganz beherrschenden Erziehers von der Kulturgesellschaft. In ländlicher Abgeschiedenheit müßte von der ersten Lebensstunde des Kindes an allen verfehlten Gepflogenheiten der üblichen Umgebung getrotzt werden.

Die rechte körperliche Behandlung verwebt sich mit der rechten seelischen, wie auch weiterhin Auferziehen, Erziehen und Unterrichten nicht eigentlich auseinanderfallen soll, sondern unter einheitlicher Leitung als einheitliche Tätigkeit erfolgen. Alles Böse in der jugendlichen Natur wird ihr erst anerzogen, kommt erst durch verkehrte Behandlung hinein, während diese Natur an sich nichts dem Guten Entgegengesetztes bietet, so wenig wie alle andern Gebilde der Natur. Also von Beginn des Lebens an keine unnötige Einschnürung, und auch weiterhin möglichst gar kein Druck und Zwang, kein Befehlen mit Forderung des Gehorsams, keine Versuchung oder Verführung zur Lüge (die von selbst nicht auftaucht), auch keine Hemmung der natürlichen Bewegungstriebe, keine

Bekämpfung der »Wildheit«, recht viel Gelegenheit sich zu tummeln, sich körperlich in diesem Stadium auszuleben. Andrerseits aber auch vom ersten Lebenstage an keine Verweichlichung und Verzärtelung, sondern eine Abhärtung wie sie den Kindern des Landvolks zuteil zu werden pflegt, nicht bloß um der körperlichen Kräftigung und Sicherung, sondern auch um der seelischen Widerstandskraft willen gegen alle die unausbleiblichen Schmerzen und Leiden des Lebens. Dazu ferner keinerlei Verfrühung, keine Maßnahmen zur Beschleunigung der geistigen Entwicklung. »Man lasse die Kindheit in den Kindern reif werden«. Überhaupt äußerste Zurückhaltung mit allen positiven Maßnahmen und Einwirkungsversuchen, keine Auferlegung bestimmter Pflichten und keine willkürlich bestimmten Strafen, sondern wesentlich Eingewöhnung und Beschränkung nur durch die natürlich gegebenen Schranken selbst, durch die Rückwirkung der Dinge. So denn auch kein verfrühtes Lernen, vielmehr gegenüber den herrschenden Einrichtungen ein Zurückschieben um mehrere Jahre, oder vielmehr ein Abwarten des hervortretenden Triebes und Wunsches zu lernen, der bei der dem Kinde angeborenen »curiosité« und gewissen Erfahrungen vom Wert des Könnens nicht ausbleiben wird.

Inzwischen ein reichliches Selbstlernenlassen, und allerdings auch eine möglichst planmäßige Schulung der Sinnesorgane, vielerlei Anschauung des Wirklichen, vielerlei Selbstversuchen, in einfach Technischem zumal, kein gekauftes künstliches Spielzeug, sondern nur das einfachste, möglichst selbstgefertigte, überhaupt aber grundsätzliche Anregung zum Selbsterfinden, Selbstentdecken. So denn auch nicht viel Buchlernen, kein Streben nach viel Kenntnissen, deren Fehlen niemals ein wirklicher Schaden ist, während alle Scheinerkenntnis ein sehr großer. Also möglichst immer Sachen, und vor allem nicht Worte statt Sachen, Sachen auch statt Zeichen, und viel Bilder statt fertiger Gedanken, Bildung des Urteils statt Erwerbung encyklopädischen Wissens. Keine Einführung in Wissensfächer, deren Verständnis das betreffende Alter noch nicht haben kann (wie das bei der Geschichte der Fall ist). Keine ungesunden Ziele und verkehrten Maßnahmen für das Erlernen der Sprachen; kein Wertlegen auf Deklamationskünste,

aber statt dessen ein gutes, klares, deutliches Sprechen; ordentliche Beherrschung einer Sprache statt des verfehlten Strebens, verschiedene zugleich frühzeitig zu handhaben.

Ferner aber auch kein verfrühter Versuch religiöser Unterweisung, kein Auferlegen eines bestimmten Bekenntnisses, sondern in einem gereifteren Jugendalter freie Wahl zwischen den Religionen. Eine geraume Periode überhaupt nur für die Bildung eines handelnden und denkenden Wesens, um dann erst ein fühlendes und liebendes zu bilden. Übrigens von früh auf wenigstens die eine große Norm, nie einem andern Wesen wehe zu tun. Weiterhin vor allem Erweckung des sozial-ethischen Interesses in der an sich dem Werden einer wertvollen Persönlichkeit gefährlichen Zeit der ersten Mannbarkeit. Dabei aber auch Vermittlung eines deutlichen Einblicks in die tatsächliche Verderbtheit der vorhandenen Gesellschaft, um zum Erstreben eines besseren Zustandes desto voller anzuregen. In diesem Sinne denn auch Absage an die gegenwärtige tiefe Kluft der sozialen Schichten: jedenfalls Erlernung eines Handwerks und damit Würdigung der körperlichen Arbeit sowie ihrer Vertreter. Zum Abschluß der gesamten Jugendbildung Reisen (mit viel Fußwanderung) zur Erwerbung echter Kenntnis der Menschen und Völker, ihrer Einrichtungen und der wahren Bedürfnisse, für die mit zu arbeiten Lebensaufgabe ist.

Dies alles wesentlich für die Erziehung eines Knaben und Jünglings. Für Mädchen sehr viel mehr Geltung der Sitte, der Form, Pflege der äußeren Erscheinung. Dazu leichte, auf das Schöne gerichtete Beschäftigungen, Entwicklung angenehmer Fertigkeiten, Sicherung im Moralischen, Verhütung der Leidenschaften, Erziehung innerhalb der gegebenen Religion, Erziehung ausdrücklich zu der sich unterordnenden Lebensgefährtin des Mannes.

Wenn wir von diesem, die weibliche Erziehung betreffenden und sich von der Originalität des Vorhergehenden weit entfernenden Supplement absehen, so sind mit dem Obigen die positiven Gedanken Rousseaus in möglichster Kürze wiedergegeben, diejenigen, auf denen der unzweifelhafte Wert seiner Theorie beruht. Was sich an Übertreibungen

und Widersprüchen, was an Unmöglichem und Willkürlichem, an Starrem oder Spitzfindigem, an willkürlich Optimistischem oder eigensinnig Pessimistischem darum rankt und dazwischen schiebt, braucht hier nicht berührt zu werden. Jean Paul, der Rousseaus Werk so überaus hoch stellte, hat eben vor allem das Große darin groß zu nehmen gewußt. Ob er wirklich den »Geist der Erziehung« Rousseaus als solchen anzuerkennen hatte, oder ihn zu übernehmen vermocht hätte, ist eine andere Frage. Daß es nur »einzelne Regeln« seien, in denen er ihn als irrend erkannt hätte, entspricht doch nicht seiner tatsächlichen Stellung zu dem berühmten Protestler. Welches also ist in Wirklichkeit diese Stellung des deutschen Autors zu dem französischen Vorgänger?

Wenn man alle erzieherische Tätigkeit als eine entgegenwirkende, unterstützende und übertragende gliedern kann, und wenn man Rousseaus Theorie in Beziehung auf diese drei Linien der Betätigung im Auge behält, so zeigt sich alsbald, daß Jean Paul in der Tat den großen Grundsätzen seines Vorgängers allerwärts zustimmt. Er stimmt ihm vorab auch darin zu, daß die Erkenntnis der Natur des Kindes viel weniger leicht sei und viel allgemeiner fehle als man denke. Und dem mangelnden Verständnis entspricht auch nach seiner Überzeugung die Menge des den Kindern zugefügten Unrechts, der ihnen ohne Not bereiteten Leiden. Zurückhaltung mit Eingriffen und Maßnahmen anstatt des naiven Übereifers oder gar der natürlichen Herrschaft der Erziehenden predigt er, wenn nicht mit gleich schroffen Worten, so doch mit ähnlicher Bestimmtheit. Mit Gebieten, Verbieten und Strafen sich gehen zu lassen, ist erzieherische Inferiorität. Pas trop gouverner ist der negative Ausdruck einer sehr positiven Norm. Die Erweckung übler seelischer Regungen durch ungeschickte pädagogische Behandlung (einer lähmenden Furcht z. B., namentlich aber der Lüge) wird nicht minder verurteilt. Andrerseits gilt es — darin stimmen wiederum beide überein — sich nichts vom Kinde abtrotzen zu lassen: Notwendigkeit soll es kennen lernen, unerschütterliche Schranken seines Willens empfinden, auf unabänderliches Ja oder Nein stoßen — und durch diese Unabänderlichkeit Zufriedenheit lernen.

Daß die Grundlagen der Gemütsbildung schon in der ersten Frühzeit des Lebens gelegt werden, ist beiden Autoren eine gleich wichtige Überzeugung. Und ebenso, daß die Beeinflussung des körperlichen und des seelischen Lebens namentlich in dieser Frühzeit aufs engste verflochten sei. Interesse widmet der Seite des physischen Lebens namentlich für die grundlegende Lebensperiode Jean Paul kaum minder als Rousseau. Etwas Willkür oder Eigensinn findet sich dabei hüben wie drüben. Man denke an Rousseaus hartnäckiges Fernhalten der Ärzte und an Jean Pauls zuversichtliche Empfehlung leichterer alkoholischer Getränke! Abhärtung ferner ist die Losung hier wie dort, leichte, lose Kleidung, bloße Füße und dergleichen, aber alle diese Maßnahmen nicht etwa bloß um der Sicherung des äußeren Lebens, der Gewinnung einer derben Gesundheit willen, sondern um auch innerer Verzärtelung vorzubeugen, um für das Leben mit der Menge seiner Leiden tauglich zu machen. Besondere Veranstaltungen zum Ertragen von Schmerzen oder zur Bewährung von Mut scheinen denn auch dem deutschen Autor empfehlenswert.

Wichtiger noch ist die Übereinstimmung, sofern ein zeitiges Denken an bestimmte praktische Lebensziele zurückgewiesen wird und die Entwicklung zum voll gesunden und lebensfähigen Menschen für geraume Zeit der allein bestimmende Gesichtspunkt sein soll. Dabei ist denn das Vertrauen auf eine wertvolle Selbstentfaltung hier wenigstens ähnlich groß wie dort. Und Übereinstimmung herrscht ausdrücklich wieder in der Schätzung und Schonung der schaffenden oder erfindenden Phantasie, in der Abwehr des Luxus, z. B. bei den Spielsachen. Dem Glauben des Franzosen an die Triebkraft der natürlichen *curiosité* steht dann bei Jean Paul die Schätzung des geistigen Bildungstriebes gegenüber, und wie jener immer wieder gegen das Übermitteln von Wissen eifert, von Wortwissen zumal anstatt der Anschauung von Sachen, wie er keine Unwissenheit für eigentlich nachteilig erklärt, sondern nur den Irrtum oder das Zuwissenglauben, so folgt ihm wiederum Jean Paul mit allerlei ähnlichen Protesten, wie z. B. gegen die gelähmten Allwisser ohne Gegenwart des Geistes, die Erben aller möglichen fremden Ideen, die aber nicht

ihrerseits Erblasser werden, und auch ihm ist das Nichtwissen nicht schlimm, nur das Nichtstun. So setzt sich denn die Übereinstimmung noch auf mancherlei besonderen Gebieten fort, bei der Würdigung von Sprache gegenüber Sprachen, bei der erzieherischen Behandlung der gefährlichen Übergangsjahre, insbesondere der Anregung des sozial-ethischen Interesses, und noch anderem.

Natürlich bleibt unserm deutschen Pädagogen auch an allen diesen Punkten doch Eigenart genug; und so kann man an einer Reihe fernerer Punkte finden, wie er Rousseau zwar nahe kommt, aber doch seine Eigenart bestimmter erkennen läßt. An Klagen und Anklagen gegen die Menschenwelt wie sie ist oder geworden ist fehlt es ja auch bei ihm nicht; aber darum fällt ihm doch Kultur nicht zusammen mit Verderbnis; er sieht mehr, wie sehr sie unter dem Ideale bleibt, als wie sich von der Natur entfernt habe, was ihr an Liebe fehlt und an Ernst oder an innerer Stärke; es ist auch mehr nur die gegenwärtige Generation, die strenges Urteil herausfordert, während er für die vorhergehenden Zeiten gern prächtige (deutsche) Männer und Frauen annimmt. Er hat ganz recht, die Luft der großen Städte dem moralischen Gedeihen ungünstig zu finden, und seine gelegentlichen Klagen über Maulmenschen, über die Herrschaft der bloßen Worte, denen gegenüber Taten sich sehr vermissen lassen, und alle Äußerungen dieser Art mögen an Rousseau erinnern. Indessen welcher Idealist hätte nicht die Wirklichkeit anzuklagen! Aber was den einen bitter macht, macht den andern nur traurig, und während der eine umzustürzen trachtet, möchte der andere vielmehr erlösen, erheben, läutern, zurechtlenken. So ist denn Jean Paul auch durchaus nicht dafür, daß man die Jugend mit pessimistischen Vorstellungen von der Mitmenschheit erfülle; mindestens von den Menschen des nächsten allgemeinen Lebenskreises, des Wohnorts also, sagt er das ausdrücklich, und im übrigen geht es aus dem ganzen Geiste seines Buches so hervor. Auch will er (nach den Schlußbetrachtungen des Werkes) von keiner Verzweiflung an der Zukunft wissen, wenn man ihr die Jugend wohl vorgebildet übergebe: er setzt dafür

keine tiefgehende Revolution voraus, sondern nur treue Hingebung.

Und darum möchte er die tatsächlich Erziehenden lieber von ihrem Gebrechen heilen, als sie ausscheiden und ersetzen. Er spottet nicht weniger als Rousseau über das reichliche Wortemachen ohne die Wirkung des Gestaltens, und das Auseinanderfallen der Linien des Aufziehens, Erziehens und Lehrens kann ihm kaum weniger als jenem mißfallen: er hat aber wohl noch eine tiefere Vorstellung von der inneren Einheit, wenn er will, daß man den Zögling vielmehr Bildling nenne. Der Begriff des Bildens oder der Bildung ist eben ein spezifisch deutscher, damals zur Blüte gekommen und seitdem (wenn auch nicht sehr ernstlich) festgehalten, während die Ausländer ihm bald mehr von dieser Seite, bald von jener nur nahekommen. Für Jean Paul, der Herder persönlich und innerlich so nahe stand, war die Erfassung und Vertretung dieses Begriffes besonders natürlich. Er konnte aber auch weniger als Rousseau geneigt sein, den Zögling ganz unter die Hand des zwar zurückhaltenden, aber unfehlbar sicheren Erziehers zu bringen, unter dieser Hand eigentlich werden zu lassen: daß die Natur des ersteren der Einwirkung des letzteren immer Widerstand leisten kann, ja darf, erkennt er ausdrücklich an. Er spricht auch gelegentlich von Unarten, von solchen nämlich, die man nicht zu schwer zu nehmen brauche, weil sie mit den Jahren von selbst vergingen: wenn man bei Rousseau etwas dem Begriff Unarten Ähnliches überhaupt finden will, so wird dergleichen jedenfalls in bestimmten Momenten durch die weisen Maßnahmen des Erziehers überwunden. Und wenn ferner der letztere gelegentlich statt bestimmten Geheißes bloßen Rat seinem Zögling gegenüber anwenden will, so hat auch Jean Paul eine Ablösung des Gehorchens, indem er zuweilen Wunsch und Bitte an die Stelle von Befehl und Auftrag treten läßt: wiederum doch eine recht charakteristische Verschiedenheit. Daß üble Rückwirkungen verkehrten Tuns als unausbleiblich empfunden werden sollen, ist ein weiterer Punkt, in dem beide Schriftsteller übereinstimmen: aber daß diese Rückwirkungen nur die natürlichen Folgen der Handlungen sein dürften, daß der Begriff der

Strafe als einer persönlich verhängten schwinden soll, ist doch nur Rousseaus, des Naturalisten, Anschauung. Das Recht des jugendlichen Spieles konnte, einmal voll erfaßt und anerkannt, von verständigen Pädagogen nicht wieder verkannt werden, und Jean Paul widmet dem Wesen des Spieles und seiner Befürwortung ausgedehnte Betrachtungen: aber ihm ist das Spiel nicht bloß Bedürfnis der Natur und Mittel zur Übung von Kräften, er denkt vielleicht zu allermeist an die Wirkung auf das Gemüt: das Spiel ist ihm die Poesie der Jugend, und daß es zu seiner eigentlichsten Entfaltung erst in der Gemeinschaft kommen könne (deren der Rousseausche Normalzögling entraten muß), kann jener keinen Augenblick verkennen.

Wie ist es ferner mit der Grundstimmung des jungen Zöglings eben während der Periode seiner Erziehung? Dem Kinde in der Obhut Rousseaus soll eine Menge von Druck, Zwang und Unlust erspart bleiben, worunter die anders erzogenen so allgemein leiden: es kann sich seines Lebens, seiner Kräfte, seiner freien Bewegung freuen. Aber das ist gewissermaßen doch nur eine negative Unterlage für Zufriedenheit oder Frohsinn. Wenn Jean Paul »Freudigkeit« als das vor allem Wünschenswerte für das seelische Leben namentlich der Frühzeit bezeichnet, wenn er Heiterkeit den Himmel nennt, unter dem alles Gute gedeiht, so meint er natürlich mehr als jenes Unbehindertsein in dem Sichausleben; er denkt sicherlich an freundlichen seelischen Rapport, an ein Überströmen der frohen Liebe oder liebenden Freude, woran bei Rousseau schwerlich ein Gedanke ist. Und so fügt Jean Paul ja ferner zu der »Erregbarkeit« des Kindes als entgegenkommende Kraft den »Kinderglauben«, also das innewohnende Bedürfnis, sich auch innerlich an die nahen Erwachsenen zu lehnen und deren Bestes vertrauend in sich zu saugen. Auch Rousseau setzt voraus, daß sein Zögling jederzeit ihm als Erzieher vertraue; aber er denkt dies Vertrauen doch wesentlich durch sein Verhalten zu erwerben; angeborene Bedürfnisse des Gemüts lassen sich bei Emil nicht spüren. Wenn ferner Rousseau seinem Zögling als elementare moralische Norm den Grundsatz einflößt, niemals einem andern Wesen wehe zu tun,

so hat Jean Paul wieder weit positivere Anregungen: es soll Achtung vor allem Leben eingeflößt, soll alles Lebende in einem großen Zusammenhang gesehen, der allwaltende Gott darin erblickt, alles Leben heilig gehalten werden. Daß unseres Dichters bekannte Tierliebe in ihm auch hier besonders lebhaft mitspricht, wird uns nur sympathisch sein; den Romanen liegt ein derartiges Empfinden überhaupt ferner.

Und so würde sich weiterhin bei der Besprechung der Lüge wieder ein gemeinsamer Boden mit dennoch recht ungleicher innerer Stellung dazu ergeben. Wichtig genug ist die Angelegenheit dem einen wie dem andern; aber jener glaubt Lüge durch korrektes erzieherisches Verhalten überhaupt mit Sicherheit fern halten zu können, dieser kennt das junge Menschenkind besser und ist mit sich und andern Erziehern zufrieden, wenn sie neben der rechten Vorsicht der rechten Gegenwirkung mächtig sind. Natürlich liegt auch eine Auffassung wie die von der Stählung des Körpers als des Panzers der Seele außerhalb der Gedankenwege Rousseaus; denn sie setzt die Aussicht auf Krieg und Kampf innerhalb der Persönlichkeit, setzt Gefahren für die innere Selbstbehauptung voraus. Einer der interessantesten Züge in Rousseaus Erziehungsplan ist es, daß in Emil kein Ehrgeiz großgezogen werden, daß er nur angeregt werden soll, sich mit sich selbst, seinen heutigen Standpunkt mit dem gestrigen zu vergleichen, um über sich selbst hinauszuwachsen, ein Grundsatz übrigens, mit dem er bei fast allen seinen Landsleuten Ablehnung findet. Deutschen Pädagogen hat die Weckung des Ehrgeizes nie so nahe gelegen wie den Romanen, denen sie übrigens aus dem Altertum vererbt ist, und soweit in deutschen Schulen doch davon Gebrauch gemacht worden ist oder wird, steht das ebenfalls unter dem Einfluß fremder, zum Teil humanistischer Gepflogenheit. Man kann natürlich in der Ablehnung zu weit gehen, ein gewisser rigoroser Idealismus treibt wohl dazu. Jean Paul, der sich dahin erklärt, daß die Weckung des Ehrtriebs nicht zu scheuen sei, daß er aber vor egoistischer Enge bewahrt werden müsse, und daß freilich alle dem Zögling gezollte Anerkennung nur als weiterer Ansporn wirken solle, kommt darin Rousseau immerhin nahe, aber wieder ohne mit

ihm ganz zusammenzustimmen. Er berührt sich mit ihm noch an einem ganz andern Punkte: den künstlichen Veranstaltungen, durch welche Emil zum Verständnis von Begriffen (wie Eigentum) oder zum Wunsche des Lernens oder zur Berichtigung seiner Vorstellungen geführt wird, entspricht bei Jean Paul wenigstens eine, jedenfalls nicht glücklicher erdachte, nämlich der bestellte Überfall im Walde als Schule des Mutes: hier ist das gemeinsame Schicksal ein ablehnendes Kopfschütteln der Leser.

Nun könnte man weiter die Betrachtungen Jean Pauls über die Pflege des Schönheitssinnes mit dem Kapitel bei Rousseau über den Geschmack und dessen Bildung zusammenstellen, man könnte das beiderseitige Verhältnis zur Erlernung der Muttersprache und fremder Sprachen auf die Verwandtschaft der Anschauungen hin untersuchen, und noch manche Einzelheit. Die Rousseausche Tendenz, allen planmäßigen Unterricht um viele Jahre hinter den üblichen Zeitpunkt zurückzuschieben, konnte natürlich (obwohl damals einige deutsche Familien in ehrerbietiger Gläubigkeit sie buchstäblich befolgt haben) ein seiner Verantwortung sich bewußter pädagogischer Autor nicht übernehmen, und wenn Jean Paul auch Verfrühung hie und da zu bekämpfen Anlaß nimmt (bei noch nicht zugänglicher Poesie z. B.), so nehmen sich doch seine Forderungen äußerst bescheiden aus gegen die seines Vorgängers, sofern er nur für das »erste Jahrfünf« kein planmäßiges Lernen zugesteht, um diesen Zeitraum der stillen Selbstbelehrung zu überlassen. Hierbei denkt er denn offenbar sehr auch an innerliche Prozesse, nicht bloß an das praktische Vertrautwerden mit umgebenden Dingen und den eigenen physischen Kräften.

Nun enthält die Levana ja auch einen umfassenden Abschnitt über die wünschenswerten Eigenschaften eines rechten Hofmeisters, und daß hierbei der unfehlbare Leiter des vornehmen jungen Emil nach seiner ganzen Art, seine Aufgabe anzuschauen und aufzufassen, nicht außer acht bleibt, kann man von vornherein annehmen. Wenn wir denn lesen, daß der Hofmeister nicht immer allgemeine Gebote geben, nicht viel Worte machen, nicht den Zögling die stete Abhängigkeit

fühlen lassen, nicht immer starke Gegenmittel gebrauchen, dem Zögling möglichst viel Freiheit lassen soll, auch, daß gelehrt machender Unterricht nicht das Wichtige sei, daß keine weibische Bangigkeit wegen der physischen Gesundheit walten solle, so können wir in alledem Rousseau wiedererkennen. Mehr unserm Autor eigentümlich ist es, wenn des Hofmeisters Gemütsart und Grundstimmung besprochen wird, wenn bei ihm eine Verbindung von »Genossenschaft mit Zuredsamkeit« gefordert wird oder von unwiderruflicher Strenge mit ernster Freundlichkeit, und namentlich wenn es heißt, daß er »nicht Dämpfer der Stärke« sein, daß er kräftigen und Kraft gewähren lassen soll.

Auch zwischen den beiderseitigen Ansichten über Mädchenerziehung ist Verwandtschaft nicht zu verkennen. Indessen an eine Abhängigkeit Jean Pauls von Rousseau wird man dabei doch kaum denken können. Unser Autor, der sich bei dieser Gelegenheit über die weibliche Natur überhaupt in längeren Betrachtungen ergeht, der sich als einer der allerfeinsten Kenner dieser Natur stets erwiesen hat, spricht eben auch über weibliche Erziehung durchaus aus seiner eigensten Beobachtung und seinem innersten Fühlen heraus. Übrigens hat innerer Unterschied zwischen deutschen und romanischen Frauen nie gefehlt, und sofern er im achtzehnten Jahrhundert innerhalb der vornehmen Stände zurückgetreten sein mochte, war zu Jean Pauls Zeit und in seiner Welt neue Selbständigkeit doch wohl im Werden. Immerhin kommt dieser unser Autor doch auch hier soweit mit Rousseau überein, als das geistige Bildungsziel recht bescheiden gesteckt wird, Tüchtigkeit im Hauswesen für alle sozialen Stufen große Aufgabe bleibt und Gegenwirkung gegen drohende Ausartung eine große Rolle spielt, hier bei Jean Paul also gegen die schweifende Phantasie, gegen Stimmungen, Launen, Furcht, Zerstreutheit, Heftigkeit; von dem Bedürfnis, die gefährliche Sinnlichkeit zu überwachen und einzudämmen, haben von je die romanischen Pädagogen mehr gehandelt. Daß das Mädchen wesentlich für den Mann erzogen werden soll, diese Rousseausche Ansicht tritt doch bei Jean Paul nicht mehr auf: dazu schätzt er den Wert des Weibes an sich viel zu hoch. Und während er ihm

gerne die sogenannte Eitelkeit läßt, ja dieselbe rechtfertigt, ebenso seinen jungen Jahren sehr viel Scherz, Lachen und Heiterkeit gönnt, sieht er doch ein großes Ziel darin, die weibliche Kraft neben dem weiblichen Sinn zu bilden, glaubt durchaus nicht, daß Begriffliches dem Gefühl schaden müsse (wenn er auch dem Lehrhaften auf dem sittlichen Gebiete kaum Kraft zutraut), und blickt eben doch in einigen Punkten schon über die Schranken seiner Zeit hinaus (unter anderm mit der Polemik gegen die üblichen weiblichen Handarbeiten), jedenfalls aber entschieden über die Schranken, welche auf diesem Gebiete Rousseau in seiner Lebenssphäre und seinem persönlichen Empfinden und Erleben fand.

Schon wiederholt mußte nun darauf hingedeutet werden, wie durch alles Gemeinsame und Unterschiedene hindurch sich doch ein anderer Geist, gewissermaßen eine andere innere Fundamentierung verrate. Wenn Jean Paul Rousseaus Anregungen geflügelte Samenkörner nennt, die also gewissermaßen durch die Luft weit hinaus in die Lande getragen wurden, um anderswo, namentlich in Deutschland, »eingeackert« zu werden, so mußte natürlich dieser andere Boden (der doch seine eigene Beschaffenheit und seine Art von Fruchtbarkeit hatte) etwas abweichenden Pflanzenwuchs seinerseits hervorgehen lassen. Als ein ganz besonderes Beet aber innerhalb dieses Gesamtbodens muß doch wohl die tiefe Seele Jean Pauls gelten. Wie ganz anders steht er im Grunde zum Leben, zur Menschheit, zum Endlichen und zum Unendlichen! Wie reiche und auch weiche Akkorde ertönen gegenüber dem klaren und etwas scharfen Saitenklang Rousseaus!

Gleich von Anfang an sieht er das Leben des einzelnen Kindes in den großen Zusammenhang des Menschheitslebens gestellt, und eine Bedeutung für die Fortentwicklung dieses Gesamtlebens erkennt er auch dem unscheinbaren Einzelnen zu. Und ebenso würdigt er von Anfang an beredt die Macht der Umwelt oder der Gesamtheit über die Gestaltung des Individuums. Von seinem Standpunkt aus ist doch die Entwicklung des jugendlichen Menschen mehr noch ein originelles Werden, als (trotz dem gelegentlichen Ausdruck »Bildling«) ein Dirigiertwerden nach sicherem Plan und mit sicherem Ergebnis.

So sehr Rousseau auch die zur Selbstentwicklung berufene Kraft anerkennt, ja in den Vordergrund stellt, die Anschauung Jean Pauls von den vielen in dem noch starr scheinenden Wesen des Kindes ruhenden »Frühlingskeimen«, oder von der Tätigkeit des Erziehers als einem bloßen Aussäen »auf reinen weichen Boden«, schließt doch eine ganz andere Würdigung des natürlichen Reichtums, des selbständig eigenartigen Werdens, der möglichen Mannigfaltigkeit ein. Jean Paul sieht nicht das Kind, den Knaben, den Jüngling, sondern eine Fülle von Kindernaturen nebst ihren weiteren Entwicklungsstadien — auf welche letzteren er allerdings weniger ernstlich und vollständig oder doch zusammenhängend eingeht, als Rousseau dies (sehr verdienstlicher Weise) tut. Ihn bekümmert nicht die immer bleibende Unberechenbarkeit der individuellen Entwicklung, ihn freut der Reichtum der Wirklichkeit, die Verschiedenheit der schlummernden Begabung; an einen abstrakten jungen Normalmenschen, der die Natur schlechthin repräsentiert, ist bei ihm kein Gedanke. Und ungefähr ebenso wenig an einen so einseitigen und kühlen Anschluß des jungen Lebens, wie dort die Anschmiedung an den einen Erwachsenen, den Erzieher.

Hier ist gleich von vornherein von der Bildung eines schönen Herzens die Rede und von den Banden der Liebe, die es umgeben und umstricken sollen, und für das ganze erste Jahrzehnt des Lebens steht eigentlich die Bildung des Gemütes im Vordergrund — wenn nicht der Besprechung selbst, so doch sicher der Schätzung des Autors. »Liebe um Liebe« ist auch weiterhin die Losung, die für die Entwicklung des besten Menschlichen ausgegeben wird. Und damit die Jugend der Zukunft entgegengehen, damit sie gegen die »Zeit« mit allen ihren niederziehenden Einflüssen stehen könne, soll sie ausgerüstet werden mit den dreifachen Kräften des Willens, der Liebe und der Religion — was entschieden etwas anderes und Tieferes ist, als des Rousseauschülers bloße Unabhängigkeit und Orientierung über die Verkehrtheit der Kultur- und Gesellschaftsmenschen, oder auch die Übernahme richtiger sozialer Begriffe. Wie bei der Forderung der Gemeinsamkeit der jugendlichen Spiele besonders auch an die Wirkung auf

die ethische Entwicklung gedacht ist, so hat überhaupt das Sittliche — nicht in nüchtern praktischer, sondern in idealer Fassung und Begründung — für Jean Pauls Erziehungsplan so zentrale Bedeutung wie für seine eigene menschliche Persönlichkeit und seine Dichtungen. Über das Verhältnis von Sittlichkeit und Religion bietet er schöne Gedanken, und von dem in der Menschenbrust sich regenden Gewissen spricht er als von »dem früh von der menschlichen Natur empfangenen Gottmenschen«. Wie oft auch zum Zerrbild geworden und als Zerrbild uns entgegentretend, ist es doch das Ebenbild Gottes, das Jean Paul — nicht aus gläubiger Gewöhnung, sondern aus persönlichster Empfindungsweise — in dem Menschenkinde sucht und sieht.

Und dann sein Gedanke von dem idealen Preis- oder Hochmenschen, von dem harmonischen Maximum der gegebenen Anlagen, von dem individuellen Ideal, das als solches mit der Individualität gegeben ist, das gefunden oder empfunden oder verwirklicht werden soll: das alles führt weit hinweg von Rousseau. Bei diesem findet sich nichts von einer bestimmten, zeitigen, persönlichen Zielsetzung; es findet gewissermaßen nur eine Vorschulung des Willens statt, aber eine Erfüllung mit praktischen Ideen, mit hochgelegenen Strebenszielen kommt nicht in Frage, oder doch erst spät hinterher. Jean Paul aber will durchaus schon dem Knaben »eine das Herz durchwurzelnde Idee« geben, ihn früh zu zusammenhängendem Wollen erziehen, zu höchsten Zielen aufschauen lassen, ihn gewöhnen, sein vor ihm liegendes Leben als einen Raum für die Durchführung planvoller Tätigkeit zu betrachten. Und wie viel zu solchem Ergebnis die unmittelbarste persönliche Übertragung, gewissermaßen die Transfusion von Begeisterung, Ehre, Liebe und allem sonstigen Hohen wirke, ist ihm voll gegenwärtig. »Leben zündet sich nur an Leben an«. Hofmeisterliche Korrektheit aber, Verständigkeit, Weltkenntnis, Selbstbeherrschung ist schwerlich Leben in diesem Sinne.

Dabei würde dieser mit dem Zögling zusammengeschmiedete Erzieher notwendig das tun, was Jean Paul mit Recht als durchaus unzulässig bezeichnet, nämlich den Zögling

zu seinem eigenen Spiegel gießen und schleifen wollen. Und dies führt auf weitere, schroffere Äußerungen unseres Autors gegen die Theorie seines so hoch verehrten Vorgängers. Daß er die Möglichkeit oder moralische Zulässigkeit der Opferung des erziehenden Mannes für die Zwecke des einen Kindes zurückweist, will noch nicht viel besagen, weil es zu selbstverständlich ist. Aber er spottet auch darüber, daß Rousseau »bloß ein Sonnengöttchen in die Schule nehme«. Ja er spricht es aus, daß wirkliche Erziehung sich überhaupt nicht an einem einzelnen Kinde durchführen lasse. Dann aber die tiefgehende Verschiedenheit gegenüber der religiösen Erziehung, die Zurückweisung der Einführung in die Religion auf begrifflichem Wege, die Empfehlung frühen Anschauens der Symbole und der Äußerungen religiösen Lebens, das Wort von der träumend im Kinde schlafenden religiösen Metaphysik, die Überzeugung, daß alles Heilige früher sei als das Unheilige, daß der Mensch eigentlich nicht zum Höchsten hinaufkomme, sondern von da herab und erst dann wieder empor! Dazu namentlich auch die Bedeutung des Ich in der Psychologie des Verfassers, die Auffassung Gottes als des Ur-Ich oder Ur-Du, die innige Beziehung des ersteren zu diesem! Und von diesem Standpunkt aus kein bloß verständiger Moralunterricht, aber Verbindung zwischen Poesie und Religion (wie denn auch die Religion selbst als die Poesie der Moral bezeichnet wird).

Sehr bestimmt tritt, wie schon berührt, ein Gegensatz zwischen beiden Schriftstellern hervor da, wo Jean Paul sich über Rousseaus Forderung äußert, daß die Strafen sich nur als natürliche Folgen des Tuns oder Lassens darstellen sollen: eine Ablehnung dieses Grundsatzes ist überall als selbstverständlich anzunehmen, wo man wirklich an ethische Normierung des Lebens denkt und an innere Autoritäten für das Leben glauben lehren will. Weniger tiefgreifend wird der Unterschied erscheinen, daß Jean Paul der von Rousseau sorgsam ausgedachten Gymnastik der Sinnesorgane, diesem »Frühgymnasium der Sinne«, seinen Beifall versagt; er tut das jedenfalls ganz bestimmt, und offenbar will er auch hier dem natürlichen Werden oder der freien Selbstbildung den

rechten Raum lassen, übrigens wohl auch die Schulung äußerer Kräfte nicht allzusehr bevorzugen vor der Pflege innerer Anlagen. Ein Punkt von tiefster Bedeutung wäre es weiterhin, daß Jean Paul gelegentlich von den beiden Polen des Herzens, dem bösen und dem guten, spricht, was denn zu des Franzosen Glaubenssatz von der unzweifelhaften natürlichen Güte einen scharfen Gegensatz bedeuten würde. Aber Jean Paul spricht sich eben nur gelegentlich so aus, und diese Äußerung liegt etwas außerhalb des Zusammenhanges seiner Gedanken; daß ein Kind nie für zu gut oder unschuldig gehalten werden könne, wie er an anderer Stelle sagt, klingt sehr abweichend und geht eher über Rousseau noch hinaus, der mit seinem *tout est bien sortant de la main de l'Auteur des choses* doch nur eine Art von Nichtverkehrtheit, von ethischer, aesthetischer, natürlicher Neutralität behauptet hatte. Etwas schwankend bleibt aber Jean Paul in dieser ganzen Frage, was hier vielleicht besser ist, als wenn er allzu entschieden wäre. Die große Erkenntnis ist unserm Dichterpädagogen nicht entgangen, daß Rousseau zwischen dem Naturmenschen und dem Idealmenschen nicht recht unterscheide, weil beide »gleichmäßig vom Säkularmenschen abliegen«. Und auch daß Rousseaus rein negative Erziehung nicht bloß mit der Wirklichkeit, sondern auch mit sich selbst in Konflikt komme, diese einschneidende Kritik hat unser Autor rückhaltslos geübt.

So tief verschieden also erweisen sich beide Geister. Ist es nötig, dafür einen kurzen Ausdruck zu suchen? Soll der eine trotz seiner besonderen Stellung zu der geistigen Bewegung seines Jahrhunderts als Rationalist gekennzeichnet werden, der andere gemäß seiner Zeit und Art als Romantiker? Richtiges wäre damit angedeutet, aber doch nicht bestimmt Zutreffendes. Stehen sich Verstandesmensch und Gefühlsmensch gegenüber? Auch eine solche Charakteristik wäre viel zu einfach, um nicht schief zu sein. Man nehme die Differenz der Nationalität, der Zeit (vierzig Jahre sind manchmal wenig und manchmal gewaltig viel), der äußeren und inneren Stellung im Leben und zum Leben, der wohlverständlichen Grundstimmung: immer bleibt noch viel rein

Individuelles. Daß Jean Paul mit so dankbarer Verehrung auf den großen Vorgänger blickt, ist ein sympathischer Zug mehr in seinem Wesen: er hat eben das Bedürfnis sich zu begeistern doch in vollerem Maße, als dasjenige sich zu ereifern. Rousseau hätte vor allem mit Molières Alceste ausrufen können: Ereifern will ich mich! Er hat die Leidenschaft seiner Idee, Jean Pauls Bedeutung liegt in dem weiten Blick des Herzens [1]).

3.

Nächst Rousseau könnten die deutschen Philanthropinisten für unseres Autors pädagogische Anschauungen erhebliche Bedeutung gewonnen haben. Denn die von ihnen vertretene Bewegung, von so bescheidenem Umfang und meist flüchtigem Bestand auch ihre praktischen Gründungen waren und so gering man sie alsbald unter neuhumanistischem Einfluß zu bewerten pflegte oder noch pflegt, war in Wirklichkeit breiter und mächtiger als es hinterher den Anschein

1) Noch ein anderer französischer Autor von großem Ruf und originaler Erziehungstheorie ist in den Gesichtskreis Jean Pauls getreten. Das Werk des Helvétius *De l' Homme* soll das erste französische Buch gewesen sein, das der junge Richter zu lesen bekam. Seinen Namen nennt er später denn auch wiederholt in seinen Schriften (die Levana nicht ausgeschlossen), aber doch nur, um seiner Antipathie gegen den philosophischen Standpunkt dieses Franzosen Ausdruck zu geben. Vielleicht stünde übrigens die Theorie des Helvétius von dem Beruhen alles tatsächlichen Menschenwertes auf den »Leidenschaften« nebst der Notwendigkeit von deren Belebung auch durch die Erziehung nicht so ungeheuer weit ab von dem Standpunkt Jean Pauls, insofern bei dem französischen Begriff der »passions« keineswegs an Unedles in erster Linie zu denken ist, vielmehr jedes feurige und schwungvolle Fühlen und Streben dahin gehört und es auch für Helvétius jedenfalls auf den Gegensatz gegen den Glauben an die Wirkung schulmäßiger Wissens- und Verstandesbildung ankam. Anregen und inneres Beleben im Gegensatz zum Übermitteln und Einschulen ist ja auch Jean Pauls Ziel; da, wo er von der Schonung und Pflege jeder »Kraft« spricht, gelten ihm sichtlich auch Leidenschaften als Kräfte Gleichwohl ist ihm dieses Maß von entfernter Verwandtschaft nicht zum Bewußtsein gekommen und es darf auch hier ein weiterer Wert nicht darauf gelegt werden.

hatte. Außerhalb der Schulwelt selbst haben viele der Besten ihnen Interesse und Beifall gezollt, und man muß nicht um ihrer Übertreibungen und Irrtümer willen alle ihre Tendenzen verurteilen. Vieles davon lag in den Anschauungen der Zeitgenossen, im Geist der Zeit überhaupt, und so hat ja, wie oben berührt, auch der junge Richter in seiner Schulpraxis sich ihnen zum Teil sehr genähert. Aber manche Übereinstimmung kann man noch weiterhin bei ihm beobachten, nicht nur in der lebhaften Bekämpfung überlieferter Gepflogenheiten, sondern, was tiefer geht, in der wohlwollenden Beurteilung der jugendlichen Natur und ihrer berechtigten Bedürfnisse als Ausgangspunkt für die gesamte pädagogische Stellungnahme. Es war eben doch wie eine große Entdeckung, die Feststellung dieser natürlichen Rechte der Kindheit und Jugend durch Rousseau, die seitdem nicht wieder verloren gehen konnte, so wenig oder doch fast so wenig wie ein früher unbekanntes Stück Land auf dem Globus oder eine wissenschaftlich erkannte Kraft der Natur. Und darin namentlich, in der Begünstigung einer freien Entfaltung der Jugend anstatt der so reichlichen Hemmung und Unterwerfung oder der bloßen Eingliederung und Ausstattung, sind die Philanthropinisten Rousseaus Jünger. Gewiß ist ihre Betrachtungsweise oberflächlicher, sie sind theoretisch und praktisch mit den Problemen leicht fertig, sie ringen nicht um Erkenntnis, es scheint ihnen das Wahre und Rechte auf der Hand zu liegen und nur von großer Torheit verfehlt worden zu sein. Das ist doch nicht der Geist, der aus Rousseaus bitteren Anklagen spricht. Aber auch Jean Paul ist nicht spießbürgerlich genug, um mit ihnen im gleichen Ton zu reden.

Die radikale Theorie Rousseaus übrigens geben sie mitunter in voller Schärfe wieder. Salzmann schreibt: »Man lasse das Kind immer seinen eigenen Willen tun, so wird es gut werden«. Und daß »Ungehorsam, Halsstarrigkeit, Eigensinn, Trägheit, Unordnung, Eitelkeit« nur durch die Eltern hervorgerufen werden sollen, stimmt ebenfalls zu Rousseau oder überbietet ihn. Ähnlich an anderer Stelle: »In Wirklichkeit ist der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern meistenteils bei Vater und Mutter zu suchen« — wobei nur

an deren Maßnahmen oder Beispiel, nicht etwa an Vererbung zu denken ist. Das scheint denn auch zu Jean Pauls Äußerung zu passen, daß nie ein Kind für zu unschuldig und gut gehalten werde könne. Aber dieser Optimismus gehört eben zur Stimmung jener Generation im ganzen, er ist ein Stück der Zufriedenheit der Zeit mit sich selbst, hängt mit dem Gefühl der Selbstbefreiung aus den Banden des Dogmas und der ganzen finsteren Tradition zusammen. Den Glauben an die Erbsünde hat man entrüstet von sich geworfen; gerade Salzmann kann nicht absprechend genug darüber urteilen. Und den Glauben an die Macht verständiger Prinzipien, sauber überlegter Maßnahmen hegt man andrerseits sehr bestimmt. Ist doch Kant eigentlich der Vollender dieses Glaubens. So geradlinig sind die Wege Jean Pauls nicht. Aber in der Verurteilung, auch Verspottung der Prinziplosigkeit der gewöhnlichen Erzieher trifft er mit den Philanthropen ganz zusammen.

Wie Salzmann auf den Widerspruch hinweist zwischen dem, was die Eltern von den Kindern zu fordern pflegen, und dem, was sie sich selbst gestatten, oder auf ihr Übersehen der Untugenden bei guter Laune und strenges Ahnden derselben bei schlechter, so erinnert das sehr an gewisse witzige Ausführungen Jean Pauls über die Inkonsequenz dieser natürlichen (allzu natürlichen) Erzieher. Und Basedow, der angesichts der groben Gesamtverfehlung alsbald die Menschheit zur Abhilfe aufruft oder doch alle Menschenfreunde, hat nur noch pathetischere Töne und verspricht zugleich als zuversichtlicher Prophet neue, sicher wirkende Mittel und Wege der Erziehung. Doch auch in der gerührten und bitteren Klage über all das unnötige Leid, alle die unverdienten Qualen, die der Kinderwelt in der Vergangenheit zugefügt worden seien, sind die Philanthropen Jean Pauls Vorgänger; Salzmann vergleicht unter diesem Gesichtspunkt die Kinder mit den verfolgten Christen der ersten Jahrhunderte und sieht in den Eltern ihre »Unterdrücker«.

Entsprechend der von allem Pessimismus so weit entfernten Auffassung der jugendlichen Natur gestalten sich dann die Grundsätze der Behandlung. »O dürfte ich nicht von Strafen reden!« ruft Basedow aus, und Jean Paul schreibt

bekanntlich: »Strafen — kaum will mir dieses unkindliche Wort aus der Feder!« Dem einen wie dem andern scheinen sie eben jedenfalls ganz entbehrlich in weitaus den meisten Fällen, wo sie angewandt zu werden pflegen. Das System der anregenden Belohnungen, mit dem die Philanthropen die wünschenswerte Einwirkung zu erzielen gewiß waren, kehrt natürlich in Jean Pauls Theorie nicht wieder: weder hat er es auf eine feste Organisation überhaupt abgesehen, noch wäre er dazu Schematiker genug. Daß auch ihm positive Anregungen das Wesentliche sind und Maßnahmen der Gegenwirkung ganz in den Hintergrund treten sollen, braucht nicht nochmals ausgeführt zu werden. Reiz vielmehr als Zwang: so drücken es Trapp und seine Freunde gerne aus. Strafen nur als natürliche Rückwirkung verfehlten Tuns eintreten oder erscheinen zu lassen, hat im Anschluß an Rousseau Basedow empfohlen und Salzmann eine Zeit lang praktisch versucht, um dann doch die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens zu erkennen und es fallen zu lassen, wie ja auch Jean Paul in diesem Punkte nicht mit dem Genfer geht. Darin stimmen jene eben doch mit unserm Autor zusammen, daß von einer innigeren persönlichen Verbindung zwischen Erziehenden und Zöglingen, inniger auch ohne unlösliches Miteinander, von einem freundlichen seelischen Verständnis auch des nicht verstandesmäßig zu Fixierenden der rechte Einfluß und Erfolg erwartet wird. So ist denn z. B. das persönliche Verhalten nach einer notwendig gewordenen Bestrafung ein Thema, das Basedow mit ähnlichem Interesse erörtert wie später Jean Paul. Auch wird das, was Jean Paul als Freudigkeit zur Grundstimmung dem Leben gegenüber gemacht haben und möglichst früh begründet sehen möchte, nicht eigentlich zusammenfallen mit dem Frohsinn, den die Philanthropen der Jugend durch möglichstes Vermeiden von Zwang und Druck und durch ein freieres Sichausleben sichern möchten; jener denkt dabei offenbar etwas Innerlicheres, Unabhängigeres; aber die Berührung ist hier doch wieder deutlich.

Wirkliches Verständnis des jugendlichen Wesens gesucht, zur Beobachtung im Ganzen und Einzelnen immer wieder angeregt zu haben, ist ein der Gruppe um Basedow ent-

schieden anzurechnendes Verdienst. Salzmann spricht von dem reinen Genuß, der aus solcher Beobachtung zu ziehen sei und dem er kaum irgend einen aus Kultur oder Kunst zu ziehenden Genuß vergleichen will. Und Trapp, der Theoretiker, betont, daß »anthropologische Beobachtungen« bis jetzt durchaus nicht angestellt worden seien, daß das Feld derselben unendliche Ausbeute gebe, daß nur sie Grundlage für richtige Grundsätze werden könnten — womit er also schon das Programm der heutigen Kinderpsychologie vorausnimmt. So dürfe man »der Jugend ihr unstetes, flüchtiges Wesen nicht übel nehmen«; ihr Hang zur Untätigkeit sei nur scheinbar, bedeute nichts Positives, sondern nur Ermüdung; welche Bedeutung die rechte Abwechslung zur Vermeidung der Ermüdung habe, sieht er völlig richtig. Schon für die früheste Kindheitsentwicklung beweist auch Basedow Interesse, und die Bedeutung der Einwirkung in dieser frühesten Zeit konnte man nach Rousseau schwerlich mehr verkennen. Die ganze körperliche Seite behauptet ihre große Wichtigkeit: »gesunde und frohe, verständige und gute Menschen zu bilden«, ist das Ziel nach Salzmann, und den Körper gesund zu erhalten soll nach ihm den Inhalt der ersten Wissenschaft, ja des ersten Katechismus für Kinder bilden. Abhärtung ist selbstverständlich die Losung, und die Mittel dazu ähnliche wie bei Rousseau — und wie bei Jean Paul. Das ist eben ein Stück der natürlichsten Reaktion gegen die Unnatur in Kleidung und Körperpflege, die die ganze vorhergehende Periode beherrschte.

In den Vordergrund des Interesses tritt bei den Philanthropen gleichwohl der Unterricht und die Organisation des Schullebens. Während für dieses eine Vergleichung mit Jean Paul überhaupt nicht in Frage kommt, hat er über den Unterricht immerhin Winke genug gegeben, die die Eigenart seiner Auffassung kennzeichnen. Um einzelnes hervorzuheben, so trifft er in dem Tadel über langweilige Zergliederung des literarisch Schönen mit Trapp zusammen. Seine Empfehlung der Pflege der »Erinnerung« neben der des »Gedächtnisses« findet eine Art von Vorgang in Basedows Dringen auf das Behalten von Sachen (neben dem oder anstatt desjenigen von

Worten), das planmäßig und stufenweise geübt werden soll. Und gegen das Vorwalten des Wortmäßigen im Unterricht überhaupt, gegen die Versäumnis des Sachlichen hatte sich natürlich jeder selbständigere pädagogische Denker zu wenden. Wie viel »Abscheu und Trübsal« der Wortunterricht den Schülern aus vielen Generationen bereitet, wie viel Schaden der »pedantische Hang« zum bloß Sprachlichen angerichtet habe, darüber klagt Basedow wieder und wieder, und Jean Paul denkt bekanntlich nicht wesentlich anders. Der Muttersprache eine rechte Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden vor derjenigen fremder Sprachen, ist ihm so wichtig wie jenem. Freilich, gegen eine gewisse Bevorzugung der Naturgeschichte macht er eine sehr absprechende Bemerkung, die auf die Salzmannsche besondere Wertschätzung dieses Faches sich beziehen könnte, wahrscheinlicher aber doch auf die Praxis minder schätzbarer Geister, um so mehr, als er der Naturgeschichte anderswo auch warme Worte widmet. Natürlich würde er auch, obwohl der Verfrühung abhold, nicht so leichtherzig ein Lerngebiet wie die lateinische Sprache um viele Jahre zurückschieben lassen, um es dann in kürzester Frist zu übermitteln. Er würde nicht Wunderdinge von der »abkürzenden Methode« erwarten, nicht auf die Auferlegung jeglichen Memorierens verzichten (wie das die Philanthropen wenigstens von Anfang an wollten), er würde nicht für grundsätzliches möglichstes Leichtmachen des Unterrichts gewesen sein, ein Ziel, das für jene durchaus im Mittelpunkte stand. Das Lernen zum Spiel werden zu lassen und zugleich das Spiel vielfach in den Dienst des Lernens zu stellen, das hätte seinem Sinne nicht entsprochen: er wußte das Spiel unmittelbar zu würdigen und sah in ernstlicher Anstrengung der Kraft eine unerläßliche Seite der Personenbildung. »Das Notwendige leicht, das Angenehme zugleich nützlich zu machen«, diese Formulierung Basedows gehörte nun schon einer innerlich überwundenen Anschauungsweise an, ebenso wie der dort im Vordergrund stehende Gedanke an »gemeinnützige Erkenntnis« als das eigentlich zu Erstrebende.

In dem Betonen des Gemeinnützigen, dem immer wieder hervorgekehrten Gesichtspunkt der »öffentlichen Wohlfahrt«

bei den Philanthropen mag man nun einen besonders tiefen Unterschied zwischen ihnen und Jean Paul finden. Kein Zweifel, dieser ist in seiner Erziehungslehre Individualist, er denkt an die möglichste Vollendung des Einzelnen, nicht an größere soziale Verbände und die Eingliederung in diese. Nicht als ob ihm der Gedanke an Vaterland und Menschheit fern läge: die letztere umfaßte von je sein reiches, liebendes Herz, und das erstere gewann im Laufe seines Lebens für ihn mehr und mehr Bedeutung; in der Levana kommt diese schon hinlänglich zum Ausdruck. Aber sein inneres Verhältnis zu der nationalen oder zu sonstiger sozialer Gemeinschaft, und ebenso das der nach seinen Ideen zu Erziehenden, ist nicht einfach das der brauchbaren Gliedschaft: so sehen es die nüchtern verständigen Philanthropen an. Wenn Jean Paul bei den Seinigen vor allem oder über allem eine liebende Seele entwickeln will, wenn er zumeist still enthusiastische Naturen — nach seinem Ebenbilde übrigens — im Sinne hat, so wird aus deren Reichtum und Wärme etwas wie soziale Gesinnung oder »Patriotismus« (im Sinne Basedows) von selbst sich ergeben, etwas Derartiges oder Besseres: das Tiefere schließt das Oberflächlichere mit ein. Für die Gesamtheit fühlen ist etwas Höheres als nur mit ihr fühlen. Die edelsten Individuen sind doch die besten Bürgen des Wertes der Gemeinschaft. Das Interesse der letzteren ist nicht am besten da gesichert, wo es am beständigsten betont wird.

Nun verbindet sich bei den Philanthropen mit der Hingabe an das Wohl der Gemeinschaft (wofür sie eben den Ausdruck Patriotismus anwenden, auch wenn sie bloß an ein engeres bürgerliches Ganze denken) der Gedanke an die »Glückseligkeit« dieses Ganzen. Oder genauer: »Verbindung der öffentlichen und der individuellen Glückseligkeit« ist die Losung, ist das letzte Ziel der Erziehung. Durch die Aufnahme des Begriffs der öffentlichen oder allgemeinen Glückseligkeit erscheint das Ziel des individuellen höchsten Behagens geläutert, geadelt. Von einem derartigen Ziel überhaupt abzusehen, erschien diesen eudämonistischen Philosophen als eine Selbsttäuschung, wie es den Eudämonisten von heute so erscheint. Wie stark diese Strömung in der zweiten Hälfte

des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt war, ist bekannt. Die philanthropinistischen Pädagogen stehen damit nicht eigentlich für sich, sie übernehmen nur, was fremde Philosophie in Fluß gebracht hat, und es macht ihnen Vergnügen, sich auch in diesem Punkte von der Gebundenheit der jahrhundertelangen Überlieferung, von dem starren kirchlichen Idealismus, befreit zu fühlen. Aber nicht lange, so ward doch auch diese Seite der Aufklärung von neuen Geistern überwunden. Und Jean Paul, den an Kant gerade die Unbedingtheit der sittlichen Forderungen angezogen hatte und der selbst seinem innersten Wesen nach nicht mit unidealen Rücksichten paktieren konnte, erweist sich eben auch in seiner Erziehungslehre als ganz entschiedener Gegner des Eudämonismus. Man fühlt, wie er auf diese Schicht von Gegnern herabsehen zu dürfen sich bewußt ist. Und Geringschätzung klingt auch aus seinen Andeutungen über Moralunterricht und über Übermittlung der Religion auf dem Wege der Belehrung heraus.

An diesem oder jenem Einzelpunkte zwar kommt er auch hier noch mit Basedows Schule überein: seine Religiosität bleibt unabhängig von kirchlich-konfessioneller Fassung, wie die Philanthropen eine allgemein religiöse Einführung der besonderen kirchlichen Unterweisung wenigstens vorausschicken, und zwar so, daß es ihnen auf jene wesentlich ankommt; der Ausschluß jeder Art von Intoleranz ist für den einen so selbstverständlich wie für die andern. Aber diese letzteren bauen eben vor allem auf Belehrung, oder auf ein regelmäßiges Erinnern an die Abhängigkeit von der Vorsehung, auf planvoll abgestufte Begründung einer religiösen Überzeugung. Indem Jean Paul die Einführung in die Religion durch Beweise aufs bestimmteste ablehnt, tritt er Basedow entschieden entgegen. Und der eudämonistische Charakter reicht natürlich auch hier herein — wie auf entsprechender Grundlage die philanthropinische Sittenlehre ruht. Daß diese selbst, eben als Lehre, einen Hauptteil ihrer erzieherischen Weisheit ausmacht, versteht sich. Von einer Tugendlehre mit Beispielsammlung, von zurechtgemachten moralischen Geschichten wird Entscheidendes erwartet. Allem Wunderbaren in der

erzählenden Jugendliteratur ist man naturgemäß abhold. Neben der Belehrung, die zum Teil auch den Zweck der Abschreckung verfolgt, werden sonstige stark wirkende Mittel der Abschreckung gelegentlich gesucht und empfohlen. Daß unter den Tugenden, zu denen erzogen werden soll, die Tapferkeit mit voransteht, mag wiederum an Jean Paul erinnern, und daß der (früh zu erzielende) Gehorsam nicht fehlt, daß das Kind doch auch Autorität kennen lernen und sich ihr unterwerfen soll, verbindet beide gegen Rousseau. Im ganzen ist es mehr eine Reihe nebeneinander gestellter Tugenden, die die Erzieher dort sich zum Ziel für ihre Zöglinge setzen, während Jean Paul es weit mehr auf Einheit des sittlich wertvollen Wesens absieht und eigentlich nur Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Liebe und etwa Reinheit auseinanderstellt. Aber freilich, jene haben immer praktische Organisation im Auge gehabt, dieser wesentlich nur die Anregung der rechten erzieherischen Gesinnung. Und so gehen die beiderseitigen Leistungen nach der formalen wie der inhaltlichen Seite sehr erheblich auseinander.

4.

Der Gruppe der Philanthropinisten stellt man die der Neuhumanisten gegenüber, wenn anders die Bezeichnung als Gruppe für diese zulässig ist. Denn zu der philanthropinischen verhält sich die neuhumanistische Bewegung wie ein ruhig mächtiger Strom zu einem schmalen, springenden Gebirgsbach. Sie ist denn auch zeitlich etwas älter und hat jene ganz überdauert. Schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit Johann Matthias Gesner anhebend, durch Ernesti, Heyne, Friedrich August Wolf besonders weitergeführt, hatte sie zur Zeit von Jean Pauls Mannesalter ihre volle Höhe (wenn auch nicht ihre größte Breite und praktische Herrschaft) erreicht und hatte auf einen weiten Kreis gerade auch der Besten eingewirkt; stellt man doch unsere edelsten klassischen Dichter gerne mit in diesen Kreis. Als allgemeine Strömung durchdrang sie eben die Zeit, und daß Jean Paul von ihr unberührt geblieben wäre, ist natürlich ganz ausgeschlossen. Aber es würde doch eben die ältere

Gestalt des Neuhumanismus sein, die in ihm Widerhall fand, die etwa, wie sie durch Gesner vertreten wurde. Die allmähliche Entwicklung, zur Herrschaft der Philologie in der Jugendbildung, und zumal die Gestaltung in der Wirklichkeit der Schulen, konnte ihm wenig sympathisch sein. Allerdings hat jene ältere Erscheinungsform mit der philanthropinischen Sinnesart mehr gemein als man denkt. Den Zögling durch die Studien zu einer Art Glückseligkeit zu führen, war der gelegentlich mit ausgesprochene Gedanke; neben diese Art von Eudämonismus trat dann freilich das Ziel der allgemeinen inneren Vervollkommnung, eines zu verwirklichenden höheren Menschentums.

An die Wirkung des Unterrichts oder der Studien in diesem Sinne wird zuversichtlich geglaubt. Man liest die Alten und immer wieder sie, weil man dadurch »Umgang pflegt mit den größten und edelsten Seelen«, weil man »schöne Gedanken und nachdrückliche Worte« sowie auch »gute Maximen« aus ihnen gewinnt. Den Begriff der Herzensbildung hat in der Tat schon (oder noch?) Heyne; aber mit ihr gleich voll fällt der »Geschmack« ins Gewicht. Wolf geht bis zur »Erhöhung aller Gemütskräfte zu einer schönen Harmonie des äußeren und inneren Menschen« als Ziel der neuhumanistischen Erziehung, wobei man den Begriff Gemüt in der ganzen, weiten Fassung des damaligen Sprachgebrauchs zu nehmen hat. Wer sollte einem solchen Ziele nicht freudig beistimmen? Auch kommt Weitherzigkeit in Beziehung auf den zu gestaltenden Lehrplan vielfach zum Ausdruck. Es wird das Recht der Muttersprache von Gesner bis Wolf im Grundsatz wenigstens anerkannt und Versäumnis ihrer Pflege getadelt, ohne jedoch daß eine kräftige Pflege und eine würdige Stätte darum für sie gesucht worden wäre. Es erhält die Mathematik als Ergänzung der (alten) Sprachen grundsätzliche Wertschätzung. Die physische Seite der persönlichen Ausbildung will schon Gesner nicht ungewürdigt lassen. Das jugendliche Spiel wird nicht ganz vergessen; allerdings denkt derselbe Gesner dann doch alsbald mehr an geistiges und geistübendes Spiel als an das körperliche Bewegungsspiel mit seiner allgemeinen, lebenerhöhenden Wirkung, sodaß man sich doch

wieder bei Quintilian angelangt fühlt, der stets maßgebenden Autorität der alten Humanisten.

Und diesen sind ihre neueren Jünger doch auch darin nahe geblieben, daß sie sachliche Belehrung zumeist aus Büchern, aus den griechisch-römischen Autoren, aus den Autoritäten einer vergangenen Welt ziehen lassen. Daß aesthetische Bildung nach ihnen ganz wesentlich aus der poetischen Lektüre, der antiken natürlich, gezogen werden soll, wird weniger anfechtbar erscheinen und wenigstens hat diese Anschauung sich auch weiterhin behauptet. Wenn sie von der erfreulichen Wißbegierde der Jugend reden (dieser *insatiabilis quaedam sciendi cupiditas*), so denken sie doch durchaus an das Wissenwollen aus den Büchern, eine Beschränkung die man ja ganzen Generationen anerziehen kann. Dem grundsätzlichen Leichtmachen des Lernens waren die älteren Neuhumanisten nicht fremd; später freilich änderte sich die Stellung sehr. Interesse für die gegenwärtige Welt und ihre Kultur liegt den bekannten Vertretern der Richtung ziemlich gleichmäßig fern, Interesse für die Natur jedenfalls weitaus den meisten. Daß die körperliche Erziehung bei Wolf auf Unterwerfung des Körpers durch den Geist, auf den Gehorsam des ersteren gegen den letzteren, auf seine Entwöhnung von allen eigenen Ansprüchen hinausläuft, ist ein mehr interessanter als anmutender Abschluß der neuhumanistischen Entwicklung. Auch von der sich zwischen Lehrer und Schülern bildenden Liebe ist gelegentlich die Rede und gedacht wird dieselbe (von den Späteren jedenfalls) wesentlich als ein Zusammenstimmen in der gleichen Begeisterung, ein sich Einleben miteinander auf dem Gebiete gleicher Erregungen. Als Jünger wird der Zögling dem Meister lieb werden, nicht schon als Menschenkind mit seiner gewinnenden Natur.

Das liegt denn also weit ab von der Stimmung und dem Standpunkt Jean Pauls. Von dem, was dort festgehaltene Überlieferung ist, hat er sich ganz emanzipiert, und das, was neu oder erneuert ist, wäre für ihn zu einseitig. Die Übereinstimmung reicht etwa so weit, wie Entgegenstehendes negiert und bekämpft wird: gegen frühe Nützlichkeits- oder Brauchbarkeitsrücksichten stellt sich ein unabhängiges Bildungs-

ideal, gegen stoffliche Ausstattung die Anregung edler Kräfte, gegen äußerliche Zusammensetzung des Bildungsstoffes die Pflege eines lebensvollen Zentrums[1]). Und so läßt es sich schließlich auch begreifen, wie er mit einem Autor persönlich sympathisieren konnte, der den neuhumanistischen Standpunkt mit einer sonst unerhörten Schroffheit und Leidenschaft vertritt, so daß seine Urteile über die anders Gerichteten als in hohem Maße unbillig und seine positiven Aufstellungen als großenteils ganz unhaltbar seitdem wohl allgemein anerkannt sind. Dies ist Immanuel Niethammer mit seinem 1808 erschienenen Buche über den »Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts«, einem Werk, das freilich erst für die zweite Auflage der Levana in Betracht kommen konnte, aber in der Vorrede zu dieser auch ausdrücklich als eins von den wenigen genannt wird, die der Verfasser der Levana inzwischen gelesen habe. Für Niethammer fallen eigentlich Humanismus und Humanität oder Humanitätsbildung zusammen (wie solche Gleichsetzung auch sonst nicht selten geübt worden ist); dieser Humanität steht bei ihm nichts gegenüber als die »Animalität«, und diese ist nicht fern von der »Bestialität«. Nichts anderes aber ist es, was Niethammer in den Tendenzen der Philanthropen sieht, was ihm überhaupt die Zeit zu beherrschen scheint und was ihn mit der äußersten Entrüstung erfüllt. (Daß kein Geringerer als Kant sich zu jener Bewegung äußerst freundlich gestellt hatte, brauchte ihn ja nicht gerade in seiner Meinung irre zu machen; Kants eigene, 1803 von fremder Hand veröffentlichte Pädagogik mit ihrer Unterscheidung der erziehenden

---

1) An das bekannte, auch oben angeführte Urteil Gesners vom Wert des Verkehrs mit jenen edelsten Menschen (denen des Altertums) erinnert ein gelegentliches Wort Jean Pauls, daß von guten Menschen hören so viel sei als unter ihnen leben und daß Plutarchs Biographien tiefer wirken als die besten Lehrbücher der Moralphilosophie. Andrerseits hat er sich in der Unsichtbaren Loge ausdrücklich gegen Heyne gewandt, insofern dieser die Lektüre der Alten zu formaler Geistesbildung dienen lassen wolle. Der ganze dortige, dem 16. Sektor angehängte Abschnitt ist für des Autors Stellung zum humanistischen Unterricht, wenigstens in dieser seiner frühen Zeit, kennzeichnend.

Tätigkeit als Wartung, Disziplinierung, Zivilisierung, Moralisierung atmet in der Tat wesentlich den Geist des damals abgelaufenen Jahrhunderts.) Und mit dem allgemeinen Geiste werden geradezu auch alle einzelnen Stücke der philanthropinischen Theorie verurteilt, ja möglichst an den Pranger gestellt.

Nach Niethammer will man jetzt die Jugend planmäßig der Barbarei entgegenführen. Durch grundverkehrte Erziehung werden die Kinder hingeopfert, nicht weniger schlimm als wenn sie dem Moloch überantwortet würden. Anstatt Weltweisheit sucht man jetzt bloße Erdweisheit. Gegen alles Geistige, Ideale richtet sich der Haß dieser jetzigen Menschen. Man versinkt in Gemeinheit, anstatt Adel der Denkart zu suchen. Die herrschende Tendenz auf das Praktische ist durchaus verderblich. Soll doch auch Religion zum gemeinen Moralismus herabsinken, Christentum zum Eudämonismus! Das Wort Rousseaus und seiner Nachbeter: »Nicht Worte, sondern Sachen!« ist ganz verkehrt: den wertlosen Realien sind die allein wertvollen Idealien entgegenzustellen. Sprache und Worte sind die Erscheinungsform des Geistes. Nur das Leben der Ideen bedeutet allgemeine Bildung. Nur das Unsichtbare ist das wahrhaft Sehenswerte. Das Naheliegende kann keine bildende Wirkung ausüben. Der Betrachtung von Naturgegenständen kann kein Wert beigemessen werden, besondere Übungen im Anschauen sind überflüssig und verkehrt. Reine Kontemplation ist ein Erziehungsmittel von ganz anderm Range. Das Unbedingte muß gebildet werden, dann ist die Bildung zum Bedingten mit gegeben. Den alten Sprachen und Schriftwerken muß die höchste Begeisterung fort und fort gelten; Hippokrates ist noch jetzt der beste Arzt und Naturforscher. Das Trachten nach encyklopädischem Wissen kann nur mit sehr groben Ausdrücken beurteilt werden. Ebenso ist künstliche Acceleration durchaus vom Übel. Der angefochtene Pedantismus ist es gerade, der Großes in der Welt geschaffen hat. Unlust der Jugend zum Lernen ist gerade ein Beweis, daß man erzieherisch das Rechte getroffen hat. Mit Schwerem muß man beginnen, nicht mit Leichtem. Stimmungen haben kein Recht, berücksichtigt zu werden.

Anstrengung des Geistes kann dem Körper nicht leicht nachteilig werden.

Wie also konnte zu diesem Programm, das richtige Gedanken durch übertreibenden Ausdruck anstößig macht und Unhaltbares bis zum Erstaunlichen dazwischen mengt, das ganz von Leidenschaft eingegeben scheint und den Idealismus selbst in Mißkredit bringen muß, wie konnte Jean Paul dazu sich freundlich stellen? Es spricht hier, wie in ähnlichen Fällen so oft, die freundschaftliche persönliche Beziehung zwischen beiden Männern mit. Dann aber ist Jean Paul nicht der Mann, sich vom Einzelnen in einer fremden Geistesleistung Eindruck machen zu lassen: nur gewisse allgemeine Charakterzüge oder Tendenzen faßt er für seine Person auf, er assimiliert sich nur, was in seinem eigenen Wesen schon ähnlich vorhanden ist. Er vermag allerdings auch weit auseinander Liegendes zu würdigen, weil seine eigene Natur reich und beweglich ist, er auch keineswegs in allen Punkten einen unveränderlich festen Standpunkt einnimmt. Und so berichtet denn auch er selbst in jener Vorrede, was ihm an Niethammers Buch sympathisch sei: nämlich daß er »die formelle Bildung durch Sprache als die Bildung des Ganzen der materiellen durch Sachen als der teilweisen vorschickt«, daß er »den inneren Menschen mehr durch geistiges Arbeiten als durch geistiges Füttern stärken und stählen will«, daß er »der jetzigen Zeit« (mit ihrer verkehrten Verwendung von Bilderbüchern und Sachregistern) eine »schöne Feindschaft« widmet, daß er »die Bildkraft der Philosophie« »durch logisch-meisterhafte Darstellung« beweist oder sich selbst beweisen läßt. Man muß sich eben auch vorstellen, daß die allgemeinen Grundsätze der Philanthropen im einzelnen vielfach von unbedeutenden, vielleicht ziemlich fanatischen Lehrpersonen recht ungeschickt oder maßlos vertreten wurden. Und jedenfalls mußte die andere Seite der Dinge wieder zu gebührender Vertretung gelangen. Die Richtung auf eine zentrale Bildung statt einer peripherischen, auf grundsätzlich absolute Tüchtigmachung statt früh äußerlich abgegrenzter, auf Inanspruchnahme der Kräfte statt Anfüllen mit Lehrgut, auf ernste Zumutungen

statt verweichlichenden Leichtmachens: diese Richtung ist es, die Jean Paul teilte und die ihn hier anmutete.

5.

Gerne sieht man in einem Zusammenhang mit der neuhumanistischen Geistesbewegung auch Herder, auch Goethe und Schiller, sowie Wilhelm von Humboldt und andere der Edelsten. Und in der Tat, ganz loslösen davon dürfte man kaum einen der führenden Geister jener großen Periode. Wie tief darum freilich der Gegensatz sein konnte, dafür denke man an das innere Verhältnis von Goethe zu Friedrich August Wolf, an das »Aber«, das dem Urteil des ersteren »Ich schätze Wolfen unendlich« folgt, an das Gegenüber des reichen, weit aufgetanen, unmittelbaren, schöpferischen, liebenswürdigen Geistes mit demjenigen, der bei allen großen Gaben, Leistungen und Verdiensten eben doch jenen Eigenschaften wesentlich fremd bleibt. Aber wie ist es mit Herder, der doch auch über pädagogische Dinge viel nachgedacht und Treffliches so oft ausgesprochen hat, und seinem Verhältnis zu Jean Paul? Die innige persönliche Freundschaft und Verehrung, die beide einander widmeten, der ziemlich reichliche persönliche Verkehr, die Einigkeit im Geiste, die so oft zum Ausdruck kam, sollte sie nicht auch in den Gedanken des Jüngeren über Erziehung ihre Spur hinterlassen haben? Unter dem, was von Herder über pädagogische Fragen uns veröffentlicht vorliegt, sind das Wichtigste die in Weimar gehaltenen Schulreden, und diese werden seinem Freunde Jean Paul kaum bekannt geworden sein; mit dem Leben der Schulgemeinschaft beschäftigt sich dieser ja weiterhin auch garnicht. Doch das Einzige sind diese Reden ja nicht; und ohne daß wir auf einzelnes einzugehen brauchen: im ganzen ist der Geist Herders selbstverständlich auch auf diesem Gedankengebiete demjenigen Jean Pauls nicht fern. Der Begriff der Bildung als einer wirklichen Gestaltung und Entfaltung von innen heraus, Harmonie des Inneren und Äußeren, heiliger Ernst und edle Liebenswürdigkeit, Sinn für Echtheit des Persönlichen, Kraft unmittelbaren, lebendigen Fühlens, Religion als Leben und Begeisterung, stetes freies Einherschreiten hoch

über allem Gemeinen: das ist es doch wohl, was als Geist Herders sich bei jeder Berührung fühlbar machte und in seinen eigenen Gedanken über Erziehung wie in denjenigen Jean Pauls sich kund tut; hier bedarf es wirklich der Vergleichung im einzelnen nicht.

Und wenn wir nun, gewissermaßen den Strom aufwärtsschreitend, über Herder hinweg uns zu dessen großem Anreger Hamann wenden, so mögen wir geradezu überrascht werden von dem Zusammentreffen seiner pädagogischen Anschauungen mit denjenigen Jean Pauls an einer Reihe der wichtigsten Punkte. Zusammentreffen kann es natürlich nicht als etwas Zufälliges sein; daß Jean Paul sich als junger Mann eine Zeitlang in den Magus aus Norden vertieft hat, ist bekannt, und es ist vielleicht nicht zu viel behauptet, daß von keinem andern Geiste, höchstens Rousseau ausgenommen, auf ihn so viel übergegangen sei wie eben von Hamannn [1]). Schon die frühzeitig eingenommene Stellung unseres Autors zu allen bestimmmten philosophischen Systemen trotz der schönen innerhalb der einzelnen herrschenden Konsequenz erinnert an Hamann und dessen Stellungnahme, der mit seinem allgemeinen Systemhaß eben auch eine tiefe Abneigung gegen allen Formalismus in der Erziehung verband, dem alles zerlegende Denken etwas Minderwertiges war gegenüber einem kräftigen »Totalempfinden«, dem »ein Herz ohne Leidenschaft« nicht mehr wert schien als »ein Kopf ohne Begriffe«. Überhaupt darf man bei diesem intransigenten Bibelgläubigen und echten Pietisten darum weder die gewöhnliche Engherzigkeit noch den pietistischen Pessimismus suchen. Er besitzt eine Rousseau ähnliche Schätzung der Natur und Freude an dem echt Natürlichen, und wenn ihm freilich natürliche Religion ein »wirres Unding« heißt (ein Punkt also, in dem Jean Paul ihm sehr fern steht), wenn er will, daß die Kinder in erster Linie Christen werden und dann erst sonst etwas Schönes und

1) Eine jüngst unter Volkelt's Auspizien entstandene Leipziger Dissertation von K. Seiler stellt »Hamanns Bedeutung für die Pädagogik« in sehr dankenswerter Weise hin und ist für die obigen Ausführungen benutzt.

Gutes, so denkt er doch gar nicht an die ererbte Sündhaftigkeit der Kinder, spricht vielmehr gern von ihrer Unschuld, nennt sie gelegentlich »Muster und Engelbilder des unverdorbenen Menschentums und einer heiligen Natur in uns« und blickt auf die entschwundene Kindheit als ein verlorenes Paradies. Namentlich aber nimmt er in den Kindern einen latenten Bestand innerer Anschauungen und Kräfte an, die zu entfalten die Aufgabe der Erziehung sei, fordert zu diesem Zwecke vor allem Freiheit der Bewegung für die jugendlichen Individuen, gedenkt gern der möglichen genialen Beanlagung, weist nicht minder auf die geheimnisvolle Tiefe des Menschenherzens im Kinde hin und möchte andrerseits auch nicht, daß das Gefühl für das Wunderbare im Kinde erstickt würde, während es vielmehr unter höherem Gesichtspunkt sorgsam gepflegt werden sollte: jedenfalls alles Punkte, in denen wir Jean Pauls Überzeugungen wiedererkennen. Ja, auch dessen Wertung des Ich-Gefühls hat bei Hamann ihren Vorgang, dem die Gewißheit des persönlichen Daseins das Realste von aller Erkenntnis war, der des Cartesius bekannten Satz umzukehren wagte in *Sum, ergo cogito.* Und so klingt denn auch seine Stellung zur herrschenden Schulpraxis sehr an Äußerungen Jean Pauls an, seine Polemik namentlich gegen das Übermitteln von Gedächtnisstoff statt der Entwicklung von Kräften, im Zusammenhang mit seiner hohen Vorstellung vom Wert der kindlichen Menschenseele: Geschöpfe mit menschlichen Seelen in Puppen, Affen, Papageien oder noch Ärgeres zu verwandeln, schilt er als unverzeihliches Unrecht. Zugleich hat dieser Pietist — wie übrigens ähnlich schon andere große Pietisten, z. B. auch August Hermann Francke — einen ausgeprägten Sinn für konkrete Bedürfnisse des Lebens und der Erziehung zum Leben, wobei man denn an Jean Pauls Forderung des rechten Tat- und Weltsinns erinnert werden mag (obwohl dieser letztere weniger Realist ist als Hamann mit seiner hier ziemlich utilitarischen Tendenz). Noch allerlei einzelnes ließe sich dieser Gegenüberstellung anfügen, doch bedarf es dessen nicht, um das Verhältnis zu kennzeichnen — ein Verhältnis, das sicherlich nicht auf etwas wie zufälliger Übereinstimmung beruht. Offenbar hat

sich hier wirklich Jean Pauls Sinn an demjenigen jenes so eigenartigen Vorgängers entzündet — freilich doch nur, weil er in seinem Wesen die rechte Entzündbarkeit besaß.

Es ward vorhin im Vorübergehen Goethes Name genannt, und wer sich um die Geschichte der pädagogischen Ideen kümmert, hat immer Grund, sich auch mit des großen Dichters Ansichten vertraut zu machen. Was er über Erziehung gesagt und geschrieben hat, ist ein sehr beträchtliches Ganzes. Nach einem bestimmten inneren Zusammenhang zwischen ihm und Jean Paul auf diesem Felde zu fragen, wäre nach Lage der Tatsachen nicht berechtigt. Nur insofern etwa könnte die Frage auftauchen, als ein gewisser gemeinsamer Grund des Fühlens bei den hochgebildeten und nicht schlechthin ungleichen Zeitgenossen nicht vergebens gesucht zu werden braucht. Und in der Tat erweist sich die Stellung Goethes zu dem großen Problem der Erziehung als derjenigen Jean Pauls durchaus ähnlich. Spiegelt sich, wie selbstverständlich, auch hier die Verschiedenheit persönlichen Fühlens, so fallen doch die Grundsätze kaum auseinander. Natürlich ist das pädagogische Interesse und Verständnis auch bei Goethe ein Ausfluß seines reichen Interesses und Verständnisses gegenüber der Menschennatur überhaupt, aber zugleich doch auch Wirkung seiner Liebe zu allem natürlichen Sein und Werden, und ebenso seines weiten Blickes für die ewigen Bedürfnisse des Menschengeschlechts. Seine, das ganze Leben hindurch (und namentlich schon verhältnismäßig früh) bewährte Liebe zur Kindheit hat, abgesehen etwa von der Wertherperiode, aber vielleicht selbst in dieser, einen frischeren Zug als die fast etwas schwärmerische Jean Pauls; selbst mit jungen Prinzen ging er so warmherzig unbefangen um wie mit den Bauernkindern im Dorfe oder den Sprößlingen befreundeter Familien. (Von Bedeutung ist hier übrigens, daß Goethe und Jean Paul die feinsten Kenner auch der weiblichen Seele waren). Zu einem großen Verfechter also der Rechte der Kinderwelt ist auch Goethe geworden, trotz Rousseau und seinen pädagogischen Jüngern. Von Rousseau kam ja auch er her, aber er fand doch in der Brust sein eigenes Herz, das nicht erst von Theorien entzündet

wurde. In seiner späteren Zeit übrigens haben sich seine pädagogischen Ansichten weit von Rousseau und seinem Individualismus hinweg verloren; doch brauchen wir hier darauf nicht einzugehen: es würde sich innere Verwandtschaft mit Jean Paul dort kaum mehr erkennen lassen, dem der sozialethische Standpunkt als solcher fern blieb.

Daß es schwer sei, »von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen«, ist eine der eigentümlichsten und bezeichnendsten Äußerungen Goethes. Fülle also sieht er vor allem bei ihr, nicht, wie jener, Unschuld, Güte, Engelhaftigkeit, vielmehr Fülle des Möglichen, der Anlagen, aber auch Fülle des inneren Lebens, im Unterschied von der Zerteiltheit und teilweisen Leere bei den Erwachsenen. Anstößig ist ihm der Begriff der »Unarten«, den man so leicht bei der Hand hat. »Wir besitzen von Natur keinen Fehler, der nicht zur Tugend werden könnte, und umgekehrt«. Dem Dogma von der Erbsünde sollte man die Anerkennung auch einer »Erbtugend« gegenüberstellen. Daß das, was in einem gewissen Alter als Grausamkeit zu erscheinen pflegt, eine harmlose Erklärung (aus dem Trieb zur Betätigung und zum Versuchen) finde, ward von Goethe, wie seither von vielen andern einsichtigen Beobachtern, erkannt. Aber alles Verständnis der Jugend, alle Billigkeit, alle Liebe hält den gesund Fühlenden und reif Denkenden nicht ab, eine durchaus planvolle, mit Hemmung und Beschränkung verbundene Erziehung, und zwar von früh auf, zu fordern. »Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung sich spät aufdringt, gewinnt nur bittere Frucht«. Bedingung also oder Beschränkung im eigensten Interesse des Zöglings! Vielleicht denkt Jean Paul (der ja ebensowenig die Heranwachsenden weich betten, vielmehr ihnen recht Unbequemes zumuten will) etwas mehr an das Interesse der Menschheit, möglichst edle Mitglieder zu besitzen: aber im wesentlichen kommt es doch auch ihm darauf an, daß wertvoll Angelegtes sich überhaupt entwickle. Und sehr übereinstimmend finden wir wieder die Schätzung der Fröhlichkeit. Jean Pauls Worte darüber brauchen nicht nochmals angeführt zu werden; für Goethe ist es geradezu Hauptgrundsatz aller Erziehung, zu bedenken, daß »Fröhlichkeit die

Mutter aller Tugenden« sei. Und daß mit der Autorität zusammen die Liebe überall walten müsse, spricht auch er ausdrücklich aus. »Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr«. Daß »nichts ungeschickter« sei, als »viele Verbote, Gebote, Anordnungen«, sagt wiederum auch Goethe, und er fügt sehr schön und treffend hinzu: »Aber ihr (der Jugend) zu gebieten soll man verstehen«. So wird denn jegliche Jugendbehandlung verurteilt, die nicht schon »auf dem Wege beglückt«, sondern immer »auf das Ende hinweist«: ein Grundsatz, dem seit Rousseau sich kein denkender Erzieher zu verschließen wagte, während er früher kaum jemals lebendig geworden war. Auch das später von Goethe aufgestellte Ziel der »Erziehung zur Ehrfurcht« würde Jean Paul nicht unsympathisch gewesen sein. In allem also findet sich so viel Einklang zwischen diesen bei persönlicher Berührung so wenig harmonierenden Männern, daß Goethes überraschend volles Lob für die eben erschienene Levana doch um so leichter verständlich wird.

Weit schroffer als Goethe mußte eine Persönlichkeit wie Ernst Moritz Arndt unserm Jean Paul gegenüberstehen; und in der Tat hat jener an des letzteren Geist und Wesen gründlichen Anstoß genommen, ja sich leidenschaftlich ablehnend oder anklagend darüber geäußert. Wenn er klagt, daß man das gegenwärtige Geschlecht mit »verfluchter Weinerlichkeit« »flüggellos und zahm machen« wolle, oder über »triefende Ölkrüge im Mondschein der Empfindelei« spottet, so dürfte er an die große Gemeinde um Jean Paul bestimmt denken. Natürlich muß er dabei die Romane im Sinne haben, da es eine Levana noch nicht gab. Jene Urteile stehen nämlich in Arndts 1805 veröffentlichten »Fragmenten über Menschenbildung«, und auch auf dieses Werk wird einige Augenblicke hinübergeblickt werden dürfen, um durch vielseitige Vergleichung zu desto deutlicherer Wertung zu kommen. Wiederum nicht als ob Jean Paul Arndts Buch gekannt haben müsse, weil es ein Jahr vor dem seinigen da war, oder nach irgend einem Anzeichen gekannt zu haben scheine: wer selbst viel Gedanken hat, greift nicht leicht nach jeder neuen Lektüre.

Aber da auch Arndt sehr entschieden von Rousseau den Ausgang genommen hat, und da auch er die Philanthropen zurückweist, auch er von der Fülle seines Fühlens zum Denken über Menschenerziehung hingeführt worden ist, auch er allem rationalistisch nüchternen Wesen abhold das Recht der Unmittelbarkeit verficht: so ist ein gewisser gemeinsamer Boden immerhin gegeben.

Man kann sagen, daß Arndt dem großer Anreger Rousseau näher bleibt als Jean Paul, wie er andrerseits dessen Bildungsplane doch einen sehr heterogenen, von Plato her übernommenen, in kühner Weise anschließt oder aufsetzt. Eigenart jedenfalls bleibt ihm genug. Er hat die Stadien der früheren Kindheit, der reifen Knaben- und Mädchenjahre, des Jünglingsalters nicht bloß sehr bestimmt auseinandergestellt, sondern die einzelnen auf Grund liebender Beobachtung und verständnisvoller Sympathie nach ihrem Innenleben voller charakterisiert, als anderswo zu geschehen pflegt. Er widmet dem Knabenalter als solchem ein Wohlwollen und einen Schutz, wie diesem kaum sonst zuteil geworden ist. Er unterzieht alles Ideale, was in dem Jünglingsalter aufzuleben vermag, einer sorgfältigen Betrachtung, bei der man an die kurze, aber inhaltreiche Bemerkung Jean Pauls über das Schauen des persönlichen Ideals in den Jünglingsjahren erinnert werden mag. Aber er verfolgt doch zunächst das Leben des Kindes von seinen ersten Anfängen, ja Keimen an mit liebender Beobachtung, verficht seine Naturrechte, verteidigt den anscheinenden Eigensinn, die zeitweilige Gefühllosigkeit und anderes Vielbekämpfte, ist leidenschaftlicher Gegner jeder Verfrühung des Unterrichts, der in Wirklichkeit, statt früh klug, nur dumm und beschränkt mache, der den Verlust der natürlichen Fülle und Ganzheit bewirke, er will der Zeit bis zum zwölften Jahre vor allem nur die freie Bewegung und den frohen Lebensmut gewahrt wissen, schilt auf »die Karrenschieberei einer törichten Gelehrsamkeit«, möchte auch die Trennung der Lehrfächer lange hintangehalten haben und kommt in diesen Punkten mit seinem großen Vorgänger ziemlich überein. Daß Religion nicht in kirchlich umgrenzter Gestalt gelehrt, sondern als freies, heiliges Empfinden anerzogen werden soll, mag angefügt werden; daß

Abhärtung (übrigens doch keine der Natur und ihren Bedürfnissen trotzende) ein Stück der Erziehung sein, reichliches gymnastisches Spiel die Jugendperiode durchziehen soll, kann schon nicht mehr originell heißen.

Wichtiger ist — wenngleich auch nur ein schon vorhandenes Prinzip in persönlicher Formulierung — daß Erziehung überhaupt wesentlich ein Leiten sein soll an unsichtbarer Hand (kein Ziehen und Zerren), ein Aufmerken und Vernehmen, ein Erhalten des Menschlichen, ein Bewahren des kindlich Natürlichen. In dem optimistischen Glauben an das Ergebnis einer möglichst freien Selbstentfaltung geht Arndt vielleicht noch über seine Gesinnungsverwandten hinaus. Aber idealistischer als Rousseau und Jean Paul näher erscheint er damit, daß er doch von dem »Bilde aller Trefflichkeit und Schönheit« spricht, das bei der Bildung eines Menschen vorschweben soll, während ein elendes Zerrbild als Ziel aufzustellen zurzeit gewöhnlich sei. Jenes ideale Bild aber enthält keinerlei Gegensatz gegen das natürlich Gegebene. In der Natur das Rohe, Ungestalte zu sehen, ist die große Verkehrtheit der Zeitgenossen. »Als ob der Mensch nicht herrlich und göttlich wäre durch das, was er ist«! Daß aber bei der Erziehung doch Notwendigkeit walten muß (Notwendigkeit neben der Liebe), daß das Kind die Schranken seines Wollens an Notwendigkeit finden soll, ist wiederum Arndts Überzeugung wie die Jean Pauls. Auch treffen beide darin zusammen, daß Strafen nicht bloß als natürliche Folgen der Verfehlungen eintreten sollen; nur »eine Art von festem Naturverhältnis« soll zwischen Vergehen und Strafe walten. Natürlich wird jede Willkür in Verhängung von Strafen, die »bequeme Lehnstuhlsdisziplin«, dieses »alte Rüstzeug des Teufels«, von Arndt zornig zurückgewiesen. So also ist es, daß sich Liebe, Billigkeit, Ernst, Eifer, Unabhängigkeit, Idealität in den Systemen dieser Erzieher Ausdruck suchen, nicht allzu weit auseinander tretend, obwohl aus so ungleich gearteten Persönlichkeiten erwachsen[1]).

---

1) In einem bestimmten Punkte noch treffen beide Schriftsteller zusammen, nämlich in der Abneigung gegen die Vereinigung vieler Zöglinge in Erziehungsinstituten. Arndt will dieselben jedenfalls

6.

Viel näher liegend, als diese Zusammenstellung mit Ernst Moritz Arndt, wird man es finden, daß nach Jean Pauls Verhältnis zu Pestalozzi gefragt werde. Pestalozzi, dessen Name wenig Jahre nach seinem pädagogischen Hervortreten den Gebildeten aller Kulturländer vertraut, der überall gefeiert und verehrt war, in dem man den Anfänger und beinahe schon den Vollender einer ganz neuen, endlich der wahren Erziehung sah, von dem man wußte, wie sich unvergleichliche Liebe und Hingebung mit genialer Erfassung der großen Aufgabe in ihm vereinigte: sollte er nicht auch für Jean Paul ein Licht von edlem Scheine gewesen sein? Natürlich, daß er ihn kannte und ihm nachdachte! »Von Pestalozzi habe ich nichts gelesen als — ihn selber«, sagt er ausdrücklich, und gedenkt seiner mehrfach in den Ausführungen der Levana, auch schon in der Vorrede zur ersten Auflage, wo er ihn den »stärkenden Rousseau des Volkes« nennt, und in derjenigen zur zweiten, wo er ihn gegen die Geringschätzung Niethammers in Schutz

---

nur etwa in den Maßen einer kinderreichen Familie zulassen. Sonst fehle »das erste, was die Kinder haben müssen, die Nähe der Liebe. Und wenn sich in diesem Alter die höchste Liebe nicht kräftigt, so ist der Mensch für die kommenden Zeiten verloren. Wohl fehlen die Gespielen nicht, aber ihrer sind zu viele. Das Herz zerstreut sich und wird kalt«. Auch daß statt des frei Regellosen überall gewollte Ordnung und Plan walten müsse, wirke nicht zugunsten der besten Gemütsbildung. Ähnlich also den Ausführungen Jean Pauls, daß »das geheime elterliche Bilden, unter welchem sich das Kind als selbst wachsend erscheine«, in solchen Anstalten »als nackte Absicht enthüllt stehe«. Und anderswo: »Während im Elternhause die Erziehung nur neben dem Leben hergeht, das Leben das Lehren erläutert, kommentiert dort das Lehren das Leben«.

Am Schlusse dieses Umblicks auf Dichter-Pädagogen sei übrigens doch auch darauf hingedeutet, daß später in den didaktischen Dichtungen Rückerts ein Ideal der Erziehung sich verrät, das mit demjenigen Jean Pauls vom individuellen Hochmenschen ziemlich übereinkommt. Freilich muß Dichternaturen etwas Derartiges immer nahe liegen. Und so kann man auch an Schillers bekanntes Distichon erinnern:

»Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.«

nimmt. Im Grunde, heißt es dort, stehe er den Humanisten gar nicht ferne, indem er formale Schulung durch Mathematik anstrebe, wie diese letzteren durch Philologie, sich also nur im Werkzeug von ihnen unterscheide, so daß beide Lehrer in ihrem Erntewagen demselben Ziel entgegenführen, nur einander dabei gegenübersäßen und so sich wie den Weg verschieden sähen. Und diese bildliche Charakteristik ist ja nicht unzutreffend: eine unbedingt wirksame formale Bildung der Kräfte schwebte wirklich Pestalozzi vor, wie sie das Ziel der Neuhumanisten allmählich (nicht eben von Hause aus) wurde.

Gerade daß er die Mathematik zu seinem Werkzeug für diesen Zweck erwählt habe, findet unseres Autors Billigung: denn »unserm nebeligen, stützen-, und bestandlosen, mehr träumenden als dichtenden, mehr phantasierenden als phantastischen Zeitalter ist das scharfe Augenmaß der Mathematik so nötig, der feste Halt ans Feste«! So sind denn »die Einwürfe gegen den Schweizer, daß seine Schule keine Propheten-, Dichter- und Philosophenschule sei, bloß Lobsprüche auf ihn«. (Dem »Mathematisieren« rühmt sich Jean Paul den Vorzug vor dem »Philosophieren« schon in der Unsichtbaren Loge zuerkannt zu haben). Als den »Gegengift-Mischer seines Zeitalters« habe übrigens schon Lienhart und Gertrud Pestalozzi angekündigt. Und selbst einem der alleranfechtbarsten Gedanken Pestalozzis, nämlich die planmäßige Einführung in die Welt der Sinnendinge und ihre Benennung am eigenen Körper des Kindes zu beginnen, glaubt Jean Paul eine warme Schutzrede halten und die Vorteile dieses Verfahrens ins Licht stellen zu sollen. Er begeistert sich eben nicht ungern, und wenn hier höchst wahrscheinlich die Begeisterung für die tiefe und mutige Persönlichkeit als solche den Hintergrund und Ausgang bildet und das Einzelne darum mit zu viel Glauben aufgenommen wird, so ist das um so verständlicher, als der Kampf gegen die Oberflächlichkeit und die innere Verbildung der zeitgenössischen Menschheit, und ein Kampf mit den Waffen der Gesundheit und Begeisterung, unserm Autor völlig sympathisch sein, der Kämpfer als ihm selbst kongenial empfunden werden mußte. Manche der Strafreden Pestalozzis gegen »Figuranten«, »Maulbraucher«, gegen die tiefe »Schlechtheit«

der jetzigen Welt, manche Äußerungen über das Bedürfnis einer Erneuerung von innen und unten her würden kräftige (oder kräftigere) Parallelen zu gewissen Ausführungen Jean Pauls abgeben; man denke an jene Worte über die »gelähmten Allwisser ohne Gegenwart des Geistes« und ähnliche. Und die Bemerkung, vor Pestalozzi hätten die meisten »nur recht viele Kenntnisse aller Art einschütten« wollen, anstatt den geistigen Bildungstrieb zu pflegen, führt (so viel Übertreibung auch in jenem Vorwurf liegt) zu dem zentralen Punkte, an welchem beide pädagogische Denker zusammentreffen.

Ist doch der Abstand zwischen beiden sonst in vieler Hinsicht groß genug! So schon derjenige ihrer allgemeinen schriftstellerischen Tendenz sowie des persönlichen Interessenkreises. Der eine will praktisch organisieren, will eine planvolle Berufsarbeit leisten. Er verwebt die Erziehung aufs engste mit dem Unterricht, er hofft alles durch festen inneren Zusammenhang, durch lückenlose Abfolge zu erreichen, er dringt mit Leidenschaft vorwärts, er denkt wesentlich an die Kinder des Volks und an diese in einem frühen geistigen Entwicklungsstadium. Der andere sendet als freier Menschen- und Kinderfreund seine Gedanken in die Welt, erhofft für sie eine Wirkung durch die Herzen der Eltern, denkt überhaupt wesentlich an Elternerziehung, interessiert sich für die Aufgabe vornehmer Hofmeister, für Prinzenerziehung und für die Ausbildung von Prinzessinnen. Vor allem denkt er an individuelle Erziehung, an die Herausbildung wertvoller Individualität, was denn in Wirklichkeit immer schon auf die oberhalb des Volkes liegende Schicht hindeutet, und wo er vom Unterricht handelt, hat er zumeist den »höheren« Unterricht im Sinne; bestimmte Fragen der Methode lehnt er für seine Person ab. Aber dann andrerseits der tiefe Einklang in der Liebe zur Kindheit, die tief christliche Schätzung der einzelnen kindlichen Menschenseele, die herzliche Sorge um die Entfaltung ihrer Keime und Kräfte, der Gedanke überhaupt an die Entwicklung des im Kinde Angelegten — wobei freilich Pestalozzi eine ununterbrochen intensive erzieherische Einwirkung mit dem natürlichen Prozeß der Entwicklung zu-

sammengehen lassen will, während für Jean Paul mehr nur das Ziel und die Aufgabe im ganzen und die Vermeidung schädlichen Eingreifens Bedeutung zu haben scheint.

Doch Weiteres noch nähert diese beiden Geister einander, ohne daß es in der Levana angedeutet wäre oder ihrem Verfasser zum Bewußtsein gekommen zu sein braucht. Dahin gehört die trotz aller jener Unterschiede ähnliche soziale Grundstimmung, die den in der Enge Lebenden am freundlichsten zugewandt ist, die Freude an tief innerem Gedeihen bei äußerer Enge, die Schätzung der umgebenden Lebenssphäre und ihres erzieherischen Einflusses, des engen und innigen Zusammenlebens (der »Wohnstube« Pestalozzis ist doch offenbar auch Jean Paul zugetan, und daß »das Heil der Erziehung nur die Mütter bringen können«, spricht er ausdrücklich aus), die Bedeutung der Liebe in der Erziehung und der Erziehung zur Liebe (wenn die auch vielleicht bei Pestalozzi, von außen angesehen, zuzeiten hinter den didaktischen Problemen ganz zurückzustehen scheint). Und endlich noch eins, und ein Großes: die Art nämlich, wie beide die Religion verstehen als ein natürlich Angelegtes, im Kinde Schlummerndes und früh Erwachendes, zu Weckendes und Pflegendes, und der Zusammenhang, der empfunden wird zwischen Liebe und Religion, nicht just gleichartig von beiden, aber doch ähnlich genug. Es gehören ja die Stellen, wo Pestalozzi über das Erwachen der Liebe in dem engen Verhältnis des jungen Kindes zur Mutter und über diese Liebe als Keim religiöser Empfindungen spricht, zu dem Schönsten, was er geschrieben hat; und daß bei Jean Paul diese beiden einander nahe genug gerückt sind, weiß jeder, der die Levana gelesen hat. Die zwei durch so ungleiche Lebenslagen Gegangenen (übrigens beide auch tief durch die Bitterkeit der Not und der Entbehrungen Geschrittenen) und auch mit so ungleichem Temperament Begabten, der grübelnd Stürmische und der schwärmend Beschauliche, der drangvoll Tätige und der geistreich Sinnende, sie sind schließlich doch wohl die beiden größten Menschen-, Kinder-, Erziehungsfreunde ihrer Zeit, und auch die eindrucksvollsten, trotz so gefeierter Pädagogennamen wie Herbart oder (damals wenigstens) Schwarz und anderer.

Nicht allen, die in jener, nach so vielen Seiten fruchtbaren Zeit deutschen Geisteslebens ihr Sinnen und Suchen den Fragen der Erziehung zugewandt haben, brauchen wir hier nachzugehen. Auch einer der allbekanntesten Namen, A. H. Niemeyer (mit dem Jean Paul übrigens eine freundliche persönliche Berührung hatte), braucht nicht hierher gezogen zu werden, da seine sehr schätzbaren »Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts« doch kein so bestimmt persönliches Gepräge tragen, um eine Gegenüberstellung nahe zu legen. Ähnliches könnte von der Erziehungslehre des Kirchenrats Fr. H. Chr. Schwarz in Heidelberg gelten, deren wertvollste Eigenart in der verständigen Vermittlung sonst auseinanderstrebender Tendenzen, in der Verbindung verschiedener Gesichtspunkte beruht. Immerhin mußte Jean Paul, der ja überhaupt Positives gerne anerkennt, sich von gewissen Zügen des (seit 1802 erscheinenden) Werkes sympathisch berührt fühlen. Das ist erstens die umsichtige Würdigung aller bei der Erziehung zusammenwirkenden Faktoren, auch der Körperlichkeit sowie der Lebenssphäre, zweitens der stark betonte Gedanke der Entwicklung (neben der »Bildung« und der »Erziehung«), und drittens die Versuche, individuelle Entwicklungen zu verfolgen oder Zöglingstypen zu schildern. Und dies letzte ist es nun, was Jean Paul, der in der Vorrede zur zweiten Auflage ausdrücklich das Werk von Schwarz rühmt, daran als das wertvolle Neue empfindet. In seiner enthusiastischen Bildersprache erklärt er: »Solche Blumenkataloge von Kinderseelen kann man nicht zu viele bekommen«. Und er klagt, bis jetzt seien »alle unsere Fachwerke der kindlichen Charaktere so geräumig und so wenig abteilend, als etwa ein hohes Büchergestell mit bloßen zwei Brettern wäre«. Wenn er weiter die Versäumnis solcher Aufzeichnungen namentlich im Interesse der werdenden Genies beklagt und daran denkt, daß bei solchen die Kräfte des Herzens besonders geschickt zu beobachten und zu pflegen seien, so nimmt er damit einen Gedanken vorweg, bei dem er später in der Levana selbst wieder verweilt. Noch rühmt er dem Buche des ihm übrigens persönlich befreundeten und in der Levana verschiedentlich zitierten Schwarz nach, daß es »durch edle

Gemütlichkeit die Mütter anspreche«. In deren Kreisen mochte es denn auch vor der Levana den Vorteil haben, daß es mit einfach verständiger Schreibart nicht ähnliche Anforderungen an die Aufmerksamkeit der Leser stellt.

Nicht ohne dankbare Anerkennung äußert sich unser Autor in derselben Vorrede auch über das 1811 erschienene pädagogische Werk von Graser (dessen Titel er allerdings abkürzend verschiebt), die »Divinität oder das Prinzip der einzig wahren Menschenerziehung«. Auch zu Graser war eine persönliche Beziehung gegeben, da derselbe seit dem Jahre vorher als Regierungs- und Kreisschulrat in Bayreuth wohnte. Wieder sind es nur ganz allgemeine Züge, die Jean Paul dem neuen Buche entnimmt, die Aufstellung der vier »Evangelien«, wie Jean Paul sagt, oder der vierfachen »Form, unter der Gott sich offenbart«, Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Schönheit (J. P. sagt »Kunst«), und die auch die Musterformen für unser Leben und unsere Erziehung ergeben soll. An dem Ausdruck »Divinität« nimmt J. P. einen gewissen Anstoß, und meint, daß der damit angedeutete Gesichtspunkt auch schon in »Humanität« gelegen habe, aber er gewinnt dann doch jener Bezeichnung ihre gute Seite ab: »Der Glanz des in der reinen Ewigkeit wohnenden Ideals wirft uns das Licht auf unsern Richtsteig heller, als die von der Zeit getrübte Menschen-Realität«. Am meisten sagt es ihm übrigens zu, daß Graser schließlich nach reichlichen transzendentalen Ausführungen auch viel Konkretes bietet. Daß ein Hauptzug von dessen System in der Verbindung des Zweckes der Individualbildung mit dem der Erziehung für den Staat liegt, berührt unsere Vorrede nicht und war ihrem Verfasser wohl auch ziemlich gleichgültig. Aber daß Graser, der Schulaufsichtsbeamte, im Unterschied von so vielen Vorgängern und Untergebenen, vor allem ein Sichselbstentfaltenlassen der menschlichen Natur forderte, nur Maßregeln indirekten Druckes auf das Gemüt des Zöglings zulassen, nur von einem leisen Dirigieren, von einem Anleiten zur Selbstbestimmung wissen wollte, daß der Begriff der »Zucht« ihm durchaus unsympathisch und er im Prinzip gegen jede Anwendung von

Nötigung, Zwang und Strafe war, alle Erziehung nach ihm nur Anregung zur Selbsterziehung sein sollte: das insbesondere hätte Jean Paul sympathisch berühren müssen. Wichtiger allerdings als diese Aufstellung des Prinzips ist es, daß Graser tatsächlich im Sinn desselben auf weite Kreise von Berufserziehern einen tiefgehenden Einfluß geübt hat und zu einem der praktisch verdienstvollsten Pädagogen geworden ist.

7.

Das Haupterziehungsmittel, von welchem Graser handelt, ist der Unterricht. Darin kommt er zusammen mit einem Ferneren, den wir hier zu besprechen haben, einem ungleich Bekannteren, auch Größeren: Herbart. Und schon weil Jean Paul selbst diesem Gebiete den geringeren Teil seiner Betrachtungen widmet, den eigentlichen Prozeß des Lehrens und Lernens kaum irgendwo berührt, und Herbart doch gerade bei diesem am längsten verweilt, läge die Annahme nahe, daß die beiden wenig für einander bedeuten könnten. Doch auch die Persönlichkeiten mit ihrer inneren Stellung zu der Gesamtaufgabe müssen überaus verschieden erscheinen: der streng begriffliche Denker, der kühle Sohn des deutschen Nordwestens, der systematische Kopf, der schroff für sich stehende Philosoph, der nicht ohne einen gewissen Eigensinn seinen Begriffsschatz behauptet, und andrerseits der immer Gefühl und Gedanken mischende, nach vielen Seiten zugleich empfängliche, mit fragmentarischer Theorie sich begnügende, selbst das als Ganzes Gedachte gern in Bruchstücke zerfällende Verfasser der Levana! Und doch sind das nur die formalen Verschiedenheiten, zu denen übrigens noch die ganz abweichende schriftstellerische Darstellungsweise zu fügen wäre. Blicken wir aber auf das Zentrum der beiderseitigen Gedankenwelt, so will ja Herbart nicht nur nichts wissen von trennbaren Vermögen der Seele, sondern überhaupt von angelegten Kräften und von irgend einer Selbstentfaltung derselben, während Jean Paul auf deren Triebkraft alles Beste gründet; nur Vorstellungen und deren Verhalten zueinander machen jenem das Leben der Seele aus, während für diesen emotionales Leben sichtlich im Vordergrund steht; »Gedankenmassen«

sind dort das fast allein Entscheidende und ihre Übertragung und Zusammenfügung ist die erzieherische Haupttätigkeit, und hier — doch es bedarf gar nicht der Durchführung dieser Gegenüberstellung im einzelnen, auf Tritt und Schritt wäre die Bewährung tief verschiedener Auffassung zu verfolgen. Am allerfremdesten müßten sie einander sein, wenn man in Herbart nur den zu sehen hätte, den die besondere Schule der Herbartianer in ihm zu sehen pflegt.

Aber Jean Paul bewährt nun doch gerade seine Höhe, indem er mit freiem Blick Werte zu erkennen vermag, die nicht an der Oberfläche liegen, indem er für eine geschlossene, kräftige, auch tiefe Eigenart offenen Sinn zeigt. Es mag noch ein Weiteres sein, was ihm an dem originalen Philosophen gefällt: sein selbstvertrauendes Ankämpfen gegen die gleichzeitigen philosophischen Systeme (das Fichtesche wohl zumeist), von denen eben auch Jean Paul, nach gewissen Versuchen ihnen das Möglichste abzugewinnen, schließlich doch sich bestimmt abgewandt hatte. Jedenfalls äußert er mehr als einmal ein eigentümlich volles Wohlgefallen an Herbart, zunächst und zumeist in jener Vorrede der zweiten Auflage. (Erschienen war die »Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet«, ja schon genau ein Jahr vor der ersten Auflage der Levana, um Neujahr 1806, aber daß sie eine geraume Zeit so gut wie unbeachtet blieb, ist bekannt). Da ist es nun bemerkenswert, daß Jean Paul schon von Herbarts Sprache einen so tiefen Eindruck empfängt, so daß er diese Sprache, die sonst fast allgemein als eine unberechtigt dunkle, eigensinnige, mühsam zu enträtselnde empfunden wurde oder noch wird, schön, daß er sie »mit Lichtern und Reizen bestechend« nennt. Und wie viel Schönheit sie wirklich enthalte in ihrer Gedrungenheit, Vornehmheit und Originalität, lernen wohl auch wir andern bei dauerndem Verweilen würdigen. Der erste und ausführlichere Hauptteil der »Allgemeinen Pädagogik« erfährt dann freilich den leichten Vorwurf, daß er zu sehr im Allgemeinen bleibe, daß es dem Leser überlassen werde, »die weiten Formen mit ergänzendem Inhalt zu füllen«. Jean Paul findet es übrigens nicht verwunderlich, daß ein Philosoph nur etwas wie den »Polarstern« bedeuten wolle, »welcher

zwar zu einer langen Reise um die Welt, aber zu keiner kurzen in der Welt gut anweiset«.

Doch was ihn eigentlich und voll befriedigt, ist — gerade der Teil des Herbartschen Werkes, der als der mindest Zugängliche nach seinen Einzelheiten bei weitem am wenigsten studiert und ausgebeutet zu werden pflegt, das Kapitel von der sittlichen Charakterbildung. Hier trete der Verfasser »kräftig in das Besondere und Bestimmte hinein«. Und das schönste Anrecht, hierüber gehört zu werden, gebe ihm die Tatsache, daß man aus seinem Gedankengang und seiner Sprache einen wirklichen Charakter in ihm selbst erkenne: ganz gewiß zutreffend und gerecht geurteilt! Dieser nun in dem Schriftsteller zu erkennende charaktervolle Mensch ist es, von dem Jean Paul die eigentliche erzieherische Kraft erwartet. Wenn er als solcher nicht gerade entzünde, so werde er doch wärmen und Kräfte treiben. Und der gegenwärtigen Zeit seien Charaktere so besonders nötig: nur indem Zeige- und Schreibfinger sich zu Fäusten ballten, könne eine glückliche Völkerzukunft aufgebaut werden. Jean Paul hat hier allerdings einerseits Herbarts Bedeutung etwas verschoben: nicht sowohl in dem, was er als pädagogischer Denker sorgsamst aufbaut, wird dieselbe gefunden, als in dem kernhaft und bedeutend Persönlichen, was sich dahinter fühlbar mache. Andrerseits ist es sehr hübsch und treffend, wie unser Autor zwischen zündender und wärmender Wirkung unterscheidet und Herbart andeutungsweise die letztere zuerkennt. Eine stille, aber nachhaltige Wärme in der Tat ist es, die von Herbart auszugehen vermag — auf diejenigen, die eines solchen Erwärmtwerdens fähig sind, was vielleicht mehr ist, als die Bereitwilligkeit, sich entzünden zu lassen.

Immerhin mag man auch in manchem Bestimmteren und Einzelnen die beiden Schriftsteller einander doch ziemlich nahe finden. Es ist zwar nur ein gelegentlicher Ausspruch Jean Pauls, daß die Moral die Geschmackslehre des Herzens sei (Lev. § 123), aber an Herbarts grundsätzliche aesthetische Begründung der Sittlichkeit muß man dabei erinnert werden. Daß Jean Paul nachträglich, als er gegen Ende seines Lebens mit Herbarts Psychologie sich bekannt machte, von dieser

einen starken Eindruck empfangen zu haben scheint und ihr eine günstige Zukunft in Aussicht stellte, ist den Freunden Herbartscher Pädagogik angenehm zu vernehmen und darf uns andere in ein gewisses Erstaunen setzen: für tatsächliche Zusammenstimmung im Grundsätzlichen kann es doch offenbar nichts bedeuten. Wenn Jean Paul auch wohl einmal von den »Gedankenmassen« im Zögling spricht, so bringt er mit diesen angehäuften Gedankenmassen dann das Bedürfnis der belebenden Idee in Verbindung. Und daß er »Ideen« nicht just so empfand, wie Herbart seine bekannten fünf praktisch ethischen Ideen, braucht nicht besonders nachgewiesen zu werden. Das »Wohlwollen« z. B. als eine der den sittlichen Charakter konstituierenden Ideen und Jean Pauls Predigt von der Liebe — wer wird sie identifizieren wollen! Man denke auch an seinen Ausspruch: »Christus ist das Recht zu unbedeutend, er wollte den Schöpfer des Rechts, die Liebe«. Aber wenn Jean Paul es doch ausspricht, daß im Knaben überall dem Begriff ein höherer Thron aufgebaut werden solle als der Empfindung, so mag das schon einigermaßen an Herbart erinnern, der von dem Hin- und Herrütteln am Gefühl wiederholt so geringschätzig redet. Und einer Formulierung des Gesamtziels als Charakterstärke der Sittlichkeit hätte auch Jean Paul nicht zu widersprechen brauchen, obwohl er auf sein Doppelziel der sittlichen Stärke und sittlichen Schönheit berechtigter Weise schwerlich verzichtet hätte und der Verzicht auf eine so feste Zuspitzung jener Art, die Anerkennung eines gewissen Miteinander oder Ineinander verschiedener Erziehungszwecke, sich sicher rechtfertigen läßt. Das Hinarbeiten auf ein »langes zusammenhängendes Wollen« beim Zögling darf an die Bedeutung erinnern, die das »Gedächtnis des Willens« bei Herbart hat. Unserm Kenner und Freund der Kindheit und Verherrlicher des Jünglingsalters tritt doch auch Herbart mit viel feinem Verständnis für die Natur der Knaben und Jünglinge zur Seite, wie er denn auch den feinsten seelischen Rapport zwischen Erzieher und Zögling zu begründen trachtet. Wie gewiß entspricht ferner seinen schönen Äußerungen über das Verhältnis von Beifall und Tadel in der Erziehung das Empfinden Jean Pauls! Nennt dieser doch

selbst gelegentlich lobende Billigung einen Erziehungshebel, dessen Gewalt-Bogen nicht genug ermessen werde. Und dann kommen sich beide ziemlich nahe in ihrer Stellung zum Neuhumanismus, zu den höheren Schulen so wie sie tatsächlich bestanden und ihnen bekannt waren, zur Lektüre der Alten, insofern wenigstens, als ihnen die Sprache ganz bestimmt nur als Hülle gilt, durch welche hindurch der Inhalt zur Wirkung gebracht werden muß, gewissermaßen auch zum Schullernen überhaupt, das doch auch bei Herbart nicht als stofflicher Bewußtseinsinhalt wirken, sondern in letzter Linie der Begründung geistigen Lebens (»Interesse«) dienen soll — wie tief denn auch im übrigen der schon oben bezeichnete Unterschied der psychologischen Grundlage bei beiden Autoren bleibt.

Diesen Unterschied fühlen in seiner Tiefe besonders auch die gegenwärtigen Pädagogen der Herbartschen Schule, namentlich sofern sie mehr am ausgearbeiteten System hängen als an der immerhin elastischen geistigen Persönlichkeit des Meisters. Kein Wunder, daß sie unbefriedigt bleiben, wo sowohl eine so bestimmte Formulierung des obersten Zieles vermißt wird, wie sie dieselbe gewohnt sind, als auch ein geschlossenes und schematisch übersichtliches System, mit Ableitung des Einzelnen aus fundamentalen Sätzen, wo also in diesem Sinne der wissenschaftliche Charakter fehlt, wo vielmehr nur »Eklektizismus« angetroffen wird oder nur eine Fülle von Sentenzen geboten zu werden scheint. Sie nehmen aber vor allem auch Anstoß an der Annahme eines wertvollen Angeborenen, an dem Durchschimmern der alten Unterscheidung der Seelenvermögen, an dem Glauben an Kräfte und Keime, und finden, daß bei dieser gewissermaßen »fatalistischen Theorie« eine nennenswerte Einwirkung auf das Kind überhaupt dem Erzieher nicht möglich bleibe. Die nicht nach Art der Theorie dieser Schule streng zusammenhängende, alles entscheidende Einwirkung auf das Vorstellungsleben dünkt ihnen wohl gleichbedeutend mit jenem von Herbart als unfruchtbar verspotteten Hin- und Herzerren an den Gefühlen, und alles Bilden kann dabei in ihren Augen nur ein äußerliches, den Kern nicht berührendes bleiben, womit keine dauernde Gestaltung des Willens zu leisten sei. Hierzu

kommt der Anstoß, der an manchen anscheinenden oder auch wirklichen Widersprüchen genommen wird. (Fehlen doch solche tatsächlich bei Jean Paul nicht, wie übrigens auch durchaus nicht bei Herbart.) Nur der Ablehnung des Begriffs der »physischen Erziehung« sei noch gedacht (wobei es doch nur darauf ankommt, was unter diesem anfechtbaren Namen Haltbares gemeint ist), ebenso des Anstoßes an der offenbarungslosen Religion Jean Pauls, und der Kritik der gewissermaßen in der Luft stehenden Theorie vom idealen Preismenschen, auch der Unzufriedenheit mit Jean Pauls bewunderndem Stehenbleiben beim Unbegreiflichen, wo doch immer begriffliche Analyse erwartet wird. Dieser inneren Stellungnahme gibt der Herausgeber der Levana Karl Lange Ausdruck, von seinem Standpunkt aus mit völliger Konsequenz und ohne daß es dem mit seiner sorgfältigen Ausgabe erworbenen Verdienst im übrigen Eintrag täte.

Herbart ist nicht der einzige Philosoph, der in damaliger Zeit zugleich Einfluß auf die Erziehung suchte und gewann. Von Kant, dessen Vorlesungen über Pädagogik erst 1803 von fremder Hand, wie oben angeführt, herausgegeben, aber viel früher gehalten worden waren, braucht nicht noch die Rede zu sein: seine pädagogische Theorie hatte wohl schon damals wesentlich historisches Interesse; mit dem Geiste des beginnenden neuen Jahrhunderts hatte er keine Fühlung. Sein oberstes Erziehungsziel, die »Moralisierung« (als Stufe oberhalb der Disziplinierung und der Zivilisierung) hätte in seiner kühlen Bewußtheit nicht Jean Pauls Sympathie finden können. Schelling hatte auf Schwarz Einfluß und auf Graser und durch beide entschieden auf einen ansehnlichen Teil der pädagogischen Welt. (Ein Wort über ihn noch an anderer Stelle.) Dann trat ja aber auch Fichte hervor mit großen und kühnen pädagogischen Ideen, die wohl das Konkreteste bilden, was die »Reden an die deutsche Nation« enthielten. Erwähnt wird er in der Levana als Kritiker Pestalozzis in einem bestimmten Punkte, und seine Forderung, statt äußerer Anschauungen dem Kinde vor allem innere zu vermitteln, seine Ablehnung frühzeitiger Übermittlung möglichst reichlicher Be-

nennungen lehnt Jean Paul seinerseits ab. Natürlich ist das kein Punkt von zentraler Bedeutung. Daß weiterhin Fichtes organisatorische Ideen auch Jean Pauls warmes Interesse erweckten, war selbstverständlich und hat er selbst bezeugt; wie wenig auch der Schriftsteller Jean Paul je Fichtes Wohlgefallen fand, so konnte andrerseits des letzteren ungeheurer Ernst, sein ethisches Titanentum, sein glühender Wunsch einer inneren Erneuerung der deutschen Menschheit, der edel soziale Geist seiner Erziehungspläne jenen nicht gleichgültig lassen.

Wenn zu einem andern bedeutenden pädagogischen Denker aus dem ersten Teil des neunzehnten Jahrhunderts unser Autor in eine bewußte Beziehung nicht treten konnte, da jener seine Gedanken erst später in Vorlesungen kund gegeben hat, die noch viel später veröffentlicht worden sind, so darf doch wohl auf das objektiv bestehende Verhältnis zwischen beiden mit einem Worte eingegangen werden. Indem Schleiermacher in aller erzieherischen Einwirkung die zwiefache Tätigkeit von Unterstützung und Gegenwirkung unterscheidet, zeigt er sich schon auf einem dem Jean Paulschen ähnlichen Ausgangspunkt: der Glaube an die — nur der Hilfe Bedürfende — Kraft zur Selbstentwicklung ist schon mit jener Bezeichnung angedeutet, und da weiterhin die »Unterstützung« auch bei Schleiermacher durchweg den Vorrang besitzt vor den entgegenwirkenden Maßnahmen, so ist jene Ähnlichkeit noch vollständiger. Ein nahes Verhältnis im einzelnen freilich ist damit noch nicht gegeben: die streng dialektische Weise Schleiermachers ebenso wie sein ruhig besonnenes Abwägen aller wirklichen Faktoren liegen weit von Jean Pauls Geistesart ab; seine Theorie, daß die Erziehung die Zöglinge abzuliefern habe an die großen Lebensgemeinschaften Staat, Kirche, Wissenschaft, Gesellschaft, würde jener ganz ablehnen. Aber wie sich andrerseits der fortwirkende Einfluß Rousseaus doch auch bei dem deutschen Theologen zeigt, zum Beispiel in der sehr bestimmten Anerkennung des Rechtes der Jugend auf unbefangenen Genuß der Jugendzeit, so trifft in einem besonderen Punkte noch die Denkweise unserer beiden Schriftsteller zusammen: indem Schleiermacher

den Kindern Ruhe gelassen zu sehen wünscht zu einer Art von stiller »Kontemplation«, erinnert er an jene Klage Jean Pauls (im Titan) über die »Fluglehrer, die den jungen Seelen keine stillen Stunden gönnen«. Wohl hatten Philosoph und Dichter Ursache, in diesem Punkte zusammenzustimmen. Und auch sonst fehlt es doch bei Männern von so viel Tiefe der Lebenserfassung und Ernst der Lebensbeobachtung nicht an mancher Berührung im einzelnen.[1])

So sahen wir Jean Paul inmitten der pädagogischen Denker seiner Zeit, mit den einen sich begegnend, von einigen auch angeregt, andere mehr abweisend, bei manchen mehr abwägend und unterscheidend, von manchen ganz unberührt, aber jedenfalls in seiner Eigenart sich selbst behauptend. Eine gewisse Wandlung des Interesses und der Wertung der Dinge, eine Bewegung vom rein Idealen zum mehr Realen, vom allgemein Humanen zum Nationalen, vom Vorwiegen schwärmerischen Fühlens zum Schätzen eines klaren Vorstellungs- und Willenslebens kann ja im ganzen bei Jean Paul festgestellt werden: die Levana selbst gibt schon Zeugnis von dieser Wandlung. Übrigens hat des Verfassers Gefühl, daß sich »unter den europäischen Völkern das deutsche zum erziehenden erhebe«, im weiteren Verlauf des damals beginnenden Jahrhunderts insofern sich als richtig erwiesen, als hier zumal den reichlichen Ideen die planvoll festen Organisationen nebst methodisch-technischer Vervollkommnung folgten und dem Ausland auf geraume Zeit großen Respekt abgewannen. Der Festigkeit freilich folgte dann auch eine gewisse Erstarrung. Es ist wünschenswert, mehr zu den Ideen sich zurückzuwenden, damit das pädagogische Leben wieder ein flüssigeres werde. Nicht für alle Arten von Bauwerken ist ein möglichst felsiger Untergrund der günstigste, oder, wenn wirklich für Bauten, dann nicht für das Gedeihen des lebendig Organischen.

1) Man denke daran, wie Schl. die Erziehung der ersten Periode schön als ein Lebenhelfen kennzeichnet, oder an das Urteil: »Alles, was in der menschlichen Natur nicht böse ist, soll in derselben vorhanden sein«. Auf seine Würdigung der Individualität kommt unten noch die Rede.

Viertes Kapitel.

Der Wert der Levana.

1.

Einige pädagogische Systeme sind von Philosophen mit großem Namen aufgestellt worden. Aber es ist darum nicht so, daß die Einzelheiten ihrer pädagogischen Theorie in strenger Folgerichtigkeit aus den philosophischen Prinzipien abgeleitet wären. Mitunter sucht man sogar mühsam nach einem sicheren Zusammenhang. Eng ist derselbe durchaus nicht bei Locke, weniger vielleicht noch bei Kant, und selbst bei Herbart ist er es nicht völlig; spätere, wie Beneke oder Waitz, mögen ihn sorgsamer angestrebt haben, und am allervollständigsten mag er bei einem so schematischen Geiste wie Helvétius zu finden sein. Im allgemeinen mischt sich naturgemäß viel freie Beobachtung des unendlich reichen Lebens in die aus Prinzipien abzuleitenden Sätze, und eine unmittelbare, gefühlsmäßige Wertung ergänzt oder durchkreuzt die Beweise des Verstandes. Des philosophischen Charakters wird das Denken dessen nicht entbehren dürfen, der eine pädagogische Gesamttheorie hinstellen will, aber ein geschlossenes philosophisches System muß nicht notwendig zugrunde liegen. Für Jean Pauls Erziehungslehre erwartet man schwerlich einen fest gegebenen Untergrund geschlossenen Denkens, die gewöhnliche Vorstellung von seiner gesamten Geistesart steht dem entgegen. Er darf indessen doch Philosoph mit nicht geringem Recht genannt werden, und das bedeutet nicht bloß eine sich zwischen seiner dichterischen Tätigkeit hindurchwindende Neigung zum Berühren und Bedenken letzter

und höchster Probleme, sondern mehr. Eindringendere Betrachtung seines Entwicklungsganges und seiner so mannigfaltigen, so seltsam gestalteten, so oft dunkel gehaltenen Schriften hat doch ergeben, wie sich eine ihm durchaus eigene philosophische Weltanschauung allmählich bei ihm gebildet hat und während der Zeit seiner Reife unerschüttert festgehalten, auch im einzelnen immer wieder neu geprüft und begründet worden ist. Für manche Teile derselben bietet die Levana selbst die deutlichste Quelle; dazu aber kommen die betrachtenden Schriften, wie das Kampanertal, die Selina u. a., doch auch die Romane und selbst die satirisch-humoristischen Ergießungen. Mancher Gedanke, der dem Leser der Levana als eine mehr augenblickliche Anwandlung erscheinen mag, erweist sich als wichtiges Glied einer festen Gedankenkette, als dauernd bewahrte tiefe Überzeugung des Autors. Bleibt eine gewisse Unsicherheit des Nachforschenden oder auch ein nachweisbares Schwanken des Autors an einigen Punkten, so sind dieser Punkte doch durchaus nicht viele.

Im Philosophieren hatte sich schon der junge Richter mit zahlreichen Aufsätzen geübt. Eine feste philosophische Wahrheit zu finden, war das große Anliegen des gesamten ersten Teils seiner akademischen Studienzeit. Wie ihn der Philosophie-Professor Platner mit Leibnizschen Ideen fesselte, wie von Kants System ihm die eine Seite (die Unbedingtheit ethischer Forderungen) Begeisterung abgewann, wie er mit Fichte sich auseinanderzusetzen längere Zeit das Bedürfnis empfand (daher die freilich ziemlich seltsame *clavis Fichteana* aus 1800), wie er mit Friedrich Jacobi eine Zeit lang voll übereinzustimmen schien, aber wie er doch keinem dieser Philosophen sich völlig hinzugeben vermochte, vielmehr sich schließlich immer zu ihnen im Gegensatz fühlte, soll hier in unserm Zusammenhang nicht näher dargelegt werden. Nur so viel: befriedigte ihn an Kant gegenüber den Lehren des Eudämonismus die aufgerichtete Unbedingtheit sittlicher Norm, so stieß seine kritisch-agnostische Stellung zur wirklichen Welt ihn ab, wie ihm übrigens auch Kants wesentlich rationalistische Begründung des Sittengebots nicht zusagte, und ebensowenig die Lehre vom radikalen Bösen, der er sich jedenfalls

nur in einzelnen Momenten einigermaßen zu öffnen scheint. Scheint ihn mit Fichte die Gewißheit des Ich und dessen Stellung in den Mittelpunkt aller Gewißheit zu verbinden, so wird doch bei Jean Paul die Position des Ich nicht auf dialektischem Wege behauptet und weder alle Gewißheit noch alle Wirklichkeit in Abhängigkeit von ihm gebracht. Daß er von Fichtes Ich-Philosophie üble Wirkungen auf ethischem wie religiösem Gebiete fürchtete, ist wohl zu erkennen; Wendungen wie die von der »mordenden Luftleerheit« deuten seine Stimmung hinlänglich an. An Schelling war ihm ärgerlich, daß dessen Naturphilosophie die Scheidung nicht bestehen ließ zwischen Naturnotwendigkeit und sittlicher Freiheit. Auf seine überraschende Sympathie für den ihm im Grunde sehr ungleichartigen Herbart kamen wir schon oben zu reden. Im ganzen pflegte Jean Paul eben nur bestimmte Seiten eines fremden Geistes (und vielleicht nur zeitweilig) auf sich wirken zu lassen — darin doch mehr Gefühlsmensch als durchdringender Denker. Und überhaupt hat ja sein eigenes System, da man von einem solchen immerhin reden darf, seine Basis wesentlich im Gefühl: obwohl er seine Anschauungen durchaus auf dem Wege eifriger Beweisführung zu sichern trachtet, so ist doch für ihn das unmittelbar im Gefühl Gegebene das Letzte, was standhält.

Uns müssen zumeist seine psychologischen Anschauungen interessieren, und daneben etwa die religionsphilosophischen. Man könnte geneigt sein, in den Grundgedanken Jean Pauls nur die Aufrechterhaltung popularphilosophischer Begriffe aus dem Jahrhundert der Aufklärung oder nur eine Erneuerung des Deismus zu sehen. In der Tat, die Begriffe Gott, Freiheit, Sittlichkeit, Unsterblichkeit sind die Angelpunkte seines Denkens wie die letzten Ergebnisse desselben. Die Unsterblichkeit der Seele, die er in jungen Jahren sehr bestimmt bestritt und zu widerlegen gewiß war, hat er später aufs bestimmteste festgehalten und immer wieder zu begründen getrachtet; ja, einer Seelenwanderungstheorie ist er wenigstens zeitweilig zugeneigt gewesen. Der Wert der einzelnen Menschenseele ist für ihn gewissermaßen ein unendlicher, und ihr Bestand ein nie schlechthin zu tilgender. Zu allem sittlich Guten

sind darin die Keime angelegt und bedürfen nur der Entfaltung. Einer Stütze von außen her bedarf die Tugend nicht; sie ist sich selbst Lohn genug. Und so verbindet sich auch der Gedanke an die Unsterblichkeit nicht etwa mit dem einer beseligenden Belohnung, sondern weit mehr mit dem einer fortschreitenden Vervollkommnung. Unbedingt feststehend ist für Jean Paul die Freiheit des menschlichen Willens, zu wählen, sich zu entscheiden: darüber läßt er sich in seiner gesamten reifen Periode auf keinen Zweifel ein.

In dem im Menschen so reichlich angelegten Guten ist es denn auch, daß Gott sich eigentlich offenbart; die historische Offenbarung des theologischen Systems kommt nicht in Betracht. Dem Gott der Deisten konnte Jean Pauls Gottesgedanke in Wirklichkeit doch nur mit Unrecht gleichgestellt werden. Die Ähnlichkeit scheint darin zu bestehen, daß hier wie dort die Gottheit nicht in bestimmter Umschreibung vor Augen gestellt, und nicht als handelnde Macht, als gewissermaßen historische Persönlichkeit beobachtet wird, sondern in größerer Unbestimmtheit bleibt, in größerer Ferne zu verharren scheint. Er selbst lehnt denn auch den deistischen Standpunkt ausdrücklich ab. Seine Stellung zu Gott kommt in Wirklichkeit derjenigen der Mystiker viel näher (während ihm übrigens der mit der Mystik sich so oft verbindende Pantheismus unsympathisch bleibt). Schon sein Zitat Sebastian Francks in der Levana deutet darauf: »Gott ein unaussprechlicher Seufzer, aus der Tiefe des Herzens entsandt!« Gott das Ur-Ich oder Ur-Du, Gott als der heilige Seelenfreund, Gott den wir niemals eigentlich fassen können, weil er sonst nicht Gott wäre, mit dem aber eine innige Verbindung der menschlichen Seele möglich oder naturgemäß ist! Ob man in diesen und ähnlichen Ergießungen vielmehr ein Bekenntnis sehen will als eine Philosophie: außer Zweifel ist die zentrale Bedeutung der Gottesidee in der Gedankenwelt Jean Pauls, und ersichtlich, daß von Bedürfnissen und Wertungen des Gemütes der Ausgang genommen wird wie auch die Entscheidung.

Auch die Psychologie Jean Pauls ist als eine »intuitive« mit Recht bezeichnet worden. Von dem Streben der modernen Psychologie nach exakter Feststellung, nach möglichst experi-

menteller Begründung konnte sie zu ihrer Zeit noch nichts haben, aber auch dem, was man »rationale« Psychologie nannte, ist sie nicht gleichartig. Durch eine Art unmittelbarer Anschauung sind ihre Grundzüge gefunden, und reichliche Beobachtung, eindringendes Verständnis menschlichen Seelenlebens ermöglicht die Ausgestaltung. Grundanschauung ist, daß die Seele mit einer Mannigfaltigkeit von Anlagen begabt sei, und zwar von generellen Anlagen und von individuellen, die der Entwicklung harren und deren Entwicklung zu fördern denn auch die Hauptaufgabe der Erziehung ist. Weit ab also liegt jede Anschauung, welche die Kindesseele als eine erst zu beschreibende leere Tafel faßt, welche alles in ihr Werdende erst durch Vermittlung der Sinne und Sinneseindrücke oder durch übertragene Vorstellungen sich bilden läßt. Natürlich ist die Kenntnis der Außenwelt allmählich zu erwecken, aber alles, was den eigentlichen geistigen wie sittlichen Wert des Menschen ausmacht, beruht auf jenen ihm angeborenen Kräften. Daß der einzelne Geist ein ganzes »All von Anlagen, Gesetzen, Trieben, Ideen« beherberge, wird ausdrücklich ausgesprochen. Als Unbewußtes schlummern sie im Menschen, und dieses Reich des Unbewußten und doch Lebenskräftigen findet bei Jean Paul eine besonders tiefe Würdigung. (Mit dem »Unbewußten« im System Eduard von Hartmanns hat es natürlich nichts zu tun, ist vielmehr ein rein psychologischer, nicht metaphysischer Begriff.) Das Unbewußte in immer weiterem Umfang zum Bewußten werden zu lassen, das ist gewissermaßen der Prozeß der Bildung, dessen Ergebnis den Gebildeten ausmacht. Es schlummern aber in uns nicht bloß aprioristische Erkenntnisse (eine »ganze Metaphysik« schon in dem jungen Kinde), es schlummern auch edle Willenskräfte. Eine Art von Instinkt, von göttlichem Instinkt, drängt den Menschen hin zum Höchsten. In ihm ruhen, im Keime wenigstens, die Ideen der Freiheit, Gottes, der Tugend, Wahrheit, Schönheit, Unendlichkeit, Ewigkeit, Unsterblichkeit. Darum ist die jugendliche Seele gleich »einer Winterwüste voll Frühlingskeime«.

Kaum scheint Jean Paul auch daran irre zu werden, daß die menschliche Natur als solche gut sei. Die Antipathie gegen die orthodox-pietistische Anschauung von der ererbten und

allgemeinen tiefen Sündhaftigkeit teilt er ja mit der Aufklärung, nur daß sie bei ihm nicht auf eine Korrektur des Dogmas durch den unbefangenen Menschenverstand hinausläuft, sondern daß ihm seine große Liebe jenen Optimismus eingibt. Daß übrigens ganz konsequentes Festhalten dieses Standpunktes bei ihm nicht vorliege, ist mit Recht festgestellt worden. Eine gelegentliche briefliche Äußerung (an Jacobi aus 1801), die ein radikal Böses anerkennt und sogar den Namen des Teufels herbeizieht, die Erwähnung des guten und des bösen Poles in der Levana, und auch einige sonstige Stellen (wozu das Wort von der »in der finstern, festen Erde liegenden Wurzel« des seelischen Lebens schwerlich gehört) lassen eine Einschränkung oder Unterbrechung seines optimistischen Glaubens erkennen. Indessen auf dem angelegten Guten bleibt durchaus der Hauptnachdruck, und endgültig bleibt der Autor dabei stehen.

Als ein ganz besonderer Gedanke Jean Pauls erscheint dann derjenige von dem »idealen Preismenschen« oder »Hochmenschen«, der in dem einzelnen ruhe, und den zur möglichst vollen Entwicklung kommen zu lassen die eigentliche Bestimmung ist. Was damit gewollt ist, kann nicht unklar bleiben: eine harmonische Verbindung oder wertvolle Vermittlung zwischen Menschheitsideal und Individualität. Die Erziehungstheorien so mancher andern Autoren hatten (und haben auch n a c h Jean Paul) das Ziel der Menschenbildung in ein schlechthiniges Ideal, also auch ein grundsätzlich für alle geltendes, gesetzt, sei es von theologisch-religiösem, sei es von abstrakt philosophischem Standpunkt aus. Auch die Neuhumanisten, immerhin der Welt der wirklichen Werte näher stehend, haben doch den Begriff der allgemeinen und harmonischen Bildung in dem Sinne aufgestellt, daß ein grundsätzlich Identisches damit gemeint war, ein Ideal, dem die einzelnen sich nicht gleichmäßig nähern würden, das aber doch d a s Ideal für sie bildete. Und wenn unsere Edelsten von der Bildung zur Humanität redeten, so wird auch dabei an individuelle Mannigfaltigkeit, ja an ein berechtigtes starkes Auseinandergehen nur teilweise gedacht. Die Rücksicht auf die Individualität ist indessen nicht etwa lediglich Jean Paul eigen-

tümlich; sie taucht ungefähr zur selben Zeit an mehr als einer Stelle auf. Herbart widmet ihr grundsätzliche Anerkennung, und in seiner Bezeichnung des Erziehungszieles als »Charakterstärke der Sittlichkeit« kann man, wenn man sein ganzes pädagogisches System überblickt, eine Andeutung des Rechtes eines individuell zu verwirklichenden sittlichen Ideals finden. Später hat dann Schleiermacher dem Begriff der Individualität zugleich mit dem der Lebensgemeinschaft in seiner dialektisch umsichtigen Weise Geltung verschafft. Es ist eben eine Reaktion der ganzen Zeit gegen die allzu abstrakten Konstruktionen der Menschenbestimmung aus dem Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts; man mag sie mit zur Romantik rechnen.

Bei Jean Paul kommt hier auch die Bedeutung in Betracht, die für ihn das »Ich« hat, das er in der Levana einen »innneren Sinn aller Sinne« nennt. Daß er andeuten will, es sei das Bewußtsein der Seele von sich als einem für sich Bestehenden, einem Unteilbaren, das Bewußtsein individueller Persönlichkeit also, ist die nächstliegende Annahme, und im Grunde wäre diese Fassung nichts irgendwie Besonderes, wie ja seine Psychologie auch sonst vielfach die landläufige ist, wenngleich in der Formulierung fast immer eigenartig. Aber Jean Paul hat für seine Person von früh auf ein so tiefes und stetiges Ich-Gefühl gehabt und oft zum Ausdruck gebracht (er hat es auch dichterisch, und zwar bis zu tragisch-pathologischer Entwicklung, geschildert in dem Schoppe des Titanromanes), daß das Recht des Ich auf sich selbst, auf sein Sonderdasein, seine Eigenart, ihm besonders selbstverständlich und wichtig sein mußte.

Nicht ganz einfach ist der Sinn des »Anthropolithen«, in dem nach Jean Paul »der Idealmensch auf der Erde ankommt« und von dessen »Gliedern die Steinrinde so weit wegzubrechen« ist, daß er sich weiter selbst befreien kann. Gemeint aber muß damit doch all das Natürliche und sittlich Indifferente, etwa auch Hemmende sein, woran das junge Leben gebunden ist, worin es sich zunächst vollzieht, und das dann durch eine Art erlösender Einwirkung von außen her und allmählich auch durch erhöhte Kraft von innen her überwunden wird, um der idealen Wertentwicklung den Raum zu lassen. Daß das Bild

von dem Steinmenschen und von dem Wegbrechen der Stücke jenes Natürliche sehr starr und die nötig werdende Einwirkung als eine geradezu gewaltsame erscheinen läßt, mag überraschen, denn der sonst kundgegebenen Anschauung des Autors von jenem Wesen und dieser Wirkung entspricht das Bild in dieser Hinsicht nicht; aber Jean Paul wollte wohl vor allem das herrliche Hervorgehen eines wahrhaft Lebendigen und in diesem seinem Leben unvergleichlich Wertvollen aus der bloßen Menschenform zum Ausdruck bringen. Was in dem natürlich gegebenen Menschen von treibendem Leben liegt, von Keimen, die zur Entfaltung drängen, von Anlage, die sich verwirklichen will, ist mit jenem Bilde nicht angedeutet. Man muß es durch zahlreiche sonstige Ausführungen des Autors ergänzen. Schon das Bild vom Wegräumen von Moos und Gestrüpp gehört hierher.

Vielleicht vermißt man auch sonst eine recht klare Abgrenzung zwischen der Selbstentfaltung des in dem Individuum Angelegten und der Bedeutung der Einwirkung auf das Werden und Sichbilden. Zur Rede gestellt, würde der Autor sicherlich keine Grenzlinie anzugeben vermögen, es auch nicht versuchen wollen: denn die Abgrenzung würde schwerlich je anders als wortmäßig sein können und selbst, wenn streng begrifflich, nicht gegen die unberechenbaren Maße der Wirklichkeit aufkommen. Die ausdrückliche Betonung der Erregbarkeit des Kindes, die zusammen mit dem »Kinderglauben« als wertvoller Anhaltspunkt für die anzustrebende Entwicklung hingestellt wird, braucht kaum als ein besonderer Zug der Jean Paulschen Psychologie gerechnet zu werden. Daß unserm Autor aber das gesamte emotionale Leben und seine Entwicklung im Vordergrund des Interesses steht, darauf deutet nicht etwa bloß die Voranstellung der darauf bezüglichen Betrachtungen in der Levana (um so weniger, als für diese Anordnung auch die grundsätzliche Erörterung des frühesten Lebensstadiums spricht und die intellektuelle Bildung als solche immerhin mehr in den folgenden Stadien ihre rechte Bedeutung gewinnt): es stimmt auch zu des Schriftstellers ganzer Individualität, daß ihm die Region des Gefühls — und allerdings

auch die des von Gefühlsmacht in Bewegung gesetzten Willens — das Bedeutendere bleibt.

Die ganze intellektuelle Entwicklung stellt er unter den Gesichtspunkt der Entfaltung eines angeborenen »Triebes«, des »Bildungstriebes«,[1]) und es vollzieht sich für ihn diese Bildung in einer Art von bestimmten Stationen, oder auch von miteinander laufenden Linien: wie oben dargelegt, sind es Sprache, Aufmerksamkeit, Vor- und Einbildungskraft, Witz, Reflexion, Gedächtnis und Erinnerung, die er als solche Entfaltungslinien auseinanderstellt und nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklungsfähigkeit untersucht. Daß hierbei der Sinn der »Vorbildungskraft« neben der Einbildungskraft nicht ganz klar heraustritt, daß auch die Unterscheidung von Gedächtnis und Erinnerung deutlicher sein könnte, muß ausgesprochen werden; außerdem ist das Verhältnis zwischen Einbildungskraft und Gedächtnis für Jean Paul ein eigentümliches, und die Aufstellung des Witzes als einer selbständigen, unter normalen Umständen einer wertvollen Entwicklung harrenden Anlage fordert natürlich vor allem pädagogische Bedenken heraus. Darüber weiter unten. Im ganzen ist nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß der Autor bei der Aufstellung jener Reihe (oder Stufenfolge) unverkennbar eine geistige Entwicklung wie seine eigene zugrunde gelegt habe, wie er denn nicht bloß in seiner Lehrerpraxis die Eleven nach seinem eigenen Bilde zu formen bemüht war, sondern auch bei seinen theoretischen Erörterungen immer gerne auf die Rücksicht hinweist, die dem möglicherweise genialen Individuum von vornherein gebühre, und wie überhaupt die Kräfte des seelischen Aufschwungs und der geistigen Produktivität ihn naturgemäß zumeist interessieren. In diesem Sinne ist auch seine (nicht just in der Levana zum Ausdruck gebrachte) Schätzung der »Leidenschaften« zu verstehen, die er keinewegs als solche bekämpft und unterdrückt wissen will, die ihm vielmehr eine Erscheinung der Kraft bedeuten. (Man vergleiche das oben über Helvétius und das über Hamann Gesagte). Daß er dabei nicht an

1) Der Terminus scheint sich vor ihm nur für das Gebiet des organischen Lebens (in einer Schrift von Blumenbach) zu finden.

lasterhaften Hang denkt, sondern nur an ein überlebendiges Empfinden und Wollen, ist offenbar.

Wie zu allem Wertvollen, allen edlen Gefühlen nicht bloß, sondern auch Ideen die Anlage gegeben ist, wie diese zu dem Schatz des Angeborenen gehört, davon war vorhin schon die Rede: so also findet das Wahrheits-, das Schönheits-, das Ehrgefühl, so finden namentlich Liebe und Religion sich — im Schlummerzustand des Unbewußten, aber darum unzweifelhaft wirklich — vor. All dieses Schöne und Edle braucht nur geweckt und sein Aufleben etwa durch Abwendung von Hemmnissen erleichtert zu werden. Das Werden eines heiligen, lebendigen, festen Zentrums des Fühlens und Wollens ist das eigentlichste Ziel der persönlichen Wertbildung, und von großer Bedeutung ist dafür, daß eine Art von unmittelbarer Übertragung wertvollen Fühlens und Willens oder doch ein Erwecken des Schlummernden durch persönliche Berührung, durch äußere oder innere Anschauung, erfolgt. Welche Wege im übrigen die Bildung des Willens nimmt oder zu nehmen hat, das gehört mehr der pädagogischen Methode an: daß jede Art von Abhärtung, Entfachen und Bewahren von Lebensmut, Hindrängen zur Selbständigkeit, bestimmte und nicht bequeme Zielsetzung dazu gehört, nur dies sei hier noch kurz angeführt.

2.

Einer ausdrücklichen Darlegung der in der Levana zum Ausdruck gebrachten pädagogischen Methode bedarf es (nach der obigen vollständigen Wiedergabe des Gedankenganges) schwerlich. Auf die Hauptzüge hinzuweisen und die der Kritik sich bietenden Punkte herauszuheben, wird genügen. Doch bevor wir dazu übergehen, sei der Blick auf ein Gebiet gelenkt, das jedem, der lebendige Beiträge pädagogischer Einsicht bringen oder gewinnen will, wichtig sein muß und das denn auch die neuere Pädagogik mehr und mehr in ihren Bereich einbezieht: die Beobachtung und Erkenntnis der tatsächlichen Wesensart der Kindheit und Jugend, in ihren allgemeinen Zügen wie in individueller Ausgestaltung. Als Kinderfreund von unvergleichlicher Wärme und als durchdringender Beobachter und nachgestaltender Kenner mensch-

licher Natur hat Jean Paul natürlich auch hier viel Zutreffendes und Wertvolles darzubieten vermocht. Ein Franzose (G. Compayré) hat in einer Arbeit über Rousseau darauf hingewiesen, wie viel in dessen Émile zwischendurch an guten Beobachtungen über das Wesen der Jugend zu finden sei und eine wie anschauliche Ausbeute zugunsten der jetzt angebauten Kinderpsychologie daraus zu gewinnen sein möchte. Ähnliches gilt denn auch von Jean Paul [1]) und natürlich besonders von der Levana (wie man übrigens selbst bei einem anscheinend so reinen Theoretiker wie Herbart nicht wenig Schätzbares dieser Art antrifft).

Manches natürlich, das hier unseres Autors Feder niederschreibt, hat ihm nicht Beobachtung an sich schon diktieren können, er nimmt es aus seinem tiefen und zum Teil fast ekstatischen Fühlen für die Kindheit überhaupt. Vielleicht vermag ohne warme innere Beziehung zu einem solchen Objekt Beobachtung niemals viel einzubringen. Die Äußerung, daß »ein vollendetes Kind eine himmlische Seelen-Aurora wäre«, mag hierher gerechnet werden. Daß »ein Kind nie für zu unschuldig und gut gehalten werden« könne, nicht minder. Manches andere Urteil gehört zu seiner besonderen psychologischen Theorie. So, daß das körperliche Wachstum des Zöglings ein geistiges hervortreibe, daß im Kinde die religiösen Grundbegriffe, ja auch eine umfassende sprachliche Begriffswelt schon latent vorhanden sei, daß im Jünglingsalter jeder sein individuelles Menschenideal lebendig erschaue (was in Wirklichkeit nur von edlen Naturen gelten kann) und manche ferneren optimistischen Urteile. Die Anführung des »Kinderglaubens« als eines wesentlichen Stückes der kindlichen Ausstattung und eines wichtigen Hebels der Bildung darf immerhin als objektiv schätzbare Feststellung betrachtet werden. Aber weiter: wie es für das jüngere Kind eigentlich keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern nur eine Gegenwart gibt, wie das seelische Leben der Frühzeit nicht sowohl Nahrung braucht als Wärme, nämlich Freudigkeit, wie man

1) Aus Werken wie der Unsichtbaren Loge und dem Titan sind einige hierher gehörige Stellen schon oben angeführt.

»in dieser Dämmerperiode das Licht nur selber wachsen zu lassen braucht, ohne eins anzuzünden«, wie viel für die Erwachsenen Unergründliches im Kinde bleibt, wie viel wertvolle »Hörlust« in ihm zu leben pflegt, wie viel es durch eigene Kraft, durch ahnenden Drang von der vor ihm gesprochenen Sprache erfaßt, wie seine Entwicklung nach manchen kleinen Schritten auch große Sprünge aufweist, und zwar die geistige nicht minder als die physische, wie seine Selbstliebe noch harmlos ist, sofern es »sich noch zu keinem andern Ich durchfühlen kann«, wie auch ein Kind seine »hypochondrischen Regentage und Regenstunden« hat, oder »verworrene Stunden, in denen es gewisse Befehle durchaus nicht zu erfüllen vermag«, wie Kinder fähig sind, »auch am schlimmsten Tage zwanzigmal entzückt zu werden«: das alles sind zutreffende Beobachtungen, die meist auch da, wo sie nur geben, was schon viele andere beobachtet haben, doch durch originelle sprachliche Formulierung wirkungsvoll zu werden vermögen: die originelle Einkleidung deutet hier eben doch auf ein eigenstes Sehen und Empfinden.

Besonders wertvoll muß die eindringende Würdigung heißen, die er dem Bedürfnis des Spiels und den verschiedenen Arten seiner natürlichen Ausgestaltung widmet. War es doch noch nicht lange her, daß man überhaupt begonnen hatte, in dem Spiel mehr als den Ausfluß der bedauerlichen Unreife zu sehen, der in einem gewissen Maße toleriert werden müsse. Und wenn Rousseau eigentlich nur erst die freie körperliche Bewegung proklamiert hatte, wenn die Philanthropen turnerischen Spielen einen ordentlichen Raum neben den Lernstunden gegönnt hatten, eine so tiefe psychologische Würdigung wie bei Jean Paul findet sich bei diesen und andern Vorgängern nicht. Schon die Unterscheidung zwischen Spielen der empfangenden, auffassenden, lernenden Kraft und Spielen der handelnden, gestaltenden, dann die Auffassung des Spiels als des verarbeiteten Überschusses der Kräfte, die Ablösung des bloß empfindenden und versuchenden Spiels der ersten Kindheit durch das schaffende, und zwar dasjenige mit Spielsachen und das mit Menschen, das Verhältnis der Spielsachen zur Phantasie, die ethische Bedeutung des Spielens von

Kindern mit Kindern, die Beliebtheit der mit Erwartung und Befürchtung verbundenen Spiele, die dem Bilderbuch gebührende poetische Beseelung: alle diese und manche sonst hierher gehörigen Hindeutungen sind treffend und beherzigenswert.

Daß über das Verhältnis von Knaben und Mädchen unser Schriftsteller eine Fülle schätzbarer Beobachtungen zu bieten hat, fühlt jeder Leser: also über das allmähliche Auseinandergehen der beiderseitigen Naturanlage und der daraus hervorgehenden objektiven Bedürfnisse, über Neben-, Mit-, Gegen- und Füreinander, Übergangszeiten, Temperament und anderes. Fehlte auch eine Literatur über Mädchenerziehung schon damals nicht (man braucht nur an Fénelon zu erinnern, aber weit ältere Schriften wären anzuführen neben neueren), so hat doch bis dahin niemand die Mädchen in ähnlicher Weise zugleich naturgeschichtlich treu und sympathievoll zu beobachten und zu kennzeichnen gewußt. Selbständig und treffend sind auch die Beobachtungen über die Bedingungen der Wirkung des Beispiels, des dauernden im Verhältnis zum vorübergehenden, und über die ansteckende Wirkung nicht bloß der Furcht, sondern auch des Mutes. Was es in Wahrheit mit den Lügen der Kinder auf sich hat, eine Frage, mit der sich gegenwärtig die Kinderpsychologie wieder eindringend beschäftigt, ist schon von Jean Paul in wesentlichen Punkten richtig beleuchtet worden. Und auch das Verhältnis von erscheinender und wirklicher Lieblosigkeit in der Kinderseele, die Bereitwilligkeit zu bestimmtem Tun als Ausdruck der Liebe bei großer Sprödigkeit in unmittelbarer Bezeugung derselben, zugleich freilich die Unfähigkeit des Kindes, die ihm gebrachten Tatopfer der Liebe zu würdigen, ferner aber das ganze Leben, Erscheinen und Wirken der Liebe in dem Zusammenleben von Eltern und Kindern, die entstehende Freude an Mildtätigkeit und was sonst damit zusammenhängt: das bildet ein an guten Winken und Wahrheiten reiches Gebiet innerhalb unseres Buches. Die Bemerkungen über die relativen Vor- und Nachteile für die Herzensbildung bei Großstadtkindern und jungen Kleinstädtern sind nicht minder treffend.

Auch auf das Schulleben dehnen sich die wertvollen Be-

obachtungen aus. Hier mag man schon den Hinweis würdigen, daß die nämlichen Kinder in verschiedener Lebenssphäre und Situation oft gar nicht wiederzuerkennen sind, denn dieser Hinweis hätte namentlich auch für das Verhalten im häuslichen und Schulleben seine Geltung. Außerdem die Feststellung, wie verschieden »Gassenwunden und Schulwunden« genommen werden und wirken. Ferner die Situation unbeteiligter Schüler bei grober Bestrafung ihrer Genossen; die Rolle der Angst in dem kindlichen Gemütsleben und natürlich auch gerade gegenüber den oft schwer lastenden Ordnungen des Schullebens; die oft lähmende Wirkung der Furchtgefühle in Beziehung auf Gedächtnis und Aufmerksamkeit. Dann aber auch die sonstigen ungünstigen und günstigen Bedingungen für die Aufmerksamkeit, die am leichtesten wach bleibt da, wo irgend eine Produktivität stattzufinden hat. Weiterhin die Unmöglichkeit für das jugendliche Alter, bei der Lektüre eines Autors zugleich der Form und dem Stoff die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Weiter die innere Unlust, eigenem Gefühl einen offenen und vollen Ausdruck zu leihen. Mit alledem sind immer nur Hauptstellen angedeutet, den weit größeren Reichtum an hierhergehörigen Beobachtungen im Buche selbst muß jeder Leser erkennen.

Wer das innere Leben der Zöglinge samt seinen Rechten und Nöten so klar vor Augen hat, der wird auch die gewöhnlichen Irrungen der Erzieher mit aller Deutlichkeit sehen, und wie Jean Paul sie bald mit heiterem Spott und bald mit tiefem Ernst, ja mit bitterem Unmut zur Darstellung bringt, wird kein Leser seines Buches vergessen. Gleich im einleitenden Teil begegnen wir denn auch der Hindeutung auf diejenigen, die als des Kindes Gesetzgeber und zugleich seine unbeschränkten Machthaber figurieren, und auf die Sklaverei der Kinder unter der Willkürherrschaft ihrer erziehenden Gebieter kommt auch sonst noch die Rede. Ja, daß die »im Menschen wohnende furchtbare Grausamkeit« zuzeiten eine gewisse Süssigkeit finde im Wehetun, wird ausdrücklich auch für die Welt der Erzieher ausgesprochen, und richtig sind jene gemeinen Mütter beobachtet, welche in jeder Haltung des Kindes Anlaß zum Züchtigen zu finden vermögen. Aber

schon die Anschauung, daß den Eltern die Fürsorge für den Körper ein Recht auf »geistige Einklemmung« gebe, mußte bestimmte Zurückweisung finden. Und spottend wird all der Erzieher gedacht, die für ihre Person »im Zenith des Weltalls zu stehen glauben«, keinen Schatten zu werfen, also mit Anschauungen und Maßnahmen immer im Rechte zu sein meinen; mit mehr Mißbilligung noch derer, die mit beständigem Gehorsamfordern jede wirkliche Willensentwicklung hemmen, oder die zwischen absichtlichem Ungehorsam und innerem Unvermögen nicht unterscheiden, oder in deren Händen »das Erziehungsleitseil zu einem seidenen Erdrosselungsstrick« wird, oder die da meinen, überhaupt jeden inneren Widerstand brechen zu müssen durch Strafen, oder die in jeder augenblicklichen Unart schon Unnatur sehen, die namentlich auch solche Unarten mit großem Ernst bekämpfen, deren Vergehen mit den Jahren von selbst zu erwarten ist, die gewaltig schwere Mittel anwenden, um geringe Fehler abzustellen (»ein Kind mit der Sense barbieren«). Noch viel Gewöhnlicheres wird berührt, wo von dem Sichgehenlassen mit Gebieten und Verbieten die Rede ist, oder von der Gewohnheit, vom Kinde tatsächlich mehr Korrektkeit und also Selbstbeherrschung zu fordern, als man sich selber zumutet, und an zahlreichen Stellen richten sich satirische Blicke auf »den Wortstrom, den man der Jugend mitgibt ins Weltmeer« (und der doch »vor Wogen und Winden zerlaufen« wird), auf das ewige Vorpredigen und Vorpredigenlassen, auf »die ganze Schulphrasenerziehung«, die nichts kernhaft Lebendiges hervorzurufen vermag, wobei mit Mitleid des armen »Hörknechtchens« gedacht wird.

Wie wenig den gewöhnlichen Erziehern ein bestimmtes Erziehungsziel vorschwebt, wie wenig sie selbst eine einigermaßen gleichmäßige Stimmung gegenüber der Erziehungsaufgabe zu bewahren wissen, ist in jenem § 22 auf höchst witzige, aber durchaus der Wirklichkeit entsprechende Weise geschildert, und beklagt wird die »Wechselwillkür zwischen Erlauben und Verbieten«, das Fehlen eines unabänderlichen Ja oder Nein, wie natürlich auch das vielfache Auseinandergehen der zum Zusammenwirken berufenen natürlichen

Erzieher. Dazwischen dann die Schilderung von allerlei besonders unerfreulichen Typen unter Lehrern und Erziehern, den immer stürmenden Müttern, den Sauertöpfen, den Jammerlehrern, auch von denen, die die Strafe mit häßlichem Spott begleiten, ferner von den Pädagogen, die in dem Stock eine Art von Stocklaterne zur Erleuchtung ihrer Schüler sehen, oder — um auf Geistigeres überzugehen — von denen, die mit ihrer Einwirkung »den Zögling zu ihrem eigenen Spiegel schleifen« wollen, vielleicht einem »platten oder hohlen« Spiegel! Doch setzen wir diese Wiedergabe der Ausstellungen an der tatsächlich gewöhnlichen Erziehungsweise nicht weiter fort. Wird man doch ohnehin nicht etwa darin schon einen Hauptwert unseres Buches erkennen wollen! Diese Ausstellungen mögen sogar ganz wohlfeil erscheinen, da jeder ernst gestimmte Beobachter ähnliche alle Tage zu machen vermöge. Aber auch hier ist doch Jean Pauls Ton nicht der von jedermann! Die bald scharf satirische, bald nur überlegen witzige, bald tief geringschätzige, bald innerlich bittere Art seiner Kritik ist eben doch Ausfluß zugleich seines heiligen Ernstes, seiner warmen Liebe und seiner klaren Erkenntnis. Kommen wir denn auf die Hauptpunkte seiner positiven pädagogischen Theorie.

3.

Kein Zweifel: wenn man die Erziehungstheorie Jean Pauls durch den hervorstechendsten Zug charakterisieren soll, so ist dies die Schätzung der Selbstentfaltung des Zöglings und die Begünstigung dieser Selbstentfaltung als erste, große, durchgehende Aufgabe. Aber diese Aufgabe ist denn doch zu allgemein, um sich nicht zu verzweigen, und natürlich bedarf alle daraufhin gehende Tätigkeit der Ergänzung von anderer Seite. Der Verfasser hat ja nirgendwo ein Schema aufgestellt, hat nicht die einzelnen Linien des pädagogischen Verhaltens von vornherein hingezeichnet (was schematischen Geistern unter seinen Lesern anstößig sein mag). Offenbar gewinnt bei ihm das Einzelne vielfach erst unter dem Schreiben eine begriffliche Zuspitzung. Wenn man gleichwohl zusammenstellen will, nach welchen Seiten er die erzieherische Tätigkeit ge-

richtet sehen möchte oder welche allgemeinsten Aufgaben er nebeneinander für sie aufstellt, so kommen im wesentlichen neben jener Hauptaufgabe, nämlich der Ermöglichung oder Begünstigung der Selbstentfaltung, zur Sprache: Behütung, Läuterung und Kräftigung, aber auch eine erregende oder entzündende Einwirkung, eine beschränkende und (mehr andeutungsweise) eine heilende.

Oder, wenn wir noch einmal auf die schon an einer früheren Stelle als allgemeingültig aufgeführte Dreiteilung als Entwicklungshilfe oder Pflege, Gegenwirkung oder Zucht, und Übertragung oder Lehre zurückkommen, so wiegt bei Jean Paul die erstgenannte so entschieden vor, daß die zweite und dritte nur zu geringem Rechte kommen. Immerhin aber fehlt die Würdigung der Gegenwirkung (also der beschränkenden, zurücktreibenden, unterwerfenden Tätigkeit) nicht; sie soll auch nicht wie bei Rousseau gänzlich mit dem Fühlenlassen natürlich gegebener Schranken erschöpft sein; es werden bestimmte, persönliche Maßnahmen nicht abgelehnt; indessen die Hauptsache soll allerdings jene Rousseausche Norm bleiben. Und was die (von uns so bezeichnete) Übertragung betrifft, so tritt ja allerdings bei richtiger Organisation diese Tätigkeit überhaupt nicht äußerlich neben die der entwickelnden Pflege; Übertragung als eine bloß stoffliche, also von Wissensinhalt, Kenntnissen, auch fertigen Urteilen und Wertmaßstäben, ist etwas sehr Untergeordnetes, Mißliches im Verhältnis zu der Übertragung von innerem Leben, von Gesinnung und Strebungen; und das Wünschenswerteste natürlich ist es, wenn sich Entfaltung und Übertragung entgegenkommen, sich verbinden und verschmelzen, wie das denn bei jedem guten Lehren und Lernen (aber nicht bloß da) der Fall ist, indem zugleich Kraft geweckt, geübt, gefördert und wertvoller Geistesstoff übernommen, angeeignet, verarbeitet wird. Hier nun steht bei Jean Paul durchaus die Übertragung inneren Lebens im Vordergrund, das Entzünden von Leben an Leben, das ins Herz Strahlen des Großen und Edlen; und was den bestimmten Bildungs*stoff* betrifft, so erfährt der als solcher wenig nähere Beleuchtung, er kommt wesentlich nur als Material für den Bildungstrieb in Betracht.

Diese ganze Stellungnahme ist sehr begreiflich als Reaktion gegen den tatsächlichen Charakter der älteren Schul- und auch Hauserziehung, in der kurz gesagt Einschränkung oder Unterwerfung und stoffliche Übertragung allein herrschten, und auch gegen die philanthropinische Pädagogik mit ihrer oberflächlichen Psychologie und ihren hausbackenen Maßstäben. Tiefer zu graben, das Organische als solches zu erkennen und zu schätzen, eine zentrale Wirkung anzustreben, von einem inneren Lebenskerne aus das Leben sich gestalten zu lassen, darauf mußte es nun ankommen, wie denn auch Neuhumanismus und Romantik nach dieser Richtung wiesen. Aber näher noch als einem beliebigen Jünger des Neuhumanismus oder einem sonstigen Vertreter der neuen Generation lag es doch dem Dichter, dem genialen Menschen. Und durch das ganze System Jean Pauls hindurch (nicht bloß an einzelnen, wenigen Punkten) ist es zu spüren, daß ihm eigentlich erst der geistig selbständig produktive Mensch der Vollmensch ist, und ebenso, daß nach ihm die Erziehung so eingerichtet werden muß, um solchen volleren, produktiven, irgendwie genialen Geistern ja nicht die mögliche Entwicklung zu erschweren. Daß der Wert der überhaupt nach irgend einer Seite überragenden Menschen vor allem gewürdigt und erhalten werden müsse, das ist für ihn leitender Gedanke, wobei er auch mit an den Gewinn gedacht haben mag, den von diesen Überragenden die große Zahl der andern ziehen würde, ohne aber daß ein solcher sozialer Gesichtspunkt gegenüber dem ihn zunächst ganz beherrschenden individuellen zu bestimmtem Ausdruck käme.

Soll eine Kritik gegenüber dieser gesamten Stellung Jean Pauls hier einsetzen, so wäre natürlich noch gar nichts damit gewonnen, daß man sagte: jene drei Aufgaben, die der Unterstützung, der Gegenwirkung, der Übertragung müssen gleiches Recht haben und jede einseitige Bevorzugung ist Verfehlung. Immer wird nach starkem Überwiegen einer der Seiten die Reaktion zugunsten einer andern sich einstellen. Daß es Fortschritt bedeutet, wenn die positiven Tätigkeiten die negative siegreich zurückdrängen, darf man behaupten: aber auch der Verzicht auf Gegenwirkung, auf Einschränkung

und Unterwerfung kann zu weit gehen, worauf dann eine Umkehr sich als notwendig immer wieder erweisen wird. Von jenen beiden positiven Tätigkeiten hat die Schule der Neuhumanisten immerhin die der Übertragung sehr in den Vordergrund gestellt; aber die Schule als Schule wird dazu immer geneigt sein. Und zugleich kann sie der Gegenwirkung, sofern sie es mit einer Schülerschaft als Gesamtheit, einem immer nur halb durchgeistigten kollektiven Lebewesen, zu tun hat, nicht so weit entbehren, wie es draußen stehende Idealisten und Optimisten für angemessen halten. Kurz, es findet hier ein gewisses naturgemäßes Schwanken immer wieder statt, ein Vorwiegen und Zurücktreten oder Zurückgedrängtwerden. Und nicht bloß die sich folgenden Zeitströmungen oder Gewöhnungen bringen das mit sich, sondern auch die ungleichartige Natur der Zöglinge oder Zöglingschaften und der Erzieher. Aber die größte Gefahr ist immer, daß die Entfaltungshilfe nicht in dem möglichen Umfang geleistet werde; diese vornehmste, zarteste und schwierigste Aufgabe liegt allen mittelmäßigen Erziehernaturen am wenigsten nahe, und es müssen immer wieder echte Menschenfreunde mit schönem Optimismus und höherer Zielsetzung kommen, um die größte Aufgabe recht ins Licht zu rücken. Jean Paul gehört zu diesen, und unsere Frage braucht nicht zu sein, wie weit seine pädagogische Theorie eben *nicht* reichen würde, wenn wir ihm die positive große Anregung entnehmen, die er — nicht schon durch seine Auffassung an sich, aber durch deren begeisterte Vertretung zu geben vermag.

Was alles zugunsten der Selbstentfaltung in den zahlreichen Abschnitten der Levana ausgesprochen ist, soll nicht nochmals ausgelesen und zusammengestellt werden: in immer neuen Wendungen kommt der Verfasser an den verschiedensten Stellen darauf zurück. Um ihretwillen lehnt er selbst die planvolle und schulmäßige Gymnastik der Sinne ab, indem er allseitige Betätigung und Ausbildung derselben als etwas gewissermaßen von der Natur Diktiertes ansieht. Um ihretwillen ist ihm nichts antipathischer als das »Einschütten von Kenntnissen« (anstatt Anregung des Bildungstriebes), oder gar das Übermachenwollen von Religion, die doch latent vorhanden

ist und eigenstes Leben des Individuums werden soll. Nur »Rinde wegzubrechen« gilt es, oder »nur Moos und Gestrüpp wegzuräumen«, damit das schöne Herz als solches hervortrete. Hat doch »der Teufel nur einen schwarzen Rahmen um das göttliche Ebenbild im Menschen geschnitzt und gespannt«, und wie die Bilder sonst alle lauten: so daß also die sittliche wie die intellektuelle Selbstentfaltung eigentlich immer das Gute und Rechte verspricht.

Mit dieser Bewertung der Selbstentfaltung hängt nahe zusammen die Schätzung und der Schutz der Individualität. Natürlich, denn eine Entfaltung von wesentlich Gleichartigen wäre schwerlich etwas der Aufmerksamkeit und Pflege Würdiges. Aber, wie in unserer obigen Inhaltsangabe gesagt wurde: auf Differenzierung ihrer Geschöpfe geht die Natur sichtlich überall aus, wo die Bedingungen für hervorgehendes Leben günstig sind, und jede Verfeinerung organischen Lebens weist zugleich Differenzierung mit auf. »In der rechten Freiheit entwickelt sich die Natur von selbst, aber — in Naturen«. Ihr Recht hat die Individualität (über deren Entstehung Geheimnis ruht und auch ferner ruhen mag) durch sich selbst, und auch ihr Recht auf Ausbildung. Daß der Gedanke an »Staatsbrauchbarkeit« maßgebend sein soll, an die Erfüllung bestimmter Funktionen innerhalb der großen Lebensgemeinschaft also, widerstrebt unserm Autor mit seiner empfindlichen Subjektivität natürlich noch mehr, als er es in Konsequenz seiner Theorie abzulehnen hat, während eine ruhig abwägende Erziehungstheorie jenen Zweck durchaus mit aufnehmen und überhaupt zwischen sozialer und individueller Zielbestimmung nicht so leicht und einseitig sich entscheiden wird.

Namentlich aber scheint sich Jean Paul vorzustellen, daß in jedem Individuum bestimmte wertvolle Grundkräfte oder geradezu eine Grundkraft gegeben sei, und ihr zur Entfaltung zu helfen ist die große positive Aufgabe. Die Beispiele, die er gelegentlich anführt, weisen begreiflicherweise auf ganz hervorragende, wenn nicht geniale, Individuen hin. Er würde aber gern in jedem Kinde künftige Menschengröße sehen, und er rät denn auch den Eltern, ihr Kind durchaus als möglicherweise genial zu betrachten, damit sie ihm ja die beste

Entwicklung ermöglichen — ähnlich wie Quintilian jedem römischen Vater rät, in seinem Söhnchen einen künftigen großen Redner zu sehen, damit er ihm nichts von den möglichen Bildungsgelegenheiten vorenthalte. Zu der Anschauung von der »Grundkraft« kommt dann allerdings die von einer möglichen Übergewalt einer solchen einzelnen Kraft; sie könnte andere, schwächer angelegte Kräfte unterdrücken, nicht aufkommen lassen. Darum denn die große pädagogische Norm, die man wohl als die Maxime der Diversionen oder als das Prinzip der Grenzberichtigung bezeichnet hat: »Keine Kraft ist zu schwächen, nur ihr Gegenmuskel ist zu stärken«. Oder: »Jede Naturkraft ist heilig, doch muß das Erziehen die unterdrückende Kraft durch die wagehaltenden Kräfte mildern und reinigen.« Nach seinen Beispielen denkt Jean Paul hier vorwiegend an Seiten des Gemüts- und Willenslebens; er könnte auch — und vielleicht eher — an solche des intellektuellen Lebens denken, an das Verhältnis von Phantasie und Denken vielleicht zu allermeist, denn da würde es am ersten praktisch werden können, während die Aufgabe, dem leidenschaftlichen Willensmenschen ein weich erbarmendes Herz zu schaffen oder ähnliche direkt ins tiefste Leben zielende Bemühungen wohl meist oberhalb der Linie des Menschenmöglichen bleiben werden. Übrigens scheint Jean Paul mit solchen Forderungen der Erziehung eine Kraft von entscheidendster Bedeutung zuzusprechen, während er doch andrerseits mit der geringen Schätzung ihrer stärksten Einwirkungsmittel in diesem Punkte eher resigniert erscheint. Wirklich, wenn sie in jener Weise vorhandene Kräfte auch nur zu regeln, zu steigern, auszugleichen vermag, dann ist das — oder wäre das — etwas Größeres als alle Einpflanzung, Aufnötigung, alle Schulung und Formung.

Die Idee des individuellen Preis- oder Hochmenschen gehört in diesen Zusammenhang. In ihr ist dreierlei enthalten. Zunächst der Verzicht auf das Bildungsideal als ein allgemeingültiges, unbedingtes, identisches. »Nichts Endliches kann die unendliche Idealität wiederholen, sondern sie nur zum Teil eingeschränkt zurückspiegeln.« Zweitens die möglichst völlige Verwirklichung der in dem Individuum an-

gelegten positiven Werte (darum Preis- oder Hochmensch). Und drittens der Ausgleich zwischen dem immerhin in verschiedenem Grade Angelegten, ja zwischen Schwächen und starken Seiten, so daß, wenn auch ungleiche Stärke dieser verschiedenen Eigenschaften bleibt, doch kein wesentlicher Ton zur Harmonie fehlt, vielmehr die einzelnen so voll als in diesem individuellen Falle möglich zur Entwicklung kommen. (Dies letzte nach dem Zusatz der zweiten Auflage zu dem betreffenden Abschnitt.)

Ohne Zweifel hat unser Autor hiermit eine Theorie von sehr gewinnendem Eindruck aufgestellt. Dem schlechthin allgemeine Geltung beanspruchenden Ideal gegenüber erscheint dies als das Erreichbarere, der Wirklichkeit des Lebens gegenüber als das Wertvollere, und von Allseitigkeit ist doch genug gewahrt, um eben auf der Höhe des Bildungs-Ideals zu bleiben. Welche praktische Bedeutung könnte es gewinnen? Vielleicht würde der Autor selbst durch diese Frage unmutig gemacht werden, hinter ihr eine Nüchternheit vermuten, die seinem eigensten Wesen für immer fremd blieb. An alltägliche Wirklichkeit hat er überhaupt schwerlich gedacht, an die Erziehung ganzer Generationen jungen Nachwuchses. Ihm schwebt wohl immer eine Art Fénelon (dessen Person er sich übrigens noch idealisiert) vor mit einem Edelzögling. Wie schwer es in Wirklichkeit schon sein müsse, den verhüllten Idealmenschen im bestimmten Falle zu erkennen, hat er selbst angedeutet. Um es nochmals zu sagen: daß ein helles Schauen dieses Ideals durch den es in sich Tragenden im Jünglingsalter wirklich Regel und daß es von wirksamer Kraft sein werde, auch das darf man ja leider nicht annehmen. Es sind eben immer nur besondere Naturen, zu Hochmenschen wirklich angelegte Naturen, bei denen ein solches seelisches Schauen (anstatt aller träumenden Selbsttäuschung und überfliegenden Zukunftshoffungen) Wert haben und lebendige Kraft gewinnen wird. Die grundsätzliche Anerkennung jeder Kraft als einer heiligen dürfte die Frage offen lassen, was denn als Kraft in diesem Sinne wirklich zu gelten habe; leidenschaftliches Interesse jedenfalls (das ward schon oben wiederholt berührt) zieht Jean Paul mit herein und mag es tun; aber im

ganzen stehen diesem unentwegten Optimisten immer ganz wesentlich nur ethisch schätzbare oder doch leicht schätzbar zu machende Kräfte vor Augen. Sind ihm die Nachtseiten menschlicher Wesensanlage — nach seinen Romanen — keineswegs unbekannt, so werden sie für ihn doch immer weit überstrahlt durch das Licht, das von menschlichen Wertgestalten ausgeht, das diese von innen her durchleuchtet.

Daß die Kräftigung des Gegenmuskels ein nichts weniger als einfaches Problem darstellt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Viel Klage geht gegenwärtig durch die Welt, daß das Trachten nach »harmonischer« und damit allzu allgemeiner Menschenbildung die Kräfte tatsächlich weithin geschwächt habe, eine ungeheure Summe unberechtigten Druckes herbeigeführt und viel freudiges Selbstbewußtsein, Selbstvertrauen und wirklich schätzbare Leistungsfähigkeit verhindert habe. Den Begriff der »Harmonie« dankt Jean Paul eben doch seinem Zeitalter, oder man darf sagen der Sphäre der besten Menschen in seinem Zeitalter. Daß er ihm nicht eine gleichmäßige Allseitigkeit bedeutet, sondern an das individuell Angelegte anknüpft, ist wesentlich. Aber durch die Verbindung aller jener Züge, der wirklichen Idealität zusammen mit der vollen Individualität und der Harmonie der persönlichen Eigenschaften, erhält sein pädagogisches Gesamtideal einen um so idealeren, transzendenteren Charakter, bleibt allzu hoch über der Sphäre des im ganzen wirklich Zugänglichen schweben. Wahr ist, daß man in unsern Tagen auf einem zu weit von jener Anschauungsweise abliegenden Standpunkt angekommen ist. Man schätzt jetzt allenthalben Individualität um ihrer selbst willen, wünscht nur Eigenart anzutreffen und erkennt ihr als solcher schon alles Lebensrecht zu: wie in der bildenden Kunst und neuerdings selbst in der Musik, so auch auf psychologisch-ethischem Gebiete. Man ist da also mit sehr bescheidenem Gute zufrieden. Es wird ja wohl wieder eine Zeit der Reaktion gegen diese allzugroße Diesseitigkeit kommen. Man kann von dem Menschengeschlecht hoffen, daß es irgendwo immer das glimmende Feuer des Idealismus bewahre und daß das zuzeiten wieder flammend emporschlage.

Aber just mit Jean Pauls Augen wird man das Ziel auch dann schwerlich anschauen. Wir werden doch wohl auf die Dauer in das Bildungsideal sozialen Charakter mit aufgenommen haben, die Wertbildung der Individuen im Zusammenhang mit dem Gewinn für die Gemeinschaft sehen und jeder, auch der bescheidenen Wertstufe auf dieser Linie oder vielmehr Leiter ihr Recht geben. Schön konstruierte Ideale in allen Ehren, namentlich wenn sie wirklich vom Herzen aus konstruiert sind: aber einfach gesunde Richtlinien (Richtlinien auf die Höhe hin, doch nicht mit einer Art von Obligation sie zu erreichen) sind vielleicht noch schätzbarer. Immerhin, da »Leben sich an Leben entzündet« und der Enthusiasmus ein Stück volleren Lebens ist: möchten nur an dem Enthusiasmus Jean Paul Richters auch in Zukunft viele Gemüter sich entzünden! Vor allzu leichter Zufriedenheit mit Alltagszielen und Alltagsmethoden könnte das bewahren. Wenn man »nicht ungestraft unter Palmen wandelt«, so weilt man auch wohl nicht ungeläutert in der Höhenluft eines Geistes wie Jean Paul.

4.

Zu jeder Pflege guten organischen Lebens gehört als eine wesentliche Seite Behütung. Die Frage, welche Bedeutung die Behütung in der Erziehung haben solle, ist so alt wie bewußte Erziehung überhaupt. Plato fordert für die Zöglinge in seinem Staate seelische Behütung mit großer Bestimmtheit und in weitgehendem Sinne. Für die ganze ältere christliche Erziehung ist sie ein großes Anliegen; in besonderem Maße und besonderer Art wieder für die Pietisten. Auch für die Weltleute bedeutet sie viel, aber nur als Behütung vor dem Einfluß schlechten Tones oder wie man es nennen will. Im ganzen ist die Entwicklung der Dinge von der Sorge um seelische Behütung zu unbekümmertem Wagen oder auch bewußtem Exponieren gegangen; zu den Ausnahmen gehört, wer um jene heutzutage noch sorgt. Es hängt das doch mit Ideallosigkeit der Zeit überhaupt zusammen. Mit dem berühmten Wort, daß man Knaben wagen müsse, um Männer werden zu lassen, hat das kaum etwas zu tun. Dies würde auch Jean Paul unterschrieben haben: nicht weniges in seinem

Werke ist in diesem Sinn gehalten. Aber um seelische Behütung ist es ihm doch sehr ernstlich zu tun. Man mag hier an seine Äußerung denken, daß Mädchen eigentlich nur an heiligen Orten erzogen werden sollten (wobei er keineswegs Klöster oder dergleichen meint, aber jedenfalls jede Sphäre ausschließt, in welche Frivolität hineinreichen könnte). Gilt das also nur für diese eine Hälfte der zu Erziehenden, so wäre er doch gewiß auch für die andere nicht bereit gewesen, sie auf den Markt gemeinen Lebens hinauszustoßen.

Freilich, mehr als von allen Maßnahmen der Behütung muß er seiner ganzen Natur nach erhoffen von positiver Einwirkung, von dem Eintauchen in die Welt der Ideale, von der Vorführung edelster Gestalten, großer Charaktere, Gesinnungen und Handlungen, von der Einpflanzung hoher Ideen, von der Hinlenkung des Willens auf große und nicht leichte oder nahe Ziele. Gewiß, wie man im Angriff die beste Verteidigung sieht, so wird die beste Bewahrung vor den Übeln die Pflege des Guten sein. Und eine andere Art von Behütung wird die sein, welche die Erzieher sich selber zumuten: daß sie nicht ihrerseits in Versuchung führen, namentlich nicht zur Unwahrheit durch Drohung und Angst, ist unserm Autor nicht minder wichtig als seinem Vorgänger Rousseau, dem dieser Punkt zu so leidenschaftlichen Behauptungen Anlaß gibt. Interessant wird es uns ferner sein, wie Jean Paul vom Behüten der Kinder »vor seelenkrümmenden Gewohnheiten« spricht, nämlich vor der im achtzehnten Jahrhundert auch im Bürgertum verbreiteten Sorge um die Beobachtung gesellschaftlicher Zeremonien, namentlich aber serviler Huldigungen gegenüber der äußeren Vornehmheit, und auch unterwürfiger Demut gegen die strengen, strafenden Eltern (wovon das Küssen der Rute, der Dank für gnädige Strafe, das Abbittetun mit zerknirschter Miene bekannt gebliebene Stücke sind).

Weit will unser Erziehungstheoretiker gehen in der Bewahrung der Kinder vor Betrübnis und Herzeleid: daß diese im Kind leicht ungeheure Dimensionen annehmen, daß etwas objektiv Geringes subjektiv Furchtbares bedeuten kann, stellt der Kinderfreund durchaus richtig fest; und daß er »kein unglückliches Kind sehen kann«, wenn auch einen unglück-

lichen Mann, kündet die Güte seines Herzens an. Aber das Bewahren vor unglücklichen Stunden ist damit noch nicht gerechtfertigt: Kinder werden auch in dieser Beziehung schon etwas von dem regelmäßigen Menschenlos kennen und kosten müssen, es wird zur Bereitung ihres Inneren auf das folgende Leben nicht übel wirken, mag sogar mit zur nachwirkenden Poesie des Jugendlebens gehören; und wie leicht und rasch und restlos der Schmerz in jener glücklichen Periode vorübergeht, hat ja unser Autor selbst geschildert. (Daß spätere Träume oft die Ängste der Kinderzeit wiederkehren machen, findet seine physiologische Erklärung und beweist nicht, daß diese Ängste unter keinen Umständen hätten sein sollen.)

Sehr empfindlich ist er auch für die Seelen seiner Zöglinge in Beziehung auf Tadel und namentlich jede Empfindung der Schande. Es macht sich dabei wieder die zarte Subjektivität unseres Dichters geltend, der sich denn auch allzusehr in die Seelen anderer hineinfühlt oder seine eigene Seele dort hineinlegt (ähnlich wie E. M. Arndt von seinem Männertrotz aus auch für die Knaben jede Körperstrafe als eine Art von Ehr- und Lebensschändung ansieht, die die unbedingteste Abwehr rechtfertige). Als ob jede tiefere Beschämung unauslöschlich in die Seele brenne, so sieht Jean Paul die Sache an, was denn zum Glück keineswegs für jede jugendliche Natur und namentlich nicht innerhalb eines gesunden Gemeinschaftslebens zutrifft. Der weitere Vorschlag, überhaupt niemals die Person eines Zöglings als solche zu tadeln (oder auch zu rühmen), sondern immer nur die Handlung oder etwa die Eigenschaft, hängt mit des Autors Respekt vor der Individualität, ihren Entfaltungsrechten, ihrer inneren Selbständigkeit zusammen und mit seiner Scheu vor einer tiefergreifenden Gegenwirkung: es sollen gleichsam immer nur gröbere Außenblätter von der Pflanze hinweggenommen werden, so daß die zart wertvolleren sich besser entfalten können. Was in Wirklichheit alles bei der möglichst unbehinderten Selbstentfaltung auch an sehr Üblem herauskommen kann, das läßt uns schon unsere heutige Kenntnis aller der feineren pathologischen Erscheinungen gerade auch im Jugendalter eher abschätzen, als es der doch immer in höheren Sphären hin-

lebende Verfasser der Levana konnte, obwohl auch jetzt wieder nicht wenige nur von erzieherischer Einwirkung alles Üble ableiten und von dem Verzicht auf solche den künftigen Idealmenschen erwarten; bei diesen Modernen aber ist nur Kulturverzweiflung, was bei Jean Paul optimistisches Vertrauen war.

Ein fernerer Punkt, an dem der Autor jede Hemmung dieser Selbstentfaltung abwehrt und davor behüten will, ist der Eingriff durch künstliche Verfrühung. Darin war ja Rousseau mit Ansichten und Forderungen vorausgegangen, die den schneidendsten Kontrast zu allem in der Kulturwelt Üblichen bildeten. Denn mit Ängstlichkeit hatten die neuen wie die alten Humanisten, wie auch schon ihr Vorbild Quintilian, hatten ferner die Pietisten und auch die Weltleute auf frühen Beginn von Lehre und Formung gehalten, so daß die an das frühe Alter gestellten Anforderungen auch uns heute durchaus unnatürlich erscheinen müssen. In gewissen Kreisen wenigstens hatte Rousseaus großer Protest auch bereits praktische Wirkung getan. Eine Äußerung Jean Pauls scheint vielleicht Rousseau noch zu überbieten: »Ehe der Körper des Menschen entwickelt ist, schadet ihm jede künstliche Entwicklung der Seele.« Doch dieser Satz ist freilich viel zu allgemein, als daß er ein deutliches Programm einschlösse. Was unser Autor in Beziehung auf Zurückhaltung mit planvollem Unterricht fordert, wo er nur an das erste Jahrfünf des Lebens denkt, ist gegen Rousseau gehalten sehr wenig. Aber man liebte es eben vielfach, noch ein oder zwei Jahre früher damit zu beginnen. Bestimmter äußert er sich, indem er frühen philosophischen Unterricht (nur frühen!) zurückweist und dafür mathematischen einsetzt, in diesem Punkte eine Korrektur seines eigenen jugendlichen Bildungsganges vollziehend. Frühes Reflektieren und Abstrahieren überhaupt bekämpft er mit den auffallend scharfen Worten, das heiße »den Leib giftig zersetzen, Herz und Glauben auflösen, die kindlichen Herzblätter und Blüten zerrupfen«. Selbst der leidenschaftlich naturalistische E. M. Arndt würde das nicht überbieten, der immer um den »Verlust der Fülle, Unmittelbarkeit, Ganzheit« bangt und eifert: denn um diese Besorgnis, Verlust

der Unmittelbarkeit des Fühlens und eines naiv glücklichen Selbstbewußtseins, muß es sich ja bei jenem Urteil handeln.

Am meisten mag es übrigens überraschen, daß Jean Paul die »Dichtkunst« bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre von dem Zögling fern zu halten wünscht — nicht Dichtung schlechthin, weder den Wohlklang gereimter Sprache, noch die Phantastik der Märchen oder Ähnliches. Er denkt offenbar an eine eindringende und auch analysierende Beschäftigung mit höherer Kunstpoesie oder sonstigen großartigen Gebilden der Dichtung, mit der Ode, dem großem Epos, dem Drama u. s. w. Und wenn man bedenkt, daß es eine echte deutsche Kinderlyrik zu Jean Pauls Zeit noch nicht gab, daß diese erst im Laufe und zumeist erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen worden ist, und daß durchaus Lehrhaftes oder Gelehrtes der frühen Jugend geboten zu werden pflegte, daß man in der Praxis den Ton noch nicht gefunden hatte, der den Einklang der jugendlichen Seelen verbürgte, so wird unseres Poeten antipoetische Erklärung verständlich.

Unverständlicher ist es fast immer seinen Lesern geblieben, wie er jene zeitige ausdrückliche Pflege des »Witzes« — nicht bloß als naiver junger Lehrer betreiben, sondern noch Jahrzehnte später, auf der Höhe seiner Reife und im Stadium vollster Besonnenheit, empfehlen konnte. Daß der Witz »das neue Ideenwerk zwinge, immer schneller zu gehen«, daß er durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen gebe«, klingt freilich sehr gut, und die Frage, warum wir so wenig Erfinder hätten gegenüber so vielen Gelehrten, mag wirklich zu denken geben. Übrigens haben jedenfalls die technischen Erfinder sich seitdem außerordentlich gemehrt, und als Grundlage für Erfindungen ist doch vor allem eine recht eindringende und zusammenhängende Kenntnis des Sachgebiets zu betrachten. Das Gesunde an Jean Pauls Vorschlag (denn Ungesundes läßt sich hier nicht in Abrede stellen) kommt darauf hinaus, daß ein freies geistiges Verfügen über aufgenommene Stoffe und Gedanken zu der bloßen Aufnahme hinzukommen soll, und daß dieses Verfügen nicht etwa schon mit dem geleistet ist, was Herbart Methode oder Ziller Funktion

nennt, daß es sich nicht bloß in angeordneten Bahnen bewegen, sondern daß auch frei auftauchende Gedanken der Zöglinge, individuelle Meinungen, augenblickliche Einfälle, das Auffinden versteckter Zusammenhänge u. dergl. ihre Stätte und ihr Recht im Unterricht haben sollen, daß derartiges nicht verwehrt, nicht zurückgewiesen, sondern gewürdigt und genützt werden soll. Nicht bloß das in ordnungsmäßigem Zusammenhang Entstehende, sondern auch das frei Aufspringende zu schätzen, muß einem unpedantischen Erzieher und besonders einem, der an Ursprüngliches glaubt, nicht schwer fallen. Die Schule sollte nicht allzusehr Schule und nur Schule sein. Die Art freilich, wie Jean Paul den Witz in seiner Schulsphäre gepflegt hat und wie er diese Pflege auch später aufrecht erhalten möchte, deckt sich n i c h t mit jener unserer freieren Auffassung, und man kann die Frage nicht unterdrücken, ob in diesem Punkte nicht gerade das vorliege, was er grundsätzlich bekämpft, nämlich eine »künstliche Entwicklung«, die »der Seele schaden« würde.

Um auf die Abwehr geistiger Verfrühung im ganzen zurückzukommen, so scheint die geschichtliche Entwicklung dahin zu gehen, daß ein immer weiteres Zurückschieben des planmäßigen Unterrichts überhaupt, aber auch seiner einzelnen bedeutenderen Aufgaben und Stadien erfolgt. Man vergleiche nicht bloß die tatsächliche Ordnung der Dinge, sondern auch die herrschenden Meinungen von heute mit denen vor einem halben Jahrhundert, einem ganzen, einigen oder mehreren Jahrhunderten. Wie das zu erklären, sei hier nicht untersucht. Andrerseits aber ist es freilich erstaunlich, wie viel die Berührung empfänglicher junger Geister mit — nicht bloß einfach überlegenen, sondern emporziehenden Persönlichkeiten hier tut: ein Lehrer von ungewöhnlichem Geist vermag ohne besondere Absicht schon in sehr jungen Zöglingen ein geistiges Leben zu entfachen, wie man es unter gewöhnlichen Verhältnissen höchstens viel später erwarten darf.

Dies mag hinüberführen auf die Bedeutung der Lebensübertragung in Jean Pauls Erziehungstheorie. Sie wird sich viel kürzer behandeln lassen. Schon in jener Bezeichnung des Kinderglaubens als »einsaugender Fähigkeit« liegt ein

Hinweis auf die Wirkung, die das innere Leben, Fühlen, Bewerten reifer Personen auf das empfängliche Innenleben unentwickelterer übt. Und übrigens ergibt das die einfachste Lebensbeobachtung alle Tage. Für wen seine Stellung gegenüber andern eine derartige Übermittelung nahe legt, der muß umso mehr auf das von seiner Seite kundwerdende Leben achten oder vielmehr es pflegen. Die Forderung also, daß »der Kinderglaube uns heilig sein« solle, ist ein edles Seitenstück zu der antiken Maxime: *maxima debetur puero reverentia.* Und neben den lebendigen Personen der Erziehenden sind es dann hehre Gestalten der Geschichte und der Dichtung, an deren Anschauung »Leben sich entzünden« kann, Leben oder Gesinnung oder Wille. Darf dieser Gedanke (der eins der besten Stücke der neuhumanistischen Anschauungsweise ist) gegenwärtig als allgemein anerkannt gelten, so weiß doch Jean Paul davon mit so originellen und hinreißenden Worten zu reden, daß er Neueres zu sagen scheint als wirklich der Fall ist. Daß er dem Lehrhaften eine geringe Wirksamkeit zuerkennt, z. B. gegenüber dem natürlichen Bilden wie es durch das Leben in der Familie erfolgt, daß er keinen Moralunterricht als solchen will, indem es statt dessen vielmehr gelte, »Leben, Genie, Herz zu wecken mit Lebendigem«, ebenso auch keine angehängte Moral an erzählte Geschichten, das paßt durchaus zur gesamten persönlichen Stellungnahme unseres Autors. Die »Geschichte als dritte Bibel«, wie die Natur als zweite: auch das schließt ja ein, daß freiwilliges und unmittelbares Sichversenken (denn die Bibel war es, die man immer wieder las und las und an der man sich innerlich bildete) seine lebengebende Wirkung tun soll. Hierher würden ferner die schönen Ausführungen über die Liebe gehören, diese »positive Sittenlehre«, die »alles zusammenhaltende Gottheit«, ihre ewig unmittelbare Kraft, ihr lebendiges Aufspringen in den Herzen.

Indessen es ist doch auch Bestimmteres als solche große Gesamtstimmung, was übertragen wird, um in den jungen Seelen zu wirken. »Gebt dem Knaben eine Idee«, ist unseres Schriftstellers Zuruf, eine Idee wie die der Ehre, gebt ihm Ideen für langes, zusammenhangendes Wollen! Und diese

zu übermittelnden, einzupflanzenden Ideen, zu denen auch Vaterland und Freiheit gehören, sind denn natürlich nicht einfach Begriffe, Formulierungen; man »gibt« sie nicht, wie man Aufträge gibt oder Direktiven oder auch wie eine Tageslosung, sondern sie müssen zunächst als lebendig treibende Kräfte in andern geschaut und gefühlt werden, sodaß es sich wieder um nichts anderes als die innere Übertragung besten persönlichen Lebens handelt.

Sie bilden ein Stück dessen, was wir Ausrüstung des Zöglings nennen können, das beste Stück dieser Ausrüstung natürlich. Denn daran denkt Jean Paul eben doch auch. Daß er nichts von der »Staatsbrauchbarkeit« als festgesetztem Ziel der Erziehung wissen will, schließt nicht ein, daß er vergäße, für das Leben tüchtig zu machen; indessen handelt es sich ihm eben um das innerste persönliche Tüchtigsein, entsprechend dem Geiste aller der Besten unter seinen Zeitgenossen. Eine Ausrüstung soll es sein, so sagt er sehr allgemein an einer Stelle, mit den dreifachen Kräften des Willens, der Liebe, der Religion, wobei denn unter Wille mehr an die formale Seite gedacht sein muß, die Fähigkeit zum Wollen, zu bewußtem, zusammenhängendem, ausdauerndem Wollen, während mit Liebe und Religion die beherrschende innere Stimmung angedeutet ist, die dem Wollen Richtung und letzte Ziele bestimmt. In einer Zeit wie der heutigen, wo man überall nach Willensbildung als der eigentlichen Aufgabe der Erziehung ruft, nach Willensbildung als solcher, und ihr um ihrer selbst willen schon einen Wert zuzuerkennen bereit ist, ohne daß ideale Gesamtziele als wertbestimmend dabei in Betracht kämen, mag man zu Jean Paul als einem auf ganz jenseitiger Höhe Stehenden hinüberblicken. Daß ein Jahrhundert der Kulturentwicklung nicht notwendig eine aufwärtslaufende Linie bedeuten müsse, kann man sich daran klar machen.

Zu jener inneren Ausrüstung käme dann die äußere, wesentlich bestehend in der rechten körperlich-seelischen Abhärtung. Abhärtung hat eben auch seit Rousseau Losung für alle von der überlieferten Zivilisation und ihren Maßstäben unabhängig gewordenen Pädagogen sein müssen, nach-

dem die hygienischen Gewöhnungen mehr und mehr in kläglicher Weise von natürlicher Kräftigung hinweggeführt hatten, wie man denn mit Wärme, Stubenhocken und Medikamenten sein leibliches Leben am besten zu sichern glaubte. War doch der junge Richter selbst keiner vernünftigen Erziehung in dieser Hinsicht teilhaftig geworden und hatte er doch sich selbst emanzipieren müssen, um dann sein Leben lang körperliche Abhärtung in den Dienst seines Willens zu stellen. Seines Willens: denn mehr noch als um Sicherung leiblicher Gesundheit, um Erhöhung körperlicher Leistungsfähigkeit handelt es sich ihm, um die Unterwerfung des Leiblichen, um Disziplinierung im Interesse des Willens. Das schöne Wort von dem Körper, der als »der Panzer und Küraß der Seele gestählt werden« soll, sagt alles. Härtung also, Schmeidigung gilt es, um widerstandsfähig zu machen für Krieg und Kampf, um das Ich zum wahren Herrn seiner selbst zu machen. Weichheit und Sentimentalität, die die Leser einer gewissen Periode immer vor allem bei Jean Paul fanden, liegen (wie bekanntlich auch seinem persönlichen Leben) seinem Erziehungssystem ferne.

Ist es noch nötig zu sagen, gegen welche Mächte der Zögling zum Kampfe tüchtig sein soll? Das Böse, oder die Sünde, oder auch die niedere Sinnlichkeit, oder die schlechten Triebe — diese und ähnliche Begriffe spielen in der Levana eine sehr geringe Rolle. Nur vorübergehend ist es, daß ein Bild wie das von dem guten und dem bösen Pol des Herzens auftaucht, daß auch selbst der Teufel zur Erwähnung kommt. Was Jean Paul am liebsten als das zu Bekämpfende sich vorstellt, ist »die Zeit«, also die Lebensauffassung und Lebensführung der Durchschnittsmenschen, die ärmliche Mittelmäßigkeit der Vielen. Viel Übles weiß er ja seiner Zeit zu sagen. Objektive Richtigkeit muß man dafür nicht aufsuchen. Dem Idealisten ist eben die Mitwelt im Ganzen gemein. Und gegen das Gemeine, das innerlich Enge, Niedrige, Schwunglose muß sich für ihn der Kampf richten, ihn der in äußerer Enge und bürgerlicher Einfachheit des Lebens sich wohl fühlte, der aber nicht einfach gute Menschen aufwachsen sehen wollte statt böser, sondern höhere Wert-

naturen statt gewöhnlicher. Es scheint freilich, als ob er für ein solches Aufsteigen zur Höhe die Möglichkeit so ziemlich bei jedem gegeben glaube.

Zur Stählung für das Leben, zu eigentlicher Tüchtigmachung gehört aber schließlich doch auch, daß der auszubildende Mensch Beschränkung, Hemmung, Gegenwirkung erfahren habe. Soweit läßt Jean Paul sich nicht von seiner optimistischen Stimmung fortreißen, daß er diese Aufgabe überhaupt verkennte. Das Gewährenlassen, das Sichentfaltenlassen ist die erste große Norm, aber die einzige kann es nicht bleiben. An ein wirkliches Gleichgewicht, wie es später Schleiermacher zwischen »Unterstützung und Gegenwirkung« aufstellte, denkt Jean Paul noch nicht. Aber ein gewisses Gewicht erhält bei ihm eben auch die beschränkende, hemmende, unterwerfende, korrigierende Wirksamkeit. Hat übrigens doch schon Rousseau mit seinem berühmten Wort, es gelte »vor allem zu verhüten daß etwas getan werde«, nur herrschender Gepflogenheit namentlich für das frühe Stadium entgegentreten oder einen neuen Gesichtspunkt einem allzusehr herrschenden entgegenstellen wollen: Hemmung und Beschränkung der Selbstbewegung des Zöglings fehlt auch bei ihm nicht. Daß Jean Paul nicht sich mit Rousseau beschränkt auf das Anrennenlassen gegen natürliche Schranken, daß er nicht bloß die blinde Notwendigkeit der Sachen gelten lassen will, sondern den Zögling seine Schranke auch in dem maßgebenden höheren Willen des Erziehers finden lassen, ist schon oben bei der Zusammenstellung mit Rousseau erwähnt worden. Er soll, so sagt unser Buch, »eine höhere Notwendigkeit kennen statt der stockblinden.« Kennen lernen soll das Kind einen bestimmenden Willen.

So denn auch einen strafenden! Und alle Unlust unseres Autors, von Strafen bei der Kindererziehung zu reden, verführt ihn doch nicht dazu, diese für annähernd unentbehrlich zu halten. Wenn er sagt, Strafe dürfe nur auf das schuldige Bewußtsein fallen und Kinder hätten anfangs noch kein solches, so ist das ja für die mit »anfangs« angedeutete Periode richtig; aber daß sich ziemlich früh doch schon ein Schuldbewußtsein zu bilden vermag, wird der von

keiner fertigen Theorie beeinflußte Beobachter immer wieder finden — wie löblich es auch ist, daß die moderne Psychologie hier festere Unterscheidungen (z. B. in Beziehung auf »Kinderlügen«) zu gewinnen sucht. Jenem Verhältnis hat Herbart bekanntlich durch seine Unterscheidung von Strafen der bloßen Kinderregierung und Strafen der Zucht (d. h. der eigentlichen Erziehung) Rechnung zu tragen gesucht: die ersteren »Strafen« sind denn also vielmehr nur Maßnahmen, die das Verbotene und Verfehlte als solches fühlbar machen sollen, fühlbarer als es die Wort- und Gebärdensprache tun könnte, und den Namen Strafen führen sie nur uneigentlich.

Um aber auf den entgegenwirkenden erzieherischen Willen überhaupt zurückzukommen, so muß derselbe vor allem in sich konsequent sein. Einheit in der erzieherischen Einwirkung, Einheitlichkeit im Verfahren derselben erziehenden Person und Einmütigkeit zwischen den Zusammenwirkenden, das natürlich ist eine durch alle sonstigen Forderungen sich hindurchziehende Norm, die ja durchaus nichts für Jean Paul Charakteristisches bedeutet; welcher andere Pädagog würde von ihr absehen? Worauf es aber unserm Autor ankommt, ist, daß unter dieser Bedingung der erzieherische Wille nie als Willkür empfunden werden könne. Der Zögling kommt vor eine nicht minder gewisse Notwendigkeit wie die der Sachen zu stehen, indem er einen nie schwankenden und nicht zu erschütternden sittlichen Menschenwillen sich gegenüber findet. Und darum soll denn auch keinerlei »Vermummen der Verbote« stattfinden, soll das Ja oder Nein unverhüllt dastehen.

Doch noch in einer andern Beziehung möchte Jean Paul grundsätzliche Beschränkung der Jugend zuteil werden lassen. Nicht etwa einfach im Vorenthalten jedes Luxus (und dies nicht bloß, weil »an zu reicher Wirklichkeit die Phantasie verwelkt«), sondern auch durch absichtliche zeitweilige Unterbrechung der jugendlichen Lust. Die Kinder sollen »gesunde Nachtkühle auch im geistigen Sinn« haben. Und auch Langeweile sollen sie zuzeiten kennen lernen, damit sie künftig — weil ihrer doch im Leben so viel ist — nicht daran sterben. Dies natürlich sind unwesentliche Punkte, und die

Wirklichkeit wird dergleichen immer selbst da mit sich bringen, wo man es grundsätzlich aus dem Programm ausschlösse. Im Beschränken bleibt Jean Paul eben doch äußerst zurückhaltend. Seine Sache ist das Fördern, das Begünstigen, das Beleben. Vorübergehend spricht er wohl auch von der »heilenden« Pädagogik, und hat damit schon freundlich angedeutet, daß die Gegenwirkung wesentlich auf eine Wiederherstellung (des ursprünglich Gesunden oder Guten also) abzuzielen habe. Dieses Gebiet aber im einzelnen zu bearbeiten, will er andern überlassen.

5.

Sind hiermit Punkte von allgemeiner, durchgehender Bedeutung berührt, so wäre es im vorliegenden Rahmen nicht möglich, zu allen einzelnen Anregungen Stellung zu nehmen, die sich aus der Fülle unseres Buches ergeben. Unsere wichtigste Aufgabe mußte doch sein, den reichen Inhalt selbst vorzuführen. Wie viele der einzelnen Urteile könnten zu ausgedehnten Betrachtungen Anlaß geben! Aber sollen wir nicht diejenigen noch herausheben, die am meisten zum Widerspruch auffordern werden? Denn natürlich, auch an solchen fehlt es nicht: eine Individualität wie die Jean Pauls kann nicht umhin, hie und da Andersdenkenden Anstoß zu geben, und eine ihrem unmittelbaren Fühlen so sehr vertrauende Natur muß wohl auch hie und da positiv irren. Dazu bleibt Jean Paul doch mehr als z. B. Goethe in manchen Anschauungen seiner Lebenssphäre und seiner Zeit befangen. Bei dem, was er über weibliche Natur und auch über weibliche Erziehung sagt, mag das am meisten entgegentreten; aber es steht dort zwischen vielem Vortrefflichen und ewig Gültigen. Bestimmter noch haben wir jedenfalls gewisse, etwas eigenwillige hygienische Ratschläge zurückzuweisen: zwar nicht etwa das ganz gut erfundene Donnerwetterbad, um so entschiedener aber die Befürwortung von Wein und leichtem Bier für die Kinderjahre. Über diesen Punkt hat man eben bis nahe an die Gegenwart sich an ganz subjektiven Eindrücken und Einbildungen genügen lassen, und schon ein berühmter pädagogischer Vorgänger Jean Pauls, nämlich Locke, macht uns

mit seinen Vorschriften über Obst und Biergenuß lachen (da zum Ärger kein Anlaß mehr ist). Daß es gut wäre, Kinder in die Oper zu schicken, konnte ein ernster Mann nur aussprechen, wenn er harmlose romantische Singspiele mit allerlei Augenlust und angenehmem Getön im Sinne hatte; daß selbst dann die aufregende Wirkung zu stark zu sein pflegt und die krassen Sinneseindrücke der zarten Phantasie nachteilig werden, darf man heute um so bestimmter aussprechen, als die gute Gesellschaft unserer Tage hier wie auf manchen Gebieten zur Verfrühung neigt.

Auch nach anderer, mehr abstrakter Seite gerät unser Autor zuweilen über die Grenzen des Haltbaren hinaus. Daß Nichtwissen niemals ein Schade sei, mag halbwegs hingehen; daß »der Irrtum weniger das Gegenstück als das Seitenstück der Wahrheit« sei, ist, wenn nicht ein bloßes Spiel des Gedankens, mindestens für unsern Zusammenhang zu tief, um brauchbar zu sein. Auf wirklicher Beobachtung scheint es dagegen zu beruhen, daß Gebieten die jungen Zöglinge weniger irren werde als Verbieten. Eine noch weiter geführte Beobachtung indessen ergibt, daß sich in diesem Punkte (außer den Individuen, wie doch selbstverständlich) die Altersstufen sehr unterscheiden: dem reiferen Zögling pflegt das Gebieten peinlicher zu sein, weil er einen eigenen Willen fühlt und ungern sich im Dienst eines fremden findet; auf früherer Stufe dagegen wirkt das Verbieten nicht viel anders wie die natürlichen Schranken der Möglichkeit, und das Gebieten hat den Reiz, daß ein Tun erfolgen soll.

Ein origineller Zug, der noch nicht zur Sprache kam, ist die Aufstellung des Geschäfts- oder Weltsinns gegenüber der abstrakten Reflexion. So originell freilich, wie er uns jetzt scheinen mag, ist der Gedanke nicht, daß auch jener Sinn einer zeitigen Pflege bedürfe; nicht bloß bei den Philanthropen, auch bei Kant und schon bei den Pietisten (Hamann eingeschlossen) findet sich Ähnliches. Während nun Jean Paul schön zu schildern weiß, was dieser »Sinnen-Sinn« alles umfassen möge (als Gegenwart des Geistes für die äußere Gegenwart, äußere und innere Anschauung, Empfindungen und Ideen aufs schnellste verschmelzend, anschauend, vorausschauend und

eingreifend zugleich), gesteht er doch zu, daß eine rechte Palästra zur Entwicklung dieser Kraft für die Jugend schwer anzulegen sein werde; nur »übende Handgriffe« dafür sollen also zunächst ins Auge gefaßt werden, und witzig genug wünscht er schließlich, daß die Erzieher die nötigen Verlegenheiten dazu für die Zöglinge erfinden möchten. Dieser Aufgabe hätte man also wohl auch heute erst nachzudenken.

Manchem, was Jean Paul gewünscht oder prophezeit hat, ist seitdem Verwirklichung zuteil geworden. Ähnlich wie er es wünschte ist nicht wenig Naturwissenschaftliches in die Schullehrpläne eingedrungen. Es wird durchaus die heimische Tierwelt vor derjenigen ferner Länder bevorzugt, wie auch neben der Gestalt der Tiere das Tier-Leben zur Darstellung zu kommen pflegt. Es findet Einführung in die heimische Poesie statt geraume Zeit vor derjenigen in fremdsprachliche; und auch auf den Wert einer Analyse der »Alltagssprachbilder« hat man sich ja in den letzten Jahrzehnten (durch Rudolf Hildebrand) wieder hinweisen lassen; daß schon Jean Paul diese Anregung gegeben hatte, war wohl vergessen. Die Forderung staatlich zu errichtender Kunstschulen ist nicht unerfüllt geblieben. Und um vom Ästhetischen und Geistigen auf das ganz Natürliche zurückzublicken: das Wohlgefühl der Kinder in möglichst leichter Bekleidung würdigt man nun schon seit langem und schaut mit mitleidigem Kopfschütteln auf die Porträts der eingeschnürten Kinder aus den früheren Jahrhunderten.

6.

Was in den Systemen der Pädagogik den breitesten Raum einzunehmen pflegt, die Unterrichtslehre nämlich, hat Jean Paul als Ganzes hereinzuziehen nicht unternommen; aber ein nicht unerheblicher Teil ihrer Probleme wird immerhin berührt, und originelle Urteile werden dabei nicht vermißt, manches natürlich auch gefordert, was ohnehin der Theorie oder Praxis nicht fremd ist. Wie ein Gedanke nicht entlehnt sein muß, weil er in mehr als einem Kopfe auftaucht, so muß ein ungewöhnlicher Geist nicht immer Ungewöhnliches denken. Hübsch aber und von praktischer Bedeutung ist z. B. die

Bemerkung über die Ähnlichkeiten als Ruder der Erinnerung und Klippen des Gedächtnisses, praktisch schätzbar sind auch alle die Ausführungen über Gefährdung und Förderung der Aufmerksamkeit, verständlich von seiner eigenen Natur aus die starke Befürwortung des Schreibens, von dem er freilich ohne Berechtigung für die Allgemeinheit annimmt, daß es Ideen schaffend wirke; sehr treffend ferner und auch jetzt noch oder jetzt wieder zeitgemäß die Äußerungen gegen das Schreibensollen über beliebige Themata, für die der Schüler innerlich nichts mitbringt (»Gift jeder Darstellung ist eine ohne lebendigen Gegenstand und Drang«), und ebenso gegen aufgegebene Briefe an fingierte Personen (wobei nur »ein Totenschein der Gedanken« herauskommt). Dazu paßt, daß ihm der Versuch nichtig dünkt, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anzublasen »am Exponieren des Tyrtaeus«. Daß man »das Große suche, um es zahm, lastbar und zahnlos im Stall zu haben«, ist ihm törichte pädagogische Elephantenjägerei. Und das Wort von den »wirklichen Größen«, die »das Knabenherz gesund spannen«, wird bei Auswahl und Behandlung der Lektüre und sonstigen Unterrichtsstoffs immer wieder ins Gedächtnis zu rufen sein. Ebenso, daß frühzeitige Vorführung »gemischter Charaktere« vom Übel ist.

Von mehr formaler und sehr allgemeiner Bedeutung ist unseres Autors Abneigung gegen beständiges Springen von einem Gegenstand auf den andern, gegenüber einem eindringenden Verweilen bei dem nämlichen, was denn an die alte Forderung des Ratke und anderer erinnert: *non nisi unum eodem tempore.* Es kommt freilich darauf an, wie dieses *unum* gemeint ist und welche Mannigfaltigkeit der Betätigungen und Anregungen es noch zuläßt. Gegen das Vielerlei der Lehrpläne wird immer Abneigung haben, wer wesentlich an eine ideale Menschenbildung, und zwar von einem inneren Zentrum aus, denkt. So hat denn auch zu den sogenannten Realien Jean Paul eine recht klare (oder freundliche) Beziehung nicht zu gewinnen vermocht. Eine wirklich bildende Behandlung derselben war ihm eben noch nicht bekannt geworden und ebensowenig hatten ihn eigene Gedanken darauf geführt. Auch zum Unterricht in der Geschichte hat er keine recht

feste und uns Genugtuung gebende Stellung gewonnen; lange Zeit hat er ihm weder rechtes Verständnis noch Wohlwollen entgegengebracht, schließlich aber doch die daraus zu ziehende begeisterte Gesinnung nicht verkannt. Hübsch ist übrigens der Gedanke, daß in die Geschichte der Gegenwart »etwas pikante Zukunft eingeträufelt« werden solle. Ganz im Vordergrund stehen auch bei Jean Paul die Probleme des Sprachunterrichts. Auch er schätzt, wie so viele große und kleine Geister, die Grammatik als eine erste Schule philosophischen Denkens, aber auch er findet es richtiger, die Grammatik aus der Sprache zu lernen, als die Sprache aus der Grammatik, worin er eben wieder mit zahlreichen Stimmen aus seiner wie unserer Zeit zusammentrifft, ohne daß darum die sehr komplizierte Frage so einfach entschieden werden könnte. Was er über gruppierendes Vokabellernen sagt, und zwar mit Gruppierung nach sachlicher Zusammengehörigkeit, nicht nach formaler, dürfte man wohl auch heute von neuem empfehlen.

Am interessantesten ist wohl den meisten Lesern seine Stellung zu den alten Sprachen. Und seine Äußerungen über dieses Gebiet mögen ebensowohl Unmut erregen wie Befriedigung geben. Ganz einheitlich und klar werden sie nicht erscheinen. Bei den philologischen Lehrern vermißt er meist die rechte Höhe des Standpunkts, die Fähigkeit zu eigentlich literarischem Urteil, und auch sonst hat er Unzulänglichkeit gegenüber dem Ideal reichlich bei ihnen kennen gelernt. Daß die Beschäftigung mit der Antike doch eigentlich zum Verständnis der Gegenwart hinführen solle, steht ihm außer Zweifel, während die Praxis oft sehr jenseitig bleibt. In der üblichen Auswahl der antiken Lektüre findet er viel Verfrühung. Seine eigenen Vorschläge über die wünschenswerte Abfolge werden freilich nicht minderes Kopfschütteln erregen. Er urteilt zu ausschließlich vom Inhalt oder von der Tendenz des Schriftstellers oder von seinem eigenen ethisch-idealistischen Standpunkt aus, ohne die nötige Rücksicht auf die formale Seite. Und auf diesem Gebiete bedarf jede theoretische Meinung der praktischen Erprobung. Schließlich vereinigt er seine unzweifelhafte Hochschätzung

des Altertums mit seinem pädagogisch-kritischen Standpunkt dahin, daß er die Lektüre der Alten zwar reichlich und ernstlich betrieben sehen, aber im wesentlichen einer Stufe höherer Reife zuweisen möchte. »Die hohen Alten den hohen Schulen«: was ja in unsere gegenwärtige Organisation von höheren Schulen und Universitäten nicht mehr passen würde, während es im Ausland zum Teil so hat durchgeführt werden können. Die Tendenz der allmählichen Hinaufschiebung ist indessen seit geraumer Zeit unverkennbar.

7.

Auch abgesehen von den Fragen der Didaktik berühren sich unseres Autors Ansichten vielfach mit pädagogischen Forderungen der Gegenwart, und zwar teils mit solchen, die innerhalb der Welt der denkenden Fachleute erörtert werden, teils auch mit solchen, die in der breiteren Öffentlichkeit, in der Presse, in mancherlei Broschüren, in den Programmen neuer Vereinigungen usw. auftauchen. Auf die Pflege der Erinnerung im Zusammenhang mit der Erziehung zur »Aussage« als einer von der modernen Psychologie anerkannten und wohl zu erheblicher Bedeutung bestimmten Aufgabe kam schon oben die Rede. Daß die Schüler in allerlei Werkstätten zu führen und überhaupt ihnen möglichst viel unmittelbare Anschauung der Dinge zu geben besser sei als der beste orbis pictus oder die Ausstattung mit all den künstlichen Anschauungsmitteln, darin stimmt man heute der in der Levana angedeuteten Überzeugung bei. Daß Denken und Sitzen unmittelbar nach heftiger körperlicher Bewegung keine verständige Zumutung sei (also die Turnstunden nicht beliebig vor und zwischen die Lernstunden zu schieben), ist uns so gewiß wie es dem Verfasser des Anhangs zu seinem § 74 war. Auch daß körperliche Allseitigkeit anzustreben und erreichbar, auf geistige dagegen vielmehr zu verzichten sei, ist die nunmehr durchgedrungene Überzeugung. Zwischen edler Poesie und Religionsinhalt eine Verbindung zu verwirklichen, ist jetzt das Streben der besten Lehrer dieser Gebiete. Für die Ausbildung des Schönheitssinnes als Ziel wesentlich das Nachfühlen des Schönen zu nehmen, bleibt sicher auch jetzt

und in Zukunft das Rechte, dem gegenüber die übenden Versuche im Hervorbringen bei der Allgemeinheit der Schüler nie viel bedeuten werden. Auch die durch die ganze Levana den Lehrenden nahe gelegte Aufgabe, über rein unterrichtliche Einwirkung hinauszustreben zu mehr persönlicher Bedeutung für die Schüler, ist gewiß oder wird doch allmählich mehr und mehr erkannt. Daß die Poesie innerhalb der Jugenderziehung die tiefere Bedeutung zu bewahren habe gegenüber der bildenden Kunst, wird zwar in gewissen Kreisen nicht mehr so recht anerkannt, wo man mit der Einführung bildender Kunst in die Schule oder der Einführung der Jugend in die bildende Kunst sehr Ernst machen möchte und Großes davon erwartet, aber wahrscheinlich zu Großes. Dagegen wird Jean Pauls Zuruf: »Erzieht das deutsche Auge, das dem deutschen Ohr so sehr nachsteht« von jedem Verständigen gern gehört werden — nicht in dem Sinne, daß nun das deutsche Ohr in eine Art von Ruhestand zu versetzen wäre, aber im Sinne eines verhältnismäßigen Ausgleichs. Ganz wenig ist in diesem Sinne seit der Abfassung der Levana nicht geschehen.

Und noch andere Wünsche unseres Dichters sind erfüllt worden, der eine oder andere vielleicht nur allzusehr; andere scheinen einer Erfüllung entgegenzugehen. Daß der Staat seine Pflicht nicht erkenne, durch schöne öffentliche Bauten und Anlagen der Entwicklung des Kunstsinnes zu Hilfe zu kommen, kann man seit Ludwig I. von Bayern und unter solchen, die ihm nachstrebten oder nachstreben, nicht mehr behaupten. Die Frage: »Liegen denn Thron und Kunst so weit auseinander?« wäre nicht im mindesten mehr zeitgemäß. Aber auch die Klage über mangelnde erzieherische Wirkung des Staates erhebt nun nicht leicht mehr jemand; zu viel von solcher Wirkung, und nicht just die glücklichste, sehen manche. Erfreulicherweise ist aber auch jene ganz andere Klage nicht mehr zu erheben, daß der Staat den Peinigungen der wehrlosen Unschuld (Kindermißhandlung) gleichgültig zusehe. Spielschulen den Lernschulen vorausgehen zu lassen, hat man sich nun allerwärts längst gewöhnt. Allerlei die Abhärtung Betreffendes ist nicht minder verwirklicht, wie denn eine weitgehende Strumpflosigkeit auch der Mädchen den Verfasser

der Levana höchlich befriedigen könnte(?). Seelsorgerinnen neben Seelsorgern zu bekommen sind nun auch wir Europäer auf dem Wege, und über die »Isolierung der Knaben und Mädchen gegeneinander« während der Erziehungsperiode denken offenbar die meisten gegenwärtig wie Jean Paul. Ob von ihm unser Zeitalter ein besseres Urteil empfangen würde, als das seinige (in § 35) in Beziehung anf Leidenschaftlichkeit, Zerrissenheit und Unheiligkeit? Doch das gehört kaum zu unserm Thema.

Gewisse Urteile Jean Pauls mögen übrigens auch den leidenschaftlichen Kritiker unseres ganzen heutigen Erziehungswesens Recht zu geben scheinen. Daß man innerhalb des herrschenden Systems »mehr Furcht als Mut großziehe«, drücken manche ungefähr so auch heute aus. Auch daß man noch immer viel zu sehr die Zeit der Jugend als bloße Vorbereitung für das Leben ansehe und entsprechend behandle, ihr nicht genug eigenes Recht zugestehe, entspricht einem weithin herrschenden Gefühl. Und zu den weitest gehenden Emanzipationsforderungen scheint es zu passen, wenn es bei Jean Paul heißt, »der Seelenwuchs des Kindes« müsse leiden, wenn »sein Wille gebogen und gebrochen« werde. Ähnlich mag es auch mit der Forderung erscheinen, daß ein Kind Gehorsam gegen den Willen der Eltern nicht aus anderm Grund als aus Motiven der Liebe und der dankbaren Verehrung leisten solle; wenigstens werden jetzt viele jede unmittelbare Verpflichtung zum Gehorsam gern angefochten sehen, wenn auch Motive wie liebende Anlehnung oder Dankesverpflichtung zurzeit keinen hohen Kurs zu haben scheinen: in unabhängig individuellem Wollen von früh auf möchte man jetzt das alleinige Heil sehen.

Die unmittelbar pädagogischen Fragen sind nicht das Einzige, worin die Lektüre der Levana an innere und äußere Zustände und Probleme der Gegenwart mahnt. Einige ganz kurze Andeutungen hierüber seien noch gestattet. Der (schon oben berührten) tiefen Nachteile und der feineren Gefahren des Zusammenlebens in den großen Städten gerade auch für die Bildung des kindlichen Gemütes wie der inneren Selbständigkeit (mit der äußeren steht es ja ganz anders) hat

Jean Paul schon innerhalb seiner so viel einfacheren Verhältnisse mit ernstem Nachdruck gedacht, wie wir heute dieser Nachteile und Gefahren uns bewußt zu werden um so viel mehr Ursache hätten. Eine so abstoßende erzieherische Verirrung, wie sie in der Veranstaltung von Kinderbällen zutage tritt, erregte schon bei ihm das Gefühl wie bei allen ernsten Menschen seitdem. Die Frage der empfehlenswertesten sexuellen Aufklärung beschäftigte ihn, wie sie Rousseau und die Philanthropen beschäftigt hatte und wie sie wieder die gegenwärtige Menschheit — fast zu sehr — beschäftigt. Der vortrefflichen Kennzeichnung einer gewissen gesellschaftlichen Schicht, in der »man sich vom Nichtstun durch Wenigtun erholt«, hat man auch heute Grund genug sich zu erinnern. Der Anerkennung einer höchst respektabeln Willenskraft bei den Frauen (im Gegensatz zu traditionell trivialer Einschätzung dieses schwachen Geschlechts) muß man heute umso voller zustimmen, und daß die Mädchen der Gegenwart so tüchtig als möglich gemacht werden müssen um einer tüchtigen Zukunft der Nation oder der Menschheit willen, diesen ungefähr so ausgedrückten Gedanken unterschreibt man heute wohl doppelt gerne. Auch daß gegen die Veräußerlichung des Wesens, die nach Lage der Dinge dem weiblichen Geschlecht immer leicht droht, das wahre Mittel »Beseelung des Herzens« sei, ist ein schöner Gedanke, wobei man nicht gerade nur an die Beseelung durch bräutliche Liebe zu denken braucht: auch Beseelung durch ein sonstiges großes Gefühl, ein großes Wollen, eine große Idee beweist diese Kraft. Freilich auch der unglücklich machenden Mitte zwischen Mann und Weib, zu der manche im Streben nach Überwindung natürlicher Grenzen gelangen, hat schon die Levana zu gedenken Anlaß.

Nicht minder deutlich tönen zur Gegenwart herüber unseres Schriftstellers Worte über die Krisen der Religion. Seine Gewißheit, daß das religiöse Bedürfnis unvergänglich sei, daß das, was vielen als Auflösung oder Verderb erscheinen mag, vielleicht nur Neuheit, nur neue Erscheinungsform sei, seine Anschauung von dem Zusammentreffen der Sittlichkeit oder jeder wahren Kraft auf ihrem höchsten Punkte mit

Religion, seine Zurückweisung der Befürchtung, daß ein neuer Lichteinbruch ein Schadenfeuer an Sittlichkeit bedeuten müsse, und alle die schönen Ausführungen über dieses Gebiet (in § 36) können auch heute — nicht bloß zu denken geben, sondern beruhigen, klären, stärken.

Die Levana will ein System nicht sein — nicht bloß was Form und Aufbau, sondern auch was Vollständigkeit betrifft. Weite Gebiete, die für uns zum Ganzen gehören, bleiben fast oder völlig unberührt. Hat doch auch das seit ihrem Erscheinen verflossene Jahrhundert äußere und innere Verhältnisse reichlich umgestaltet. Jean Paul schrieb nur aus dem Bedürfnis seines Herzens, aus dem Schatz seiner Beobachtungen, aus dem Rahmen seiner Lebenssphäre heraus. Er gedenkt nicht der verschiedenen Bildungsschichten, er schreibt im wesentlichen für Familien seiner eigenen sozialen Schicht, allerdings mit einigen großen Abstechern in fürstliche Regionen (die ihm ja auch nicht fremd geblieben waren). Wie er seine individuellen Gesichtspunkte nicht ernstlich durch soziale oder kollektive ergänzt — obwohl die Erziehung zur Liebe und Religion, in die für ihn doch alles ausmündet, die wertvollste soziale Gesinnung ja nie vermissen lassen wird — so kommt auch die Besonderheit nationaler Erziehung nur kaum zur Geltung; doch wird jedenfalls das Allerwertvollste zur Sprache gebracht, nämlich die Einführung in die nationale Poesie. Ebenso kommt die Bedeutung des Gemeinschaftslebens in der Erziehungsperiode nicht voll zur Geltung, obwohl immerhin die gemeinsamen Spiele gewürdigt sind und der wichtige Gedanke ausgesprochen wird, daß Erziehung an einem einzelnen Kinde sich eigentlich gar nicht ausführen lasse; jedenfalls aber sind die Fragen der Organisation der gemeinsamen Erziehung und zumal der öffentlichen außerhalb seines Gedankenkreises geblieben.

Ihm bleibt darum auch vieles von den immer sich erneuenden unerfreulichen Erscheinungen des ganzen jugendlichen Entwicklungslebens fern; er hätte dergleichen wohl kaum sehen m ö g e n. Er ist ein Apostel des Glaubens und Vertrauens — eben auch der jugendlichen Natur gegenüber. Daß ihm das Pathologische noch nicht die reichliche Sorge zu machen

brauchte, die es uns nach heutigem Stand der Kenntnis bereitet, wurde schon oben berührt. Ebenso läßt sich an manchen Stellen die wünschenswerte (oder vielleicht überhaupt die hinlänglich bestimmte) Unterscheidung der Altersstufen vermissen, noch mehr die der auseinandertretenden jugendlichen Typen, nach deren klarer Sonderung wir jetzt so ernstlich streben. Die Analyse der Unterrichtsprozesse endlich vermissen alle diejenigen besonders, denen dies das wesentlichste Stück aller pädagogischen Theorie ist. Aber das unermeßliche Gesamtgebiet der Erziehungskunde verträgt ja wohl eine Verteilung an verschiedene Bearbeiter. Ehre dem, der sein Teilgebiet mit rechter Kraft und Liebe bearbeitet. Jean Paul hat nicht für die Lehrer der Schulen geschrieben. Und nicht jeden wird der Geist seines Buches in gleicher Weise ansprechen. Aber wer, sei er Lehrer oder sonstiger Erzieher, nicht Gewinn aus ihm zu ziehen vermöchte, der müßte sehr spröder Natur, er müßte überhaupt weder echter Lehrer noch Erzieher sein; wer nicht gute Gedanken aus ihm zu entnehmen wüßte, der müßte für sich schon überreich — oder irgendwie besonders arm sein.

Seinen Helden überschätzt leicht, wer eine Monographie über ihn schreibt. Und wer sich lange in ein Buch vertieft hat, mag darin schließlich des Wertes und Reizes zu viel finden. Aber wenig Bücher — gerade auch Bücher über Erziehung — vertragen so viel Vertiefung wie die Levana Jean Pauls.

Göttingen.
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei
(W. Fr. Kaestner).

J. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen gehalten an der Universität Halle von Dr. **F. Medicus.** M. 3.—, geb. Mk. 3.80.

„M. bringt uns ein frisch, gewandt und aus warmer Überzeugung geschriebenes Buch über Fichte, das man zur Kenntnisnahme und Schätzung nur empfehlen kann; — — es wird durchweg getragen von einem großen Ernst des Wahrheitsbestrebens, von einer mannhaften, offenen und ehrlichen Gesinnung; seine Schilderung ist von lebendiger Anschaulichkeit, seine Darstellung flüssig und auch bei den schwereren Fragen wohlverständlich; für das eigene Studium Fichte's werden nützliche Winke geboten: kurz, das Werk ist eine vortreffliche Einführung in die Gedankenwelt eines Denkers, über dessen Bedeutung für die philosophische Arbeit der Gegenwart sich streiten läßt, dessen gesamtes Wirken und Sein aber zu den bleibenden Schätzen unsers Volkes, ja der Menschheit gehört.“ [R. Eucken in den Kantstudien.]

„Hocherfreut hat uns die Fichte-Schrift von F. Medicus. Wir drücken dem Verfasser im Geiste die Hand. M. gibt uns hier eine tiefgründige Arbeit, bei der dem Kenner sofort der Eindruck wird, daß der Verfasser auf Grund eingehendsten Studiums und schärfstens Durchdenkens sämtlicher Schriften Fichtes ihn in seiner geschichtlichen Ableitung, seiner Persönlichkeit, seiner Lehre richtig erfaßt hat . . . Die vortreffliche Ausstattung geht der Gediegenheit der Schrift, die allen Freunden der Wahrheit warm empfohlen sei, zur Seite.“

[M. Runze in der Tägl. Rundschau.]

„Der Weg der Entwicklung, der uns in der Philosophie zu Kant zurückgeführt hat, scheint jetzt von Kant wieder vorwärts zu führen und zwar zu Fichte. Auch Medicus ist in seinen Arbeiten zur Geschichte der Philosophie von Kant zu Fichte weitergegangen und gibt uns hier eine Reihe von Vorlesungen, die im besten Sinne populär, ihrem ausgesprochenen Zweck, für ein tieferes Verständnis Fichtes zu wirken, vorzüglich dienen können: die Persönlichkeit des Mannes, wie die letzten Ziele seiner Lehre treten klar und allgemein verständlich heraus und die spürbare Wärme des Anteils erhöht noch die Wirksamkeit.“ [Literarisches Zentralblatt.]

„Ich muß gestehen, daß mir durch die Vorlesungen von M. die Lehre Fichtes zum erstenmal verständlich und seine Persönlichkeit lieb geworden ist.“

[E. Pfennigsdorff in der Theol. Rundschau.]





